~~ogr 193 n~~
~~Remot. 66~~
Casanova
Remot. II.
11
Rem. II 11-11

<36625210880010

<36625210880010

Bayer. Staatsbibliothek

Aus

den Memoiren

von

Jacob Caſanova de Seingalt.

Elfter Band.

Biogr.
193 n

Aus
den Memoiren
des
Venetianers
Jacob Caſanova de Seingalt,
oder
ſein Leben,
wie er es zu Dux in Böhmen niederſchrieb.

Nach
dem Original-Manuſcript bearbeitet.

Elfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1828.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Campomanes. — Olavides. — Die Sierra Morena. — Aranjuez. — Mengs. — Der Marquis Grimaldi. — Toledo. — Mad. Pelliccia. — Rückkehr nach Madrid zu dem Vater Donna Ignazia's. 1

Zweites Capitel. Liebſchaft mit Donna Ignazia. — Rückkehr des venetianiſchen Geſandten nach Madrid. 60

Drittes Capitel. Eine Unvorſichtigkeit von meiner Seite macht mir Manucci zum Feinde. — Seine Rache. — Meine Abreiſe von Madrid. — Saragoſſa. — Valencia. — Die Nina. — Meine Ankunft in Barcellona. 114

Viertes Capitel. Unvorſichtiges Benehmen. — Paſſano. — Gefangenſchaft im Thurm. — Abreiſe von Barcellona. — Die Caſtel-Bajac in Montpellier. — Nismes. — Meine Ankunft in Aix en Provence. 170

Fünftes Capitel. Aufenthalt in Aix. — Große Krankheit. — Die unbekannte Pflegerin. — Der Marquis d'Argens. — Abreiſe. — Brief von Hen-

Seite
riette. — Geſchichte der Nina. — Nizza. — Turin. — Lugano. — Frau von — 228
Sechstes Capitel. Marazzani wird beſtraft. — Abreiſe von Lugano. — Turin. — Dubois in Parma. — Livorno. — Orloff's Abfahrt mit der Escadre. — Piſa. — Stratico. — Die Marquiſe Chigi. — Abreiſe von Siena in Geſellſchaft einer Engländerin. 287
Siebentes Capitel. Miß Betty. — Der Graf de l'Etoile. — Sir B. M. wird zur Vernunft gebracht. 349
Achtes Capitel. Rom. — Der beſtrafte Schauſpieler. — Lord Baltimore. — Neapel. — Sara Goudar. — Betty's Abreiſe. — Agathe. — Die Calimene. — Medini. — Albergoni. — Miß Chudeligh. — Der Prinz von Francavilla. — Der Schwimmer und die Schwimmerinnen. 418
Neuntes Capitel. Liebſchaft mit Calimenen. — Reiſe nach Sorento. — Medini. — Goudar. — Miß Chudeligh. — Der Marquis della Pettina. — Gaetano. — Der Sohn der Cornelis. — Anekdote von Sara Goudar. — Die Florentiner. — Glückliche Reiſe nach Salerno. — Rückkehr nach Neapel und Abreiſe von da nach Rom. 475

Erſtes Capitel.

Campomanes. — Olavides. — Die Sierra Morena. — Aranjuez. — Mengs. — Der Marquis Grimaldi. — Toledo. — Mad. Pelliccia. — Rückkehr nach Madrid zu dem Vater Donna Ignazia's.

Mein ganzes Leben hindurch vereinigten ſich an den Hauptwendepunkten meines Schickſals immer eine Menge kleiner Umſtände, die darauf ausgingen, mich dem Aberglauben ein wenig geneigt zu machen. Ich vergebe mir ſelbſt etwas, indem ich dieſe Wahrheit anerkenne; allein wie ſoll ich mich ihr entziehen? Das Glück ſpielt mit einem Menſchen, der ſich ſeinen Launen überläßt, wie ein Kind mit einer Billardkugel. Der Kleine ſtößt die Kugel ſo lange hin und her, bis er das Vergnügen hat, ſie in den Beutel fallen zu ſehen, und es wäre unnatürlich von dem Glücke zu verlan=

gen, daß es mit uns umgehe, wie ein geſchickter Billardſpieler mit ſeiner Kugel, deren Entfernung und deren Rückwirkung er vorſichtig berechnet; ja es wåre abſurd, das Glück für einen gelehrten Geometer zu halten, der die phyſiſchen Geſetze unſerer Natur für ſeine Plane berechnet und gebraucht. Dies Glück, das ich, wenn es mit Zufall gleichbedeutend wåre, verachten müßte, erſcheint mir wie eine ehrwürdige Gottheit in den entſcheidenden Momenten meines Lebens. Es hat mir immer gezeigt, daß man ihm unrecht thut, wenn man es blind nennt; es hat mich ſtets nur erniedrigt, um mich zu erhöhen, und immer nur erhoben, um mich deſto ſchneller zu ſtürzen. Ja, es ſcheint ſeine Allmacht an mir ſtets nur geübt zu haben, um mir zu beweiſen, daß es raiſonnirt und der freie Gebieter über alle Dinge der Erde iſt. Zu dieſem Zwecke wandte es alle Mittel auf, um mich gewaltſam zu Schritten zu nöthigen, die mir am Ende bewieſen, daß mein Wille doch nur ein Werkzeug in ſeiner Hand war.

Ich durfte in Spanien nichts zu erlangen hoffen, ohne den Beiſtand des venetianiſchen Geſandten, und dieſer würde in ſeiner Aengſtlichkeit nichts

für mich gewagt haben, ohne den bewußten Brief; dieſer aber würde wieder keine Wirkung gehabt haben, wäre er nicht genau in dem Augenblicke angekommen, wo meine Verhaftung und die Ehrenerklärung des Grafen Aranda zum Geſpräch des Tages geworden war.

Dieſer Brief beſchämte den Geſandten auf das Aeußerſte, deshalb weil er ſich geweigert hatte, vorher irgend etwas für mich zu unternehmen; er gab die Hoffnung jedoch nicht auf, die Welt glaubend zu machen, des Grafen Ehrenerklärung ſey nur darum ſo glänzend ausgefallen, weil er ſie gefodert habe. Sein Liebling, der Graf Manuzzi, hatte mich in ſeinem Namen zu Tiſche gebeten, als der Zufall wollte, daß ich bei Mengs zugeſagt hatte. Manuzzi war klug genug, auch Mengs im Namen des Geſandten einzuladen, und dadurch der Eitelkeit dieſes Mannes zu ſchmeicheln, bei dem ich früher vergeblich Zuflucht geſucht hatte. So wurde dieſe Einladung zu einem Zeichen der Anerkennung, die ihn für die Demüthigung entſchädigte, die er erfahren hatte, als er mich ausliefern mußte. Nach Empfang der Einladung meldete er mir in einem Billet, daß

er mich um ein Uhr in ſeinem Wagen abholen würde.

Ich ging zum Grafen Aranda, der, nachdem er mich eine Viertelſtunde hatte warten laſſen, endlich mit einer Menge Papiere in der Hand erſchien.

Die Sache iſt abgemacht, ſagte er im heitern Tone, und ich denke, Sie können zufrieden ſeyn. Hier ſtelle ich Ihnen Ihre vier Briefe wieder zu, damit Sie dieſelben bei Gelegenheit noch einmal durchleſen können.

Ich erblicke meine Briefe an ihn, an den Herzog von Lozada und an den Juſtiz- und Gnadenminiſter in ſeinen Händen.

Warum, gnädiger Herr, ſoll ich dieſe Briefe noch einmal leſen? Hier ſehen Sie mein Schreiben an den Herrn Alcalden.

Ich weiß wohl; aber leſen Sie nur. Sie werden dann ſchon einſehen, daß, wenn Sie auch Recht haben, es doch nicht erlaubt iſt, dergleichen zu ſchreiben.

Ich bitte um Vergebung, gnädiger Herr. Ein Menſch, der zum Aeußerſten, zum Selbſtmord entſchloſſen iſt, wie ich es war, darf ſo

ſchreiben. Ich glaubte, alles geſchehe auf Ew. Excellenz Befehl.

Sie haben mich verkannt. Doch verfügen Sie ſich jetzt zu Don Emanuel de Roda, der Sie kennen lernen will. Sodann werden Sie mich verbinden, wenn Sie auch gelegentlich einmal zum Alcalden gehen, nicht um ihn um Entſchuldigung zu bitten, ſondern um ihm etwas zu ſagen, das ihn die Beleidigungen vergeſſen machen kann, die er von Ihnen hat hinnehmen müſſen. Wenn Sie dann über dieſe Sache an die Fürſtin Lubomirska ſchreiben, ſo vergeſſen Sie nicht zu erwähnen, wie ich dem Uebel abgeholfen habe. —

Nachdem ich mich ſo mit dem Grafen Aranda abgefunden hatte, machte ich dem Obriſten Rojas meine Aufwartung. Dieſer ſagte mir rund heraus, ich hätte Unrecht gethan, dem Grafen zu ſagen, ich ſey zufrieden.

Was ſollte ich denn noch fodern? fragte ich ihn.

Alles! Entlaſſung des Alcalden, Entſchädigung für die Leiden, die Sie erduldet hatten, mittelſt einer großen Geldſumme. Sie ſind in einem Lande, wo Sie nur vor der Inquiſition, ſonſt vor Niemandem in der Welt zu ſchweigen brauchen.

Dieſer Obriſt Rojas, der gegenwärtig General iſt, war einer der liebenswürdigſten Menſchen, die ich in Spanien kennen gelernt habe.

Ich kehrte nach Hauſe zurück, und zur beſtimmten Stunde erſchien Mengs, mich abzuholen. Der Geſandte empfing mich mit tauſend Liebkoſungen, und überſchüttete Mengs mit Lobeserhebungen darüber, daß er mich bei ſich aufgenommen, und mich vor dem mir drohenden Unheil zu ſichern geſucht habe. —

Bei Tiſche mußte ich alle meine Erlebniſſe in Buen Retiro ausführlich erzählen, ſo wie die Unterhaltung, welche ich ſo eben mit dem Grafen Aranda über die Zurückgabe meiner Briefe gehabt hatte. Jedermann wollte dieſe leſen und ſprach ſich günſtig darüber aus. Die Tafel beſtand aus dem franzöſiſchen Conſul, Abbé Bigliardi, Don Rodrigo de Campomanes, dem berühmten Schriftſteller, und dem gleichberühmten Don Pablo Olavides. Jeder von dieſen ſagte ſeine Meinung über meine Briefe, die der Geſandte raſend nannte; allein Campomanes behauptete, daß ſie durchaus keine Beleidigung enthielten, und geeignet wären, Jeden, und wäre es der König

ſelbſt, zur Hochachtung gegen mich zu nöthigen. Olavides und Bigliardi waren derſelben Meinung; Mengs aber erklärte ſich für die des Geſandten, und foderte mich endlich auf, wieder zu ihm zu ziehen, um den Verläumdungen der Spione ſo auf einmal entzogen zu ſeyn, von denen ganz Madrid wimmelte. Ich nahm dieſe Einladung nur an, nachdem ich mich lange hatte bitten laſſen, und nachdem der Geſandte erklärt hatte, daß ich dem Ritter Mengs dieſe Genugthuung ſchuldig ſey, die mir zugleich zur größten Ehre gereichen würde.

Was mir bei dieſem Mittagsmahle ein wahres Vergnügen gewährte, war die Bekanntſchaft mit Campomanes und Olavides, zwei Männer von Geiſt, wie ſie in Spanien ſehr ſelten ſind, und die, ohne gerade Gelehrte von Profeſſion zu ſeyn, nicht allein alle Vorurtheile und alle Mißbräuche der Kirche kannten, ſondern ſich auch öffentlich dagegen erklärten und auf ihre Ausrottung hinarbeiteten. Campomanes beſonders war es, der dem Grafen Aranda alle Data gegen die Jeſuiten zuſammengebracht und es dieſem möglich gemacht hatte, die ganze Sippſchaft an Einem Tage aus Spanien zu verjagen. Dieſer Campomanes ſchielte,

der Graf Aranda ſchielte auch und der General der Jeſuiten gleichfalls; ich lachte bei Tiſche über den Krieg dieſer drei Schielenden gegen einander, von denen natürlich der Eine den beiden Andern hatte erliegen müſſen. Als ich Campomanes fragte, warum er die Jeſuiten ſo haſſe, antwortete er mir, er haſſe ſie eben nicht mehr als die andern Mönchsorden, die er, wenn es von ihm abhinge, alle mit Einem Schlage vernichten würde. Er war der Verfaſſer aller kleinen Denkſchriften, welche ſeit Kurzem gegen die Corporationen und Stiftungen erſchienen waren, und aufs Genaueſte mit dem venetianiſchen Geſandten befreundet, der ihm die Maßregeln unſers Senats gegen die Mönche mitgetheilt hatte, eine Mittheilung, deren er nicht bedurfte, wenn er geleſen hätte, was unſer trefflicher Paolo Sarpi über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Campomanes, voll Scharfſinn, Muth und Thätigkeit, und Fiscal des oberſten Raths von Caſtilien, deſſen Präſident Aranda war, wurde allgemein für einen Mann anerkannt, der ſich nicht vom perſönlichen Intereſſe, ſondern von wahrer Liebe zum Vaterlande in allen ſeinen Schriften leiten ließ. Alle Aufgeklärten achteten ihn daher hoch

und liebten ihn; doch die Mönche, die Prieſter, die Frommen und der große Haufe, der immer dem Himmel zu mißfallen fürchtet, wenn er etwas gegen das zeitliche Intereſſe der Geiſtlichkeit vornehmen ſoll, kurz, alle Jünger der todten Hand haßten ihn bis in den Tod. Die Inquiſition hatte ihm den Untergang geſchworen, und Jedermann ſagte laut, daß Campomanes in zwei bis drei Jahren Biſchof ſeyn müßte oder ſein Leben in den Kerkern der Inquiſition beſchließen würde. Dieſe Prophezeiung iſt nur zum Theil in Erfüllung gegangen. Campomanes wurde vier Jahre nach dieſer Zeit in die Kerker der Inquiſition geworfen, wo er drei Jahre lang blieb, und die er nur nach einer feierlichen Abbitte verließ. Olavides, ſein Freund, kam noch ſchlimmer davon, und der Graf Aranda ſelbſt würde der Wuth dieſer Ungeheuer nicht entgangen ſeyn, wenn er nicht, als kluger Staatsmann, um den Geſandtſchaftsposten in Paris angehalten hätte, den der König ihm ſogleich bewilligte, froh, ihn auf dieſe Weiſe der Rache der Mönche entziehen zu können.

Karl III., der geiſtesabweſend geſtorben iſt, hat für alle die, die ihn kannten, Wunderdinge

verrichtet, denn er ſelbſt war ſchwach, ſinnlich, eigenſinnig, bigott und entſchloſſen lieber hundertmal zu ſterben, als ſeine Seele mit der kleinſten Sünde zu beflecken. Man ſieht leicht ein, daß ein ſolcher König bald zum Sclaven ſeines Beichtvaters werden mußte. Allein die Anmaßungen der Jeſuiten in Portugal, in Indien und in Frankreich hatten ſie bereits in allen vier Welttheilen verhaßt gemacht, und das Verbrechen des jeſuitiſchen Beichtvaters König Ferdinands VI., der an dem Untergange Enſenada's Schuld war, hatte Karl III., ſeinen Nachfolger, überzeugt, daß er keinen Jeſuiten zum Beichtvater nehmen dürfte, wenn die Staatsklugheit die Vernichtung der Theatiner erfoderte. So nennt man nämlich in Spanien die Jeſuiten, während man die Theatiner ſelbſt Gaetanos nennt.

Derſelbe Beichtvater, der das Gewiſſen des Königs auf den großen Schritt der Vernichtung des Jeſuitenordens vorbereitete, ließ ihm auch freie Hand, als der Graf Aranda ihn von der Nothwendigkeit überzeugte, der Macht der Inquiſition Grenzen zu ſetzen, deren Hauptſtreben dahin ging, die Gläubigen in der Unwiſſenheit, und die Miß=

bräuche, den Aberglauben und die Pia Mendacia in Kraft zu erhalten. Der Beichtvater ließ den König eine Zeitlang gewähren, gewiß, ihn in den Abgrund des Aberglaubens zurückzuſtürzen, ſobald er wollte. Dies gelang ihm auch; zwei Jahre nach meiner Abreiſe ſoll man dem Könige jedoch einen neuen Beichtvater aufgedrungen haben; allein es iſt einmal entſchieden, daß ein bigotter König nur thun darf, was ſein Beichtvater ihn thun laſſen will, und dies kann nie zum wahren Wohl des Staats abzwecken, da die Geſetze der Kirche ſich dieſem geradezu widerſetzen. Antwortet man mir hierauf, daß ein wahrhaft weiſer Fürſt die Staatsangelegenheiten von ſeiner Beichte zu trennen weiß, ſo geſtehe ich das zu; allein ein weiſer Fürſt kennt ſeine Religion auch ohne Beichtvater. Ludwig XIV. wäre der größte König der Erde geweſen, hätte er nicht die Schwachheit gehabt, mit ſeinem Beichtvater zu — klatſchen.

Um dieſe Zeit beſchäftigte ſich das ſpaniſche Cabinet mit einer trefflichen Operation. Man hatte aus verſchiedenen Cantonen der Schweiz mehrere Familien herbeigerufen, um mit ihnen die ſchöne Einöde der Sierra Morena zu bevölkern, eine Ge-

gend, die Jedermann kennt, der Cervantes Meiſterwerk, ſeinen Don Quixote, geleſen hat. Dieſe Landſchaft hat von der Natur Alles bekommen, was eine Gegend reich und wohlhabend machen kann: ein herrliches Klima, fruchtbaren Boden, reines Waſſer und eine glückliche Lage; denn die Gebirge der Sierra liegen mitten zwiſchen den herrlichen Provinzen von Andaluſien und Grenada. Dennoch war dieſes ſchöne und weitläuftige Land eine endloſe Wüſte. Endlich beſchließt das Cabinet des Königs, dieſen Boden auf eine beſtimmte Zeit an Coloniſten zu verſchenken, die man leicht herbeizieht, indem man ihnen die Reiſekoſten vergütet. Sie erſcheinen, laſſen ſich nieder, und die Regierung baut ihnen Häuſer, und richtet eine vernünftige weltliche und geiſtliche Polizei unter ihnen ein. Olavides, ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, unterſtützt dieſe Unternehmung. Er conferirte mit den Miniſtern zu Madrid über die zweckmäßige Einrichtung dieſer Colonien, die Herſtellung einer ſchnellen Juſtiz unter ihnen, die Errichtung von Kirchen (denn die Coloniſten waren ſämmtlich Katholiken), die Anſtellung eines Statthalters, die Einführung der nöthigen Gewerbe, die

Erbauung eines Theaters und eines Circus für die Stierkämpfe, einem Schauſpiel, das in Spanien ſo beliebt iſt, und ſo ſchön, ſo human und ſo vernünftig erſcheint, daß die tiefſten Denker dieſes Landes gar nicht begreifen, wie eine Nation in der Welt exiſtiren könne, die dieſes Schauſpiel nicht kennt. Die guten Schweizer finden alſo in Sierra Morena, neben allem Nöthigen, auch ein ungeheures Amphitheater, um an gewiſſen Tagen dieſes köſtlichen Schauſpiels genießen zu können.

Olavides hatte in der Denkſchrift, die er über die zweckmäßigſte Einrichtung dieſer ſchönen Colonie dem Miniſterium vorgelegt hatte, die Ausſchließung aller Klöſter und Mönchsorden zur Bedingung gemacht und ſeine Gründe dafür angeführt. Allein hätte er die Richtigkeit ſeines Satzes auch mit dem Zirkel in der Hand erweiſen können, ſo bedurfte es doch nicht mehr, die Mönche der ganzen Halbinſel, und den Biſchof, zu deſſen Sprengel dieſe Gegend gehörte, gegen ihn in Harniſch zu bringen. Die Geiſtlichkeit geſtand ihm zu, daß er Recht habe; allein die Mönche ſchrien laut über Läſterung, und begannen ihre Verfolgung gegen

ihn ſo offen und unverholen, daß man an der Tafel des Geſandten ſelbſt davon ſprach.

Nachdem ich Alle hatte ſich ausſprechen laſſen, fiel ich auf die beſcheidenſte Art von der Welt mit den Worten ein, daß alle Mühe fruchtlos ſey, und daß die Colonie binnen wenigen Jahren aus phyſiſchen und moraliſchen Gründen untergehen müſſe. Worauf ich vor allem meine Behauptung ſtützte, war die Verſchiedenheit der Natur des Schweizers. Er iſt eine Pflanze, ſagte ich, die, auf fremden Boden verpflanzt, ſo lange kränkelt, bis ſie ſtirbt. Dieſe Leute, ſetzte ich hinzu, ſind einer Krankheit unterworfen, die ſie das Heimweh, die krankhafte Sehnſucht nach der Heimath, nennen, und die bei den Griechen Nostalgia hieß. Finden ſie ſich außer ihrem Vaterlande, ſo ergreift ſie früher oder ſpäter dieſe Krankheit, und das einzige Mittel dagegen beſteht darin, ſie möglichſt ſchnell ihrer Heimath wieder zuzuſenden; geſchieht dies nicht, ſo ſterben ſie. Man könnte verſuchen, fuhr ich fort, ſie mit andern Coloniſten und Spaniern durch Heirathen zu miſchen — man könnte ihnen für den Anfang Prieſter und Richter aus ihrem eigenen Volke geben, und müßte ſie vor al-

ler Einwirkung der Inquiſition ſichern — denn der ächte Schweizer hat Gebräuche, die von ſeiner Natur unzertrennlich ſind, und Gewohnheiten, z. B. bei ſeiner Brautwahl, die die ſpaniſche Kirche nie gut heißen würde, was denn den Erfolg haben muß, daß ihn die Krankheit des Heimwehs um ſo eher ergreift.

Meine ganze Rede ſchien Don Olavides zu Anfang nichts weiter als ein Scherz; allein gegen das Ende derſelben erkannte er doch, daß das, was ich ſagte, wohl Grund haben könnte. Er bat mich daher, ihm meine Bemerkungen aufzuſchreiben, und mit Niemand, als mit ihm allein über dieſe Angelegenheit zu reden. Ich verſprach, ihm meine Gedanken zu leſen zu geben, und Mengs beſtimmte einen Tag, wo er bei ihm zum Eſſen kommen ſollte. Den Tag darauf ließ ich meine geringen Habſeligkeiten zu Mengs ſchaffen, und fing an, über die Colonien zu arbeiten, die ich als Phyſiker und Philoſoph zugleich beleuchtete.

Den folgenden Tag verfügte ich mich zu Don Emanuel de Roda, der, was in Spanien ſo ſelten iſt, ein Gelehrter war. Er liebte die lateiniſche Poeſie, fand Geſchmack an der italieniſchen,

der er jedoch die ſpaniſche vorzog, und nahm mich auf das freundlichſte auf, indem er mich zum Wiederkommen einlud und mir ſein Bedauern über die Vorfälle in Buen Retiro bezeugte. Der Herzog von Loſada wünſchte mir Glück, daß der venetianiſche Geſandte gegen Jedermann das Beſte über mich äußere, und munterte mich auf, von meiner Lage Vortheil zu ziehen, und mich um irgend eine Anſtellung zu bewerben, indem er mir hiebei den kräftigſten Beiſtand verſprach. Der Prinz von La Catholica lud mich mit dem venetianiſchen Geſandten bei ſich zum Eſſen, und ſo machte ich denn binnen drei Wochen, in denen ich bei Mengs wohnte und bei dem Geſandten aß, eine Menge ſchöner Bekanntſchaften. Wirklich dachte ich auch ſchon im Ernſte daran, in Spanien eine Anſtellung zu ſuchen, da die Briefe aus Liſſabon ausblieben und ich auf's Gerathewohl nicht dahin gehen mochte. Meine portugieſiſche Dame ſchrieb mir nicht mehr, und ich hatte keine Mittel in Händen, zu erfahren, was aus ihr geworden ſey.

Die Abende brachte ich gewöhnlich bei Madame Sabatini zu, einer ſpaniſchen Dame, die eine Tertulia, oder einen Abendzirkel von Schöngeiſtern,

hielt. Außer ihr war ich nur noch bei dem Herzoge von Medina Sidonia, Großſtallmeiſter des Königs, einem Manne voll ſolider Kenntniſſe und Lebensweisheit, dem ich durch Don Domingo Varneri, Kammerdiener des Königs, und dem Freunde Mengs vorgeſtellt worden war. Häufig ging ich auch noch zu Donna Ignazia; allein da ich mit ihr nicht allein ſeyn konnte, langweilte ich mich. Fand ich einmal einen Augenblick, um ihr zu ſagen, daß ſie auf irgend eine partie de plaisir mit ihren häßlichen Couſinen denken möchte, da ich ihr nur bei ſolchen Gelegenheiten Beweiſe meiner Zärtlichkeit geben konnte, ſo antwortete ſie mir, daß ſie es eben ſo ſehr wünſche, wie ich, allein daß ſie jetzt nicht daran denken dürfe, da die heilige Woche herannahe, wo man nicht auf irdiſche Vergnügungen, ſondern nur auf Bußübungen ſinnen müſſe. Nach Oſtern, meinte ſie, könnten wir uns wieder an unſere Liebe erinnern. Und in dieſer Art denken mehr oder weniger alle Schönen in Spanien.

Vierzehn Tage vor Oſtern verließ der König Madrid, um ſich mit ſeinem ganzen Hofe nach Aranjuez zu begeben. Der venetianiſche Geſandte

lud mich ein, ihn dahin zu begleiten, und bei ihm zu bleiben, bis er Gelegenheit fände, mich vorzuſtellen. Den Abend vor dem zu unſerer Abreiſe beſtimmten Tage ergriff mich, als ich mit Mengs im Wagen ſaß, um die Witwe des Malers Amigoni zu beſuchen, ein furchtbares Fieber, von dem man ſich keine Vorſtellung machen kann. Der Froſt war ſo heftig, daß er mich mit dem Kopfe gegen die Decke der Kutſche warf, und meine Zähne klapperten, ohne daß ich ein einziges Wort hervorbringen konnte. Mengs erſchrak und befahl, ſchnell umzukehren. Zu Hauſe legte man mich in ein warmes Bett, und vier oder fünf Stunden nachher brach ein zehn bis zwölf Stunden anhaltender Schweiß hervor, in ſo unglaublicher Menge, daß er, nachdem er zwei Matratzen und die Strohdecke durchdrungen hatte, im eigentlichen Sinne des Worts durch das Zimmer dahin rieſelte. Acht und vierzig Stunden nachher hörte das Fieber auf; allein die zurückgebliebene Schwäche hielt mich noch acht Tage lang im Bette zurück. Am heiligen Abend nahm ich jedoch einen Wagen und fuhr nach Aranjuez, wo ich mich bald bei dem venetianiſchen Geſandten auf das

freundlichſte aufgenommen ſah. Nur hatte ich unterwegs viel von einem kleinen Geſchwür zu leiden, das ſich in der Gegend meiner frühern Fiſtel gebildet hatte, und das durch das Rütteln und Stoßen des Wagens ſo ſchlimm wurde, daß ich in Aranjuez davon krank ward. In einer Nacht ſchwoll es zu der Größe einer Birne auf, ſo daß ich am Oſtertage das Bett nicht zu verlaſſen vermochte. Binnen fünf Tagen war die Geſchwulſt wie eine Melone groß, und ſetzte nicht nur den Geſandten und Manuzzi, ſondern auch einen alten franzöſiſchen Chirurgen des Königs, der mir zuſchwor, nie etwas Aehnliches geſehen zu haben, in Schrekken. Ich allein blieb dabei ruhig, denn das Geſchwür verurſachte mir keine Schmerzen und war nicht hart. Ich hieß daher dem Chirurgen, es zu öffnen. In Gegenwart des Arztes beſchrieb ich ihm das Fieber, das ihm vorhergegangen war, und überzeugte ihn ſo, daß dies Geſchwür nur die Folge einer Anhäufung von Lymphe an dieſer Stelle ſeyn könne, und daß, ſobald dieſe weggeſchafft wäre, ich mich vollkommen wohl befinden müßte. Meine Argumentation fand bei dem Arzte Unterſtützung, und ſo nahm der Chirurg ſein Geſchäft

vor. Er machte mir einen Einſchnitt von ſechs Zoll Länge, nachdem er mir ein 32mal zuſammengefaltetes Tuch untergelegt. Die Maſſe der Lymphe, welche nun ausſtrömte, war eben ſo unglaublich, wie der Schweiß während des Fiebers; allein vier Tage nachher ſah man kaum mehr eine Spur des Einſchnitts und ich befand mich vollkommen wohl. Aus Schwäche mußte ich jedoch das Bett noch hüten, und hier erhielt ich denn auch folgenden Brief von Mengs, den mir ein Expreſſer überbrachte. Ich brach ihn auf und las in ſchlechtem Italieniſch folgende Worte:

„Geſtern hat der Pfarrer meiner Gemeinde an die Kirchthüren die Namen aller derer angeſchlagen, die in ſeinem Sprengel nicht an Gott glauben und ihre Oſtern nicht beobachtet haben. Der Ihrige findet ſich darunter; ich hatte ein ſchlimmes Compliment des Pfarrers dieſerhalb hinzunehmen, der mir in dem Zorne ſeines Herzens geſtand, daß es ihm leid thue, mich gegen Ungläubige die Gaſtfreundſchaft üben zu ſehen.“

„Ich wußte nichts darauf zu antworten, denn es iſt wahr: daß Sie einen Tag länger hätten

in Madrid bleiben und Ihrer Pflicht als Chriſt nachkommen können, wäre dies auch nur aus Rückſichten für mich geſchehen. Was ich dem Könige, meinem Herrn, ſchuldig bin, die Sorge für meinen Ruf und die Ruhe meiner Zukunft, nöthigen mich daher, Ihnen zu ſagen, daß mein Haus nicht mehr das Ihrige iſt. Bei Ihrer Rückkehr nach Madrid können Sie ſich daher eine Wohnung nehmen, wo Sie wollen, und meine Leute werden Ihre Sachen demjenigen ausliefern, den Sie dazu abſchicken. Ich bin u. ſ. w.

Anton Raphael Mengs.

Dieſer Brief ſetzte mich in einen ſolchen Zorn, daß Mengs ihn gewiß nicht ungeſtraft geſchrieben haben würde, wäre er nicht ſieben ſpaniſche Lieues von mir entfernt geweſen. Ich hieß den Expreſſen ſich ſeiner Wege ſcheren; er antwortete mir, daß er Befehl habe, meine Antwort abzuwarten. Hierauf zerriß ich den Brief in kleine Stücke und ſagte ihm, daß dies die einzige Antwort ſey, die ein ſolcher Wiſch verdiene. Erſtaunt verließ er mich. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren und in der vollen Wuth meines Zorns, kleidete ich mich an und ließ mich in einem Tragſeſſel nach der

Kirche von Aranjuez tragen, wo ich bei einem Capuziner beichtete, der mir am andern Morgen um ſechs Uhr die Communion gab. Der Mönch hatte die Gefälligkeit, mir ein Atteſt zu ſchreiben, daß ich von dem Augenblicke meiner Ankunft in der Sommerreſidenz an das Krankenbett gefeſſelt geweſen ſey, und meiner Schwäche zum Trotz bei ſeiner Kirche meine Oſtern genommen habe, nachdem er mich ſelbſt zur Beichte gehört. Hierauf nannte er mir den Namen des Pfarrers, der mich in Madrid an die Kirchthüren angeſchlagen hatte.

Nach Hauſe zurückgekehrt, ſchrieb ich dem Pfarrer, daß die Anſicht des Atteſtes, das ich ihm ſchickte, ihm wohl ſagen würde, warum ich meine Oſtern aufgeſchoben, und daß ich ihn daher bäte, meinen Namen von der Liſte zu ſtreichen, auf der er die Ungerechtigkeit gehabt hätte, mich aufzunehmen. Zugleich bat ich ihn, die Einlage an den Ritter Mengs abzugeben.

An Mengs ſchrieb ich, daß ich die Demüthigung verdiene, von ihm aus dem Hauſe gewieſen zu werden, da ich unverſtändig genug geweſen wäre, ihm die Ehre zu erweiſen, bei ihm zu wohnen. Allein als Chriſt, der ſo eben ſeine Oſtern

gemacht habe, fühle ich mich verpflichtet, ihm nicht allein zu vergeben, ſondern ihm auch ein Sprichwort zu lehren, das alle ehrliche Leute, außer ihm, kennten, das Sprichwort nämlich: Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes.

Nachdem ich dieſen Brief abgeſendet, erzählte ich dem Geſandten die ganze Geſchichte, der mir darauf zur Antwort gab, daß Mengs nur ſeines Talents wegen geſchätzt würde und ſonſt in ganz Madrid als ein Narr bekannt ſey. Nur aus Eitelkeit hatte er mich bei ſich aufgenommen, zu einer Zeit, als ganz Madrid, der Graf Aranda und alle Miniſter darum wiſſen und Viele glauben mußten, man habe mich nur um ſeinetwillen mit ſo vieler Auszeichnung behandelt. In einem Anfalle von übler Laune bemerkte er mir ſogar einmal, daß ich den Alcalden Meſſa hätte zwingen müſſen, mich nicht in meinen Gaſthof, ſondern zu ihm, wo man mich abgeholt, feierlichſt zurückzuführen. Kurz, er war ein eitler, ruhmſüchtiger Menſch, ein großer Maler, aber eiferſüchtig und feindſelig gegen alle ſeine Zeitgenoſſen, die mit ihm in die Schranken treten konnten. Hierin hatte er Unrecht; denn ſo groß er auch in Hinſicht des Colorits und der Zeich-

nung ſeyn mochte, zum großen Maler fehlte ihm die erſte aller Eigenſchaften, die Erfindung. So wie jeder große Dichter, ſagte ich ihm einſt, Maler ſeyn muß, ſo muß auch jeder Maler Dichter ſeyn. Allein er mißverſtand meinen Satz und glaubte, ich gehe nur darauf aus, ihm ſeine Fehler vorzuhalten. Er war im höchſten Grade unwiſſend und wollte doch für einen Gelehrten gelten; dem Trunke, dem Zorne, der Wolluſt ergeben, eiferſüchtig und geizig, wollte er für einen Tugendhelden gehalten ſeyn; ſo lange er arbeitete, durfte er nicht zu Mittag eſſen, weil er ſich ſonſt um den letzten Reſt ſeines Verſtandes trank, und wenn er ausgebeten war, ſo konnte er nur Waſſer trinken, weil er ſonſt kein Maß zu halten wußte.

Mengs ſprach vier Sprachen, allein alle ſchlecht, ohne dies jedoch einräumen zu wollen. Einige Tage vor meiner Abreiſe von Madrid hatte er angefangen, mich zu haſſen, weil der Zufall mir alle ſeine Schwachheiten entdeckt und ihn in die Nothwendigkeit verſetzt hatte, ſich meine Strafpredigten gefallen laſſen zu müſſen. Der Undankbare war darüber aufgebracht, daß er weſentliche Verpflichtungen gegen mich hatte. Eines Tages

hatte ich ihn davon abgehalten, ein Promemoria an den König abzuſenden, in dem er ſich als „el mas inclito“ unterzeichnet hatte, indem er glaubte, daß dies ſo viel als „der Gehorſamſte“ ꝛc. hieße; ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß man ſich über ihn luſtig machen würde, da inclito nicht demüthig oder gehorſam, ſondern ſo viel als berühmt und erlaucht hieße; allein er wurde böſe und ſagte, ich ſolle mir nicht einbilden, beſſer ſpaniſch zu verſtehen, als er, und war in Verzweiflung, als Jemand eintrat und ihm bemerkte, er könne ſich bei mir bedanken, denn der Schnitzer ſey ſo groß, daß er ihn auf ewige Zeiten hin lächerlich gemacht haben würde. Ein andermal hielt ich ihn ab, eine kritiſche Note gegen einen Aufſatz drucken zu laſſen, in dem die Behauptung aufgeſtellt war, daß wir kein Bauwerk aus der Zeit vor der Sündfluth beſäßen. Mengs hatte den Verfaſſer dieſes Aufſatzes zu ſchlagen geglaubt, indem er behauptete, man ſähe noch die Reſte des Thurmes von Babel; ein doppelter Unſinn, einmal, weil man dieſe Reſte nicht mehr ſieht, und zweitens, weil, wenn man ſie ſähe, ſie doch jedenfalls aus den Zeiten nach der Sündfluth herſtam-

men würden. Als er ſich überführt ſah, ſtrich er zwar ſeine Note, allein mit grimmigem Haß im Herzen gegen mich, dem er den ganzen Umfang ſeiner Unwiſſenheit verrathen hatte. Er beſaß eine wahre Wuth darauf, alles metaphyſiſch zu behandeln; es war ſeine fixe Idee, über die Schönheit im Allgemeinen zu raiſonniren, und darüber die größten Narrheiten zu Tage zu fördern. Dieſer jähzornige Mann ſchlug ſeine Kinder oft ſelbſt bis zur Gefahr, ihnen wirklichen Schaden zu thun. Ich ſelbſt entriß ſeinen älteſten Sohn mehrere Male ſeinen Händen in Augenblicken, wo ich glaubte, er würde ihn mit den Zähnen zerreißen. Er rühmte ſich, von ſeinem Vater, einem Böhmen und ſchlechten Maler, mit dem Stock in der Hand erzogen worden zu ſeyn, und da er auf dieſe Weiſe ein guter Maler geworden war, ſo glaubte er ſeine Kinder auf dieſelbe Art erziehen zu müſſen. Entſetzlich übel nahm er es, wenn Jemand an ihn ſchrieb, ohne auf dem Titel den Ritter oder ſeine Taufnamen zu bemerken. Ich bemerkte ihm einſt hierüber, daß ich es ihm nicht nachgetragen habe, als er auf ſeinen Briefen an mich in Florenz und Madrid den Titel Ritter ausgelaſſen habe, wäh-

rend ich doch die Ehre hätte, denſelben Orden zu führen, den er trüge. Er antwortete mir nicht darauf. Was ſeine Taufnamen betraf, ſo beruhte ſeine Liebe für ſie auf einem noch viel ſonderbareren Grunde. Er ſagte, er hieße Anton Raphael, und da er Maler ſey, ſo verweigerten diejenigen, welche dieſe Namen dem ſeinigen nicht vorſetzten, ihm die Ehre, mit Antonio da Correggio und Raphael d'Urbino, deren Vorzüge er in ſich vereinigte, einen Namen zu führen.

Ich nahm mir einſt die Freiheit, ihm von der Hand einer ſeiner Figuren zu bemerken, daß ſie mir verzeichnet ſchiene, weil der vierte Finger kürzer war, als der Zeigefinger. Er antwortete mir, das müſſe ſo ſeyn, und zeigte mir ſeine Hand. Ich fing an zu lachen, hielt ihm die meinige hin und ſagte ihm, ich ſey überzeugt, daß meine Hand wäre wie die aller Adamskinder in der Welt. Von wem laſſen Sie mich denn abſtammen? fragte er mich.

Ich weiß es nicht, antwortete ich; aber es iſt gewiß, daß Sie nicht zu meiner Gattung gehören.

Sie gehören nicht zu der meinigen, noch zum Geſchlecht der Menſchen überhaupt; denn die Hand

der Männer, wie der Frauen kommt in der Bildung mit der meinigen überein.

Ich wette hundert Piſtolen, daß Sie Unrecht haben.

Hierauf ſpringt er auf, wirft Pallette und Pinſel auf die Erde hin, klingelt ſeinen Leuten, betrachtet ihre Hände, und fängt an zu wüthen, als er überall den vierten Finger länger ſieht, als den Zeigefinger. In dieſem Augenblick ſah ich ihn jedoch, was ſehr ſelten war, lachen und den Streit mit einem Scherz enden. Es freut mich, ſagte er, daß ich doch in einem Stücke einzig bin.

Eine tiefe Wahrheit, welche Mengs mir einſt ſagte, und die ich nie vergeſſen habe, war folgende. Er hatte eine Magdalene gemalt, welche wirklich von hoher Schönheit war. Seit zehn bis zwölf Tagen ſagte er mir jeden Morgen: Heute wird das Bild fertig. Er arbeitete bis zum Abend daran, und den andern Tag ſah ich ihn doch wieder mit dem Bilde beſchäftigt. Hierauf fragte ich ihn einſt, ob er ſich denn den Tag vorher geirrt habe, als er mich verſicherte, das Bild werde heute fertig werden. Nein, antwortete er, es könnte neun und neunzig Beſuchern fertig ſcheinen, aber

dieſe intereſſiren mich nicht. Worauf es mir ankommt, das iſt das Urtheil des Hundertſten, und mit deſſen Augen ſehe ich mein Werk an. Kein Bild in der Welt iſt vollendet, es ſei denn relativ, und dieſe Magdalene wird nie fertig ſeyn, außer wenn ich aufhöre, daran zu arbeiten; allein auch dann iſt ſie nur ſcheinbar vollendet; denn arbeitete ich einen Tag länger daran, ſo müßte ſie vollendeter ſeyn. In Ihrem Petrarca ſelbſt iſt nicht ein einziges Sonnet, das man vollendet nennen könnte; nichts in der Welt, das aus der Hand oder dem Kopfe des Menſchen hervorgeht, kann auf Vollendung Anſpruch machen, außer einer mathematiſchen Rechnung.

Ich umarmte bei dieſen Worten den guten Mengs; allein ich konnte dies nicht, als er ein andermal den Wunſch gegen mich ausſprach, Raphael geweſen zu ſeyn.

Er iſt ein großer Maler geweſen, ſagte er.

Wie, antwortete ich, geweſen? Dieſer Wunſch — geweſen zu ſeyn — ſtreitet gegen die Natur, denn was geweſen iſt, iſt nicht mehr; Sie könnten dieſen Wunſch nur rechtfertigen, wenn Sie

an die Freuden des Paradieſes dächten, und in dieſem Falle gebe ich Ihnen recht.

Keineswegeſ, antwortete er; ich möchte Raphael geweſen ſeyn, wenn ich jetzt auch weder körperlich, noch geiſtig mehr vorhanden wäre.

Der Wunſch iſt abſurd, erwiderte ich. Bedenken Sie wohl; Sie können ihn nicht ausſprechen, wenn Sie auf die Fähigkeit zu denken nur einigen Anſpruch machen wollen.

Mengs wurde böſe und ſagte mir Bitterkeiten, die mich zum Lachen brachten.

Ein andermal verglich er die Arbeit des Dichters, der eine Tragödie dichtet, mit der des Malers, der die ganze Tragödie in eine einzige Scene niederlegt. Nachdem ich ihm jedoch eine Menge von Verſchiedenheiten in der Arbeit beider nachgewieſen hatte, ſchloß ich damit, zu behaupten, daß der tragiſche Dichter die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele nöthig habe, während der Maler ſeine Farben auftrage und dabei mit ſeinen Freunden umher reden könne, was zu beweiſen ſcheine, daß das Bild mehr das Werk ſeiner Hände, als ſeiner Seele ſey. Und dieſer Umſtand bewieſe denn den geringern Rang des Letztern.

Zeigen Sie mir den Dichter, rief ich aus, der, während er epiſche Verſe ſchafft, ſeinem Koch befehlen kann, was er zu Abend eſſen will! —

Mengs war geſchlagen und wurde, wie gewöhnlich, grob. Er nannte ſich beleidigt, und ſchmähte. Dieſer Mann, der vor ſeinem funfzigſten Jahre ſtarb, wird dennoch auf die Nachwelt mit dem Ruhme eines Philoſophen, eines Stoikers und eines Gelehrten, den alle Tugenden ſchmückten, übergehen, und dies auf den Grund einer Biographie, die einer ſeiner Bewunderer in Quarto mit ſchönen Lettern drucken ließ, und die er dem Könige von Spanien dedicirte. Es iſt ein Gewebe von Lügen ohne einen Funken von Wahrheit. — Doch zurück zu meiner eigenen Lebensgeſchichte, da ich von Mengs noch zu reden haben werde, wenn ich zwei oder drei Jahre ſpäter in Rom wieder mit ihm zuſammentreffe.

Ich war noch an das Bett gefeſſelt, als Manuzzi mich überredete, mit ihm nach Toledo zu gehen und die Alterthümer dieſer intereſſanten Stadt zu beſuchen. Wir wollten den fünften Tag in Aranjuez zurück ſeyn. Manuzzi hatte Eile, denn er wollte gern zu dem Tage abweſend ſeyn, wo

der Geſandte ein großes Mittagsmahl gab, bei dem er nicht zugegen ſeyn konnte, da er nicht vorgeſtellt worden war. Dieſe Ausſchließung, ſagte er, wird nicht bemerkt, wenn man hört, daß ich verreiſt bin. —

Ich ließ mich von ihm überreden, und fröhlich reiſten wir den andern Morgen nach Toledo ab, das wir gegen Abend erreichten. Unfern des Thores der Hauptſtadt Neu-Caſtiliens, die auf dem Gipfel eines Berges liegt, ſah ich eine Naumachia. Der Tajo, welcher Goldſand mit ſich führt, umgibt ſie von zwei Seiten. Wir fanden in einem Gaſthofe am Platze eine für Spanien recht leidliche Aufnahme, und verließen dieſen Ort am andern Morgen in Begleitung eines Cicerone, der uns nach dem Alcazar führen ſollte. So heißt das Louvre von Toledo, der große königliche Palaſt, wo die mauriſchen Könige reſidirten; ſein volltöniger Name durfte natürlich keinen andern Buchſtaben, als die Königin der Vocale, das a, enthalten. Hierauf beſuchten wir die Kathedrale, die dieſes Beſuchs auf alle Weiſe würdig iſt. Unter den Reichthümern, die ſie enthält, ſah ich auch das Tabernakel, in dem man am Oſterfeſte das

heilige Sacrament in Proceſſion umherträgt. Es iſt ſo ſchwer, daß nicht weniger als dreißig Menſchen daran zu tragen haben. Der Erzbiſchof von Toledo genießt einer jährlichen Revenue von 300,000 Thalern, und ſeine Geiſtlichkeit beſitzt deren 400,000. Ein Canonicus, der mir die geweihten Gefäße mit Reliquien zeigte, bemerkte von einer Vaſe, daß ſie die dreißig Silberlinge enthalte, welche Judas für den Verrath unſers Herrn empfangen habe. Ich bat ihn, ſie mich näher ſehen zu laſſen, allein er ſah mich mit einem zornigen Blicke an und erklärte, der König ſelbſt würde einen ſolchen Wunſch nicht auszuſprechen wagen. Die Prieſter machen in Spanien auf eine größere und ſcheuere Achtung Anſpruch, als irgendwo ſonſt.

Den andern Tag ſahen wir das naturgeſchichtliche und phyſikaliſche Cabinet, wo es wenigſtens erlaubt war, zu lachen. Man zeigte uns einen ausgeſtopften Drachen, was, wie der Eigenthümer bemerkte, deutlich bewies, daß der Drache kein fabelhaftes Thier ſey. Darauf ließ er uns auch einen Basilisken ſehen, deſſen Augen, anſtatt zu erſchrecken, uns zum Lachen brachten. Der ernſte Herr zeigte uns ferner eine Freimaurerſchürze,

und bemerkte dabei geheimnißvoll, daß derjenige, der ſie ſeinem Vater geſchenkt habe, ſelbſt in der Loge geweſen ſey, was, wie er wiederum hinzuſetzte, deutlich bewies, daß die, welche behaupten, dieſe Secte habe nie beſtanden, ſich ſchwer irren. —

Bei meiner Rückkehr nach Aranjuez befand ich mich wieder vollkommen wohl, und fing nun an, allen Miniſtern nach einander meine Aufwartung zu machen.

Der Geſandte ſtellte mich dem Marquis Grimaldi vor, mit dem ich lange wegen der Colonien verhandelte. Die Sache ging ſchlecht. Die Schweizer-Coloniſten verkamen in der Sierra Morena; ich gab ihm einen Plan an, der darauf hinausging, ſie durch ſpaniſche Coloniſtenfamilien zu erſetzen.

Das Land iſt zu ſchlecht bevölkert, wandte er mir ein; man müßte es an einer Stelle entvölkern, um es an einer andern mit Einwohnern zu verſorgen.

Keinesweges, erwiederte ich; denn zehn Coloniſten, die in Aſturien aus Mangel als Kinder ſterben, würden in der Sierra Morena funfzig Kinder zeugen, die in der nächſten Generation auf

200 anwachſen und in der dritten tauſend geben würden. — Mein Project wurde geprüft, und der Marquis Grimaldi verſicherte mich, daß, wenn die Sache ſich mache, ich zum Gouverneur der Colonie beſtimmt wäre.

Eine Opera buffa entzückte den Hof, mit Ausnahme des Königs, der für die Muſik keinen Sinn hatte und nur die Jagd allein liebte. Ein italieniſcher Muſikmeiſter, den der venetianiſche Geſandte unter ſeinen Schutz genommen, wünſchte zu einem neuen Texte die Muſik zu componiren, und ſchmeichelte ſich mit einem allgemeinen Beifalle und einer angemeſſenen Belohnung für ſeine Arbeit. Die Zeit war zu kurz, um deshalb nach Italien zu ſchreiben, und ich erbot mich daher, ihm auf der Stelle eine Oper zu dichten. Man nahm mich beim Wort, und den folgenden Abend producirte ich bereits den erſten Act. Der Kapellmeiſter ſetzte binnen vier Tagen die Muſik dazu, und der Geſandte hatte die Freude, alle Miniſter zur Probe des erſten Acts in ſeinem Hotel einladen zu können. Was mich ſelbſt betraf, ſo glaubte man mich über den Rang eines Dichters, der für Geld arbeite, erhaben, und bezahlte mich mit Bei-

fall. Wirklich würde ich es auch übel genommen haben, wenn man mir eine andere Belohnung angeboten hätte; ich war zufrieden, den Geſandten ſich darüber freuen zu ſehen, daß er mich in ſeiner Begleitung hatte, und daß mich alle Miniſter für fähig erkannten, zum Vergnügen des Hofes etwas beitragen zu können.

Die Compoſition dieſer Oper hatte mich mit den Schauſpielerinnen in Verbindung gebracht. Die Prima Donna war eine Römerin, die ſich Pelliccia nannte, von mittelmäßigem Talent, weder hübſch noch häßlich, und ein wenig ſchielend. Ihre jüngere Schweſter war hübſcher als ſie; dennoch aber intereſſirte ſich Niemand für ſie; die Aeltere dagegen wußte ſich bei Jedermann beliebt zu machen, mit dem ſie nur einmal geſprochen hatte. Es war, als wäre ſie im Beſitz eines unwiderſtehlichen Zaubers; ihr falſcher Blick war rührend und ihr feines und beſcheidenes Lächeln höchſt reizend; ihr ganzes Benehmen aber gewann ihr allgemeine Liebe. Sie hatte einen Mann, der ein ſchlechter Maler war, gutmüthig, häßlich über die Maßen und dem Aeußern nach mehr ihr Diener, als ihr Gatte. Er war beſtändig höchſt unter-

würfig gegen ſie und bezeugte ihr die größten Rück-ſichten. Dieſe Frau flößte mir nicht Liebe, wohl aber innige Freundſchaft ein. Ich beſuchte ſie alle Tage und machte ihr Verſe auf römiſche Melodien, die ſie mit unnachahmlicher Anmuth ſang; ſie nahm mich mit vollem Herzen und ohne alle Kunſt auf, als wäre ich von Kindheit an ihr Vertrauter geweſen.

Einſt, bei der Probe eines kleinen Zwiſchenſpiels, zu dem ich die Worte gemacht hatte, nannte ich ihr auf der Scene alle die großen Herren mit Namen, welche gegenwärtig, und nur gekommen waren, die neue Muſik zu hören. Der Unternehmer der Oper, der Marescalchi hieß, hatte ſich gegen den Vicekönig von Valencia verbindlich gemacht, im Monat September mit ſeiner Truppe dort auf einem kleinen Theater zu ſpielen, das jener auf ſeine Koſten hatte erbauen laſſen. Valencia hatte noch nie eine italieniſche Opera buffa geſehen, und Marescalchi hoffte dort gewiß ſein Glück zu machen. Die Pelliccia wünſchte von irgend einem Großen des Hofes einen Empfehlungsbrief für Valencia, und da ſie Niemand kannte, fragte ſie mich, ob ſie wohl den Geſandten darum bitten könne.

Ich rieth ihr, den Herzog von Arcos, der nicht zwanzig Schritte von uns entfernt ſtand und ſie fortwährend anſah, darum zu bitten. Das iſt ein großer Herr, meine Beſte, ſagte ich ihr, der vor Verlangen brennt, Ihnen irgend etwas Angenehmes zu erweiſen. Wenden Sie ſich ſogleich an ihn und bitten Sie ihn um dieſe Gunſt; ich bin überzeugt, daß er ſie Ihnen nicht abſchlägt, ſo wenig, als wenn Sie ihn um eine Priſe Tabak bäten.

Ich habe nicht den Muth dazu; ſtellen Sie mich ihm vor.

Daß ich ein Thor wäre! Ich würde alles nur verderben. Ja, er darf nicht einmal ahnen, daß ich Ihnen dieſen Rath gab. Thun Sie, was ich Ihnen ſage, ergreifen Sie den Augenblick; dort ſteht er an der Couliſſe ganz allein und hat nur Augen für Sie. Wenn ich Sie verlaſſen habe, ſo warten Sie einen Augenblick und treten dann ohne Weiteres auf ihn zu; ich ſtehe Ihnen dafür, Sie werden keine Fehlbitte thun.

Hierauf trete ich in das Orcheſter und ſehe einen Augenblick darauf den Herzog ſich der Pelliccia nahen, die artig und mit Anſtand zu ihm

ſpricht, und die ich im Lauf des Geſprächs mehrere Male erröthen ſehe; ich bemerke, daß der Herzog ihr etwas verſpricht, und ſehe ihn ſeine Hand zurückziehen, die die Pelliccia küſſen will. Die Sache iſt abgemacht. Nach der Vorſtellung ſagt ſie mir, der Herzog habe ihr den erbetenen Brief für den nächſten Operntag verſprochen. Er hielt ſein Wort und überreichte ihr einen verſiegelten Brief an einen Kaufmann, Don Diego de Valencia. Sie ſollte erſt im September abreiſen, und ſo hatte die Sache Zeit, da wir noch im Monat Mai waren. Von dieſem ſonderbaren Briefe aber werden wir noch zu reden haben.

Ich unterhielt mich in Aranjuez trefflich, indem ich häufig mit Don Domingo Varneri, dem Kammerdiener des Königs, und einem andern Kammerdiener des Prinzen von Aſturien, des jetzt regierenden Königs, ſo wie mit einer Kammerdame der Prinzeſſin zuſammen in Geſellſchaft war. Dieſe Letztere ward allgemein geliebt, weil es ihr gelungen war, eine Menge läſtiger Gebräuche zu verbannen und den beſtändig feierlichen Ton des Hofes durch einen freundlichern und vertraulichern zu erſetzen. Es machte mir Freude, Seine Majeſtät alle Tage

Punkt elf Uhr und zwar immer Daſſelbe eſſen, den König immer um dieſelbe Stunde auf die Jagd ziehen und ihn todtmüde mit ſeinem Bruder Abends wiederkehren zu ſehen. Der Monarch war ſehr häßlich, aber im Vergleich mit ſeinem Bruder, deſſen Geſicht wahrhaft Schrecken einjagen konnte, doch noch ſchön zu nennen. Dieſer Prinz reiſte niemals ohne ein Bild der Madonna, das ihm Mengs gemalt hatte. Es war ein zwei Fuß hohes und drei und einen halben Fuß breites Gemälde, die Heilige ſaß im Graſe und hatte ihre nackten Füße nach mauriſcher Art unter ſich gekreuzt; man ſah ihre Beine bis zur Wade; kurz, das ganze Bild war darauf berechnet, die Sinne zu reizen. Der Infant war darin verliebt und hielt ſeine zärtliche Empfindung für Devotion; was nichts als die ſträflichſte Sinnlichkeit war, ſchien ihm in dieſer Form Frömmigkeit — es war unmöglich, vor dieſem Bilde ſich nicht von dem Wunſche ergriffen zu ſehen, das lebendige Original deſſelben in ſeine Arme zu ſchließen. Der Infant ahnete nichts davon: er freute ſich vielmehr, in ſich dieſe wunderbare Liebe zu der Mutter Gottes zu entdecken; denn dieſe Liebe war ihm ein

Bürge ſeiner ewigen Seligkeit. So ſind die Spanier; was ſie anziehen ſoll, muß ergreifend ſeyn, und Alles legen ſie ſo aus, wie es der Leidenſchaft, die ſie gerade beherrſcht, günſtig iſt.

So ſah ich zum Beiſpiel in Madrid, ehe ich nach Aranjuez ging, ein Bild der Madonna, die den Heiland an der Bruſt hatte. Ihr unbedeckter und wunderſchön gemalter Buſen entzündete die Einbildungskraft. Das Bild hing über dem Hauptaltar einer Kapelle in der Carrera de San Jeronimo, welche den ganzen Tag über mit Gläubigen angefüllt war, die der Mutter Gottes mit dem ſchönen Buſen ihre Verehrung darbrachten. Die frommen Gaben, welche auf dieſem Altar zuſammenkamen, waren ſeit einhundert und funfzig Jahren, daß dies Bild hier war, ſo bedeutend geweſen, daß von ihnen der größte Theil der goldenen und ſilbernen Lampen angeſchafft war, welche hier aufgehängt waren, und eine große Rente zu ihrer Unterhaltung vorhanden war. Beſtändig hielten vor dieſer Kapelle eine Menge anſehnlicher Equipagen, und ein Grenadier, mit dem Bajonet auf der Flinte, war zur Aufrechthaltung der guten Ordnung dort aufgeſtellt. Dennoch kam es

unter den Kutſchern und Fuhrleuten häufig zu Zank und Streit; denn Niemand fuhr vorüber, der nicht wenigſtens für einen Augenblick halten ließ, um der Heiligen ſeine Ehrfurcht zu bezeigen und die Beata ubera quae lactaverunt aeterni patris filium zu betrachten. Für den, der die Menſchen kennt, hat dieſe Devotion nichts Erſtaunendes; allein was mich überraſchte, war, was ich zu Ende Mai dieſes Jahres (1768) bei meiner Rückkehr nach Madrid hier zu bemerken Gelegenheit hatte.

Ich wollte dem Abbé Pico einen Beſuch machen und hieß meinen Kutſcher daher, um der Wagen willen, die ich vor der Kapelle vermuthete, die bekannte Carrera zu vermeiden. Der Kutſcher antwortet mir, daß ſeit einiger Zeit nur ſelten dort Wagen zu finden wären, und fährt hierauf bei der Kapelle vorüber, wo ich wirklich nur zwei oder drei Equipagen bemerke. Im Hauſe des Abbé's frage ich den Kutſcher um die Urſache dieſer Veränderung, und er antwortet mir blos, die Menſchen würden alle Tage ſchlechter. Natürlich gebe ich nichts auf dieſe Bemerkung, ſondern erwähne der Sache, nachdem ich meine treffliche Chocolade

getrunken hatte, gegen den Abbé, der ein Mann von Geiſt und Aufklärung war; dieſer fängt hierauf an zu lachen und bittet mich um Vergebung, wenn er mir die Urſache nicht ſagen könne; vielmehr räth er mir, ſelbſt in die Kapelle zu gehen, wo er mir volle Befriedigung meiner Neugierde verſpreche. Dies that ich denſelben Tag und durchſchaute nun die Sache in einem Augenblick. Der ſchöne Buſen der Heiligen war nicht mehr ſichtbar; ein von dem frevelhafteſten Maler der Welt gepinſeltes Tuch verdarb dies koſtbare Gemälde; man ſah nichts mehr, weder die Bruſt der Mutter, noch die ſaugenden Lippen des Kindes, noch auch das Rund des jungfräulichen Buſens. Ja, die Göttin ſelbſt, welche bis dahin ein Recht hatte, ihren Blick aufmerkſam auf die göttlichen Lippen des ſaugenden Kindes zu heften, ſchien jetzt nur trübſelig auf das fatale Tuch hinabzuſehen, mit dem der abſcheuliche Maler ſie gegen alle Geſetze der Toilette ſo häßlich bekleidet hatte. Dies Unglück hatte ſich gegen Ende des Carnevals ereignet. Der alte Capellan war geſtorben und der neue hatte Anſtoß an dem ſchönſten aller heiligen Buſen genommen. Dieſer Menſch hatte in ſeiner

Narrheit vielleicht Recht; aber als Spanier und als Chriſt hatte er Unrecht, und die Verminderung der frommen Gaben gab ihm ſchon Anlaß genug zur Reue. Meine Betrachtungen über dieſen Vorfall, und meine unerſättliche Neugier, die Menſchen kennen zu lernen und ſie reden zu machen, vermochten mich zu dem Entſchluſſe, dieſem Capellan, den ich mir alt und einfältig dachte, meinen Beſuch zu machen.

Dem gemäß gehe ich eines Morgens zu ihm und finde einen lebhaften einnehmenden Mann von 30 Jahren, der mir, ehe er mich noch kennt, eine Taſſe Chocolade anbietet, die ich ablehne, wie dies der Fremde in Spanien thun muß, theils weil dies Getränk im Allgemeinen nicht vorzüglich iſt, theils weil dies Anerbieten ſo oft und zu allen Stunden erfolgt, daß man, glaube ich, daran ſterben müßte, wenn man es immer annähme.

Ohne weitere Vorrede gehe ich auf die Sache ſelbſt ein, ſage ihm, daß ich ein leidenſchaftlicher Verehrer der Malerei ſey, und wie ſehr ich bedauere, daß er das köſtliche Bild ſeiner Capelle ſo habe verderben laſſen.

Das kann ſeyn, antwortete er, allein ihre

Schönheit gerade war es, was dieſe Geſtalt unwürdig machte, ein Weſen vorzuſtellen, deſſen Anblick nur fromme Gedanken und Erhebung der Seele, niemals aber ſinnliche Regungen veranlaſſen ſollte. Möchten doch lieber alle ſchönen Gemälde der Welt zu Grunde gehen, ehe ſie zu einer einzigen Todſünde Anlaß gäben.

Doch wer hat Sie zu dieſer That berechtigt? fragte ich. Die Staatsinquiſitoren zu Venedig ſelbſt, ja Herr Barbarigo in Perſon, ſo frommgläubig und ſtreng er auch iſt, hätten Sie dafür unter die Bleidächer ſetzen laſſen. Das Verlangen nach dem Paradieſe darf den ſchönen Künſten keinen Abbruch thun, und ich bin überzeugt, daß der Evangeliſt Sanct Lucas ſelbſt, in ſeiner Eigenſchaft als Maler, Sie jetzt bei der heiligen Jungfrau verklagt, deren Bildniß er, wie Sie wiſſen müſſen, mit drei Farben gemalt hat.

Ich brauche Niemandes Erlaubniß, mein Herr, zu dem, was ich gethan habe. Ich allein habe täglich die Meſſe vor dieſem Altare zu leſen, und ſcheue mich nicht, Ihnen zu bekennen, daß dies Bild mich ſtörte; meine Schwachheit iſt zu ent-

ſchuldigen; der ſchöne Buſen verwirrte meine Phantaſie.

Wer zwang Sie denn, ihn anzuſehen?

Ich ſah ihn nicht an; allein der Feind Gottes hielt ihn mir dennoch beſtändig vor die Seele.

Warum haben Sie ſich nicht lieber, wie St. Origenes, qui se castravit propter regnum coelorum, behandelt? Ihre partes genitales, glauben Sie mir, beſter Freund, ſind nicht ſo viel werth, als dies Bild es war.

Sie beleidigen mich, mein Herr!

Keineswegs; denn das iſt meine Abſicht nicht. Bitten Sie vielmehr Herrn Mengs, Ihnen ein neues Bild von der heiligen Jungfrau zu machen, das im Stande iſt, die Devotion der Gläubigen von neuem zu feſſeln, oder leiſten Sie auf eine Stelle Verzicht, der Sie nicht gewachſen und für die Sie nicht geboren ſind.

Weder eins noch das andere werde ich thun.

Hierauf führte mich der junge Prieſter an die Thür, und ich ging von dannen, feſt überzeugt, daß er gegen mich auf eine ächt ſpaniſche Rache durch Vermittelung der heiligen Inquiſition ſönne. Mir fiel ein, wie leicht er meinen Namen erfah-

ren und welche Ungelegenheiten er mir verurſachen könne, und dieſe Betrachtung vermochte mich zu dem Entſchluſſe, dem gefährlichen Streiche zuvorzukommen. Ich hatte erſt vor einigen Tagen einen Franzoſen, Namens de Ségur, kennen gelernt, der ſo eben aus den Kerkern der Inquiſition kam, wo er drei volle Jahre zugebracht hatte. Sein ganzes Verbrechen beſtand darin, daß er im Saale ſeines Hauſes ein ſteinernes Baſſin hatte, an dem er ſich des Morgens Geſicht und Hände zu waſchen pflegte. Auf dem Rande dieſes Bekkens befand ſich eine anderthalb Fuß hohe Kindesgeſtalt, die voll Waſſer war, und die daſſelbe, in Art eines Hahnes, vorn zum Priap abfließen ließ. Dies Kind konnte in den Augen eines Menſchen, der Alles auf die Heiligen bezieht, leicht für das Bild des Erlöſers gelten, da der Künſtler den Kopf deſſelben mit einer Glorie umgeben hatte, wie ſie Bildhauer und Maler über den Köpfen der Heiligen anzubringen pflegen. Hierauf verklagte man den armen Ségur bei der Inquiſition; dieſe vermerkte es übel, daß er ſich alle Morgen in einem Waſſer zu waſchen wagte, das allenfalls für den Urin des Heilands gelten konnte,

und dieſer Spaß koſtete ihm drei Jahre ſeiner Freiheit. Aliena spectans doctus evasi mala: Aus fremdem Schaden ward ich klug!

Ich eilte daher, mich dem Großinquiſitor, der zugleich Biſchof war, vorzuſtellen. Wort für Wort erzählte ich ihm mein Geſpräch mit dem Capellan, indem ich dem Scherz jedoch eine ernſte Wendung gab, und ſchloß mit der Bitte um ſeine Verzeihung, wenn der Capellan ſich vielleicht beleidigt glauben ſollte. Zugleich verſicherte ich ihn meiner vollkommenen Rechtgläubigkeit. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Großinquiſitor in Madrid ein ſo liebenswürdiger Menſch ſeyn könnte, wie dieſer grundhäßliche Biſchoff es war. Der gute Mann that nichts als lachen, von Anfang bis zu Ende meiner Erzählung; denn zur Beichte hatte er mich nicht hören wollen. Hierauf ſagte er mir, der Capellan ſelbſt ſey ſchuldig und ſeinem Berufe durchaus nicht gewachſen; er habe Andere für ſo ſchwach gehalten, wie er ſelbſt ſey, und der Kirche dadurch ein wahres Uebel zugefügt; dennoch, ſetzte er hinzu, habe ich unrecht daran gethan, zu ihm zu gehen und ihn gegen mich zu reizen. Zum Schluß mußte ich ihm meinen Namen ſagen, und

er las mir nun unter lautem Lachen eine Anklage gegen mich vor, die von einem Augenzeugen unſers Streits herrührte. Er wies mich ſanft deshalb zurecht, daß ich den Beichtvater des Herzogs von Medina-Sidonia einen Ignoranten genannt hatte, weil er mir nicht einräumen wollte, daß ein Prieſter an einem Feſttage, ſelbſt nach dem Eſſen, zum zweiten Male Meſſe leſen müßte, wenn ſein Souverain, der ihn das erſte Mal nicht gehört hätte, ihm dies beföhle. Sie hatten Recht, ſagte mir der Biſchof, allein Sie hätten den Beichtvater des Herzogs nicht vor aller Welt deshalb einen Unwiſſenden nennen ſollen. Vermeiden Sie für die Zukunft vielmehr allen Streit in Religionsſachen, ſowol was das Dogma, als auch was die Disciplin betrifft. Damit Sie aber bei Ihrer Abreiſe aus Spanien eine richtige Vorſtellung von der Inquiſition mitnehmen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß der Pfarrer, der Sie auf die Liſte der Excommunicirten ſetzte, dafür derb zurecht gewieſen worden iſt, theils weil er Sie davon vorher benachrichtigen mußte, beſonders aber, weil er ſich erſt zu erkundigen hatte, ob Sie auch nicht krank waren, wie dies, wie wir wiſſen, der Fall war.

Bei dieſen Worten ließ ich mich auf ein Knie nieder, küßte dem Großinquiſitor die Hand und ging zufrieden von dannen.

Doch für jetzt zurück nach Aranjuez, da, was ich ſo eben erzählte, mir erſt bei meiner Rückkehr nach Madrid begegnete. Sobald ich ſah, daß der Geſandte mich in der Hauptſtadt nicht würde bei ſich aufnehmen können, wo ich doch, in der Hoffnung auf das Gouvernement von Sierra Morena, noch bleiben wollte, ſchrieb ich an meinen guten Freund, den Schuhflicker Don Diego, daß ich ein gut meublirtes Zimmer nebſt einem Cabinet und einem guten Bett, ſo wie ferner einen ehrlichen Menſchen, der hinter mir auf den Wagen ſteigen könnte, und einen Miethswagen, den ich monatsweiſe bezahlen würde, gebrauchte. Ich bezeichnete ihm zugleich, wie viel ich für meine Wohnung aufwenden wollte, und bat ihn, ſobald er eine ſolche gefunden hätte, mir ſogleich zu ſchreiben, denn ich wollte Aranjuez nicht eher verlaſſen, als bis ich wüßte, wo ich in Madrid abſteigen könnte. Der Schuhflicker antwortete mir ſogleich wieder, daß er gewiß ſey, meinen Auftrag zu meiner Zufriedenheit auszurichten, und daß er

mir das Weitere melden würde, ſobald er eine Wohnung gefunden habe.

Die Colonie von Sierra Morena beſchäftigte mich noch immer; vorzüglich war es der Punkt der polizeilichen Einrichtung, welcher den Gegenſtand meiner Arbeit ausmachte. Meine Aufſätze hierüber waren dem Miniſter Grimaldi werth, und ſchmeichelten dem Geſandten Mocenigo, der entdeckt hatte, daß es ſeiner Sendung zum höchſten Ruhm gereichen würde, wenn ich Gouverneur dieſer Colonie werden könnte. Bei alle dem hielten mich meine Arbeiten jedoch nicht ab, auch meinen Vergnügungen zu leben, und beſonders meine Bekannten bei Hofe zu beſuchen, die mich mit Nachrichten über die Mitglieder der königlichen Familie verſehen konnten. Don Varneri, ein Mann von Freimuth und Offenheit, theilte mir hierüber alles mit, was ich nur zu wiſſen wünſchen konnte.

Eines Tages fragte ich ihn, ob es wahr ſey, daß die Neigung des Königs für Gregorio Squillace von ſeiner Liebe zu deſſen Gattin herſtamme; doch er betheuerte mir, daß dies eine Verläumdung ſolcher Leute ſey, die alles für wahr halten, was ihnen wahrſcheinlich vorkomme. Wenn Jeman-

dem der Name des Keuſchen zukommt, und zwar aus dem Munde der Wahrheit und nicht der Schmeichelei, ſo gebührt er vor allem dem Könige Karl III. Er hat nie mit einem andern weiblichen Weſen in Verbindung geſtanden, als mit der verſtorbenen Königin, und das nicht ſowol aus Pflichtgefühl als Gatte, ſondern als Chriſt. Mit keiner Sünde will er ſeine Seele beflecken, aus Furcht vor der Scham, dieſe ſeinem Beichtvater geſtehen zu müſſen. Geſund, ſtark und kräftig, wie er iſt, niemals in ſeinem Leben, nicht einmal am Fieber krank, iſt ſein Temperament zur Liebe ſehr geneigt, und ſo lange die Königin lebte, iſt vielleicht kein Tag vergangen, wo ſie nicht Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit erhielt. Verboten ihm dies nothwendige Rückſichten, ſo pflegte er ſich auf der Jagd dergeſtalt zu ermüden, daß die Impulſe ſeiner Natur zum Schweigen gebracht wurden. Denken Sie ſich daher ſeine Verzweiflung, da er ſich plötzlich als Witwer wiederfand, entſchloſſen, wie er war, lieber zu ſterben, als die Demüthigung einzugehen, eine Geliebte zu haben. Seine einzige Zerſtreuung war die Jagd, und eine Lebensweiſe, die ihn dergeſtalt beſchäftigte, daß ihm kein

Augenblick Zeit übrig blieb, an eine Frau zu denken. Das war nicht leicht, denn er mag weder ſchreiben, noch leſen, und liebt weder Muſik, noch fröhliche Unterhaltung. Was er that, was er noch thut und wahrſcheinlich bis an ſein Lebensende thun wird, iſt Folgendes: Um ſieben Uhr kleidet er ſich an und begiebt ſich in die Garderobe, wo er ſich friſiren läßt und bis acht Uhr betet. Hierauf hört er die Meſſe, nimmt ſeine Chocolade und eine Priſe Spagnol, mit der er ſeine große Naſe vollſtopft; es iſt die einzige, die er den ganzen Tag über nimmt. Von neun bis elf Uhr arbeitet er mit den Miniſtern, ißt ganz allein bis drei Viertel auf zwölf, und macht dann bis zwölf einen Beſuch bei der Prinzeſſin von Aſturien. Um zwölf Uhr ſteigt er in den Wagen und fährt auf die Jagd. Um ſieben Uhr ißt er, wo er ſich gerade befindet, einige Biſſen, und um acht kehrt er ſo ermüdet in das Schloß zurück, daß er oft einſchläft, ehe man ihn zu Bette bringt. Auf dieſe Art braucht er natürlich keine Frau. Er hat daran gedacht, ſich wieder zu vermählen, und um die Prinzeſſin Adelaide von Frankreich angehalten; allein dieſe war kaum ſeines Bildniſſes anſichtig geworden, als ſie

ihn rund ausſchlug. Das hat ihn geärgert, und ſeitdem darf man ihm von Wiedervermählung nicht ſprechen; wehe aber demjenigen, der ihm eine Geliebte vorſchlagen wollte.

Hierauf ſprach Don Domingo von ſeiner Humanität, ſeiner Strenge und ſeiner Milde, und bemerkte, daß die Miniſter Recht hätten, Niemanden zu ihm zu laſſen; denn ſo wie Jemand vor ihn gelangte, ſo ſey er ſicher, alles von ihm zu erhalten, was er wollte, weil er ſich einen Ehrenpunkt daraus mache, ſo oft er ſich als König erkannte, durchaus nichts abzuſchlagen. Glauben Sie mir, ſagte Domingo, die härteſten und unerbittlichſten Monarchen ſind diejenigen, welche in öffentlicher Audienz Jedermann Zutritt verſtatten. Sie ſind es, die am öfterſten getäuſcht werden, und dadurch zurückgeſchreckt, denken ſie ſtets nur darauf, das, was man von ihnen erbitten will, abzuſchlagen. Ein gewöhnlich unzugänglicher Fürſt dagegen hört dem Bittenden, der ſich ihm zu nahen weiß, mit Aufmerkſamkeit zu, und beſchäftigt ſich gern mit den Mitteln, ſein Geſuch zu gewähren. Der Ort, wo man Karl III. oft allein findet, iſt die Jagd. Da iſt er guter Laune und

tröſtet die Betrübten gern. Sein größter Fehler iſt ſeine Feſtigkeit, die bei ihm zum Eigenſinn wird; hat er einmal etwas ins Auge gefaßt und es für möglich erkannt, ſo muß es geſchehen; Hinderniſſe und Schwierigkeiten ſchrecken ihn nicht zurück. Für den Infanten, ſeinen Bruder, bezeigt er die größten Rückſichten; er ſchlägt ihm nichts ab, doch weiß er ſich immer als Herr zu behaupten. Man glaubt, daß er ihm eine Gewiſſensheirath erlauben werde, weil er vor Baſtarden Furcht hat, und der Infant hat deren ſchon drei.

Aranjuez ſchwirrte von einer Menge von Bittſtellern, die die Miniſter umringten und Anſtellungen von ihnen verlangten. Alle dieſe Leute, ſagte Don Domingo, kehren zu Ende des Sommers, ohne etwas ausgerichtet zu haben, in ihre Heimath zurück.

Sie verlangen alſo Unmöglichkeiten? fragte ich.

Keinesweges; der Fehler eben iſt, daß ſie nichts fodern. Was wünſchen Sie? fragt ſie der Miniſter. — Was Ihre Excellenz mir angemeſſen glauben. — Wozu halten Sie ſich für fähig? — Ich weiß nicht. Ihre Excellenz mögen meine Fähigkeit prüfen und mir die Anſtellung gewähren,

der Sie mich gewachſen finden. — Sehen Sie, dazu habe ich keine Zeit. —

So geht es überall. Karl III. iſt im Wahnſinn geſtorben; die Königin von Portugal iſt darin verfallen; der König von England war es, und iſt, wie man ſagt, davon geheilt.

Drei Tage vor ſeiner Abreiſe nahm ich von dem Geſandten Abſchied, und umarmte Manuzzi herzlich, der nicht aufgehört hatte, mir Beweiſe der innigſten Freundſchaft zu geben. Dieſes Bekenntniß bin ich ihm zu meiner eigenen Beſchämung ſchuldig. Don Diego, der Schuhflicker, ſchrieb mir, daß ich für das ausgeſetzte Geld auch noch eine biscayiſche Magd haben könne, die mir, wenn ich wollte, das Eſſen bereiten würde. Zugleich zeigte mir die Adreſſe, welche er mir ſchickte, ein Haus in der Straße Alcalà als meine Wohnung an. Hierauf reiſte ich am Morgen von Aranjuez ab und war Nachmittags bei guter Zeit in meiner Wohnung; denn Aranjuez iſt von Madrid nicht weiter, als Fontainebleau von Paris.

Ich ſteige ab, gehe eine Treppe hinauf und finde die Biscayerin, die mich franzöſiſch anredet; ich ſehe meine Wohnung an und finde außer dem

Cabinet noch ein Zimmer mit einem Bette, um einen guten Freund, wenn ich will, bei mir aufzunehmen. Ich preiſe meinen Schuhflicker laut und laſſe meine Sachen heraufbringen; mein Aufwärter erſcheint, ich entdecke ein ehrliches Geſicht an ihm und lobe Don Diego von neuem. Neugierig, eine Probe von der Kunſt meiner Biscayerin zu ſehen, trage ich ihr auf, ein Abendeſſen für mich allein zu machen, und will ihr Geld geben. Sie antwortet mir, ſie habe welches und würde mir morgen die Rechnung machen. Ich gehe mit meinem Bedienten aus, um meine Sachen von Mengs zu holen, deſſen Kammerdiener dem meinigen Alles ausliefert. Ich frage nicht weiter nach Mengs, und will dem Bedienten eine Dublone geben, die dieſer jedoch zurückweiſt.

Darauf begebe ich mich in die Calle del Desingaño, um Donna Ignazia zu beſuchen, ihrem Vater zu danken und ihm ſeine Auslagen zu erſtatten; allein ich finde Niemand. Eine Nachbarin ſagt mir, ſie wären ausgezogen. Ich wundere mich im Stillen, daß er mir davon kein Wort geſchrieben, und kehre nach der Straße Alcalà in meine Wohnung zurück, die kaum dreihundert

Schritt davon iſt. Ich richte mich ein, wie ich es haben will, frage Philipp, ſo hieß mein Bedienter, wo Don Diego hingezogen iſt, und er antwortet mir, es ſey weit von hier, und morgen wolle er mich ſchon hinführen. Ich frage ihn hierauf, wo mein Wirth wohne; er ſagt mir, über mir; allein ich könnte ruhig ſeyn, er würde nicht den geringſten Lärm machen; er wäre ausgegangen und würde erſt um zehn Uhr wiederkommen.

Ich laſſe mir hierauf einen kleinen Tiſch mit allem Nöthigen zum Schreiben zurecht machen, und heiße Philipp gehen und um neun Uhr zur Aufwartung beim Abendeſſen wiederkommen. Ich trage ihm zugleich auf, mir Wein zu beſorgen, wo ich wußte, daß er gut war, und ſetze mich zum Schreiben nieder. Um 9 Uhr erſcheint Philipp und ſagt mir, das Eſſen ſey in der andern Stube angerichtet. Ich ſtehe mit einem tüchtigen Appetit auf, und erſtaune nicht wenig, eine kleine Tafel mit einer Nettigkeit und Reinlichkeit eingerichtet zu ſehen, wie ich ſie in den ſpaniſchen Bürgerhäuſern noch nicht geſehen hatte. Das Abendeſſen überzeugt mich vollends, daß Don Diego ein Wunder unter den Schuhflickern Ma-

drids iſt; meine Köchin aus Bilbao hatte wie eine Franzöſin gekocht; fünf Schüſſeln, die Criadillas darunter, die ich leidenſchaftlich liebte — alles trefflich, und ich begriff nicht, wie man eine ſo ausgezeichnete Köchin noch zur Zugabe bei einer ſolchen Wohnung haben könnte.

Gegen Ende der Tafel meldete mir Philipp, mein Wirth ſey zurückgekehrt und wünſche mir die Aufwartung zu machen. Er mag kommen, ſage ich, und ſehe den Schuhflicker mit ſeiner Tochter eintreten. — Er hatte das ganze Haus, blos um mich bei ſich aufnehmen zu können, gemiethet.

Zweites Capitel.

Liebſchaft mit Donna Ignazia. — Rückkehr des venetianiſchen Geſandten nach Madrid.

Ihr unglücklichen Grafen und Herzöge, die Ihr Gefallen daran findet, einen Menſchen zu unterdrücken, der darauf ausgeht, Euch durch edle Handlungen zu beweiſen, daß er eben ſolchen Adels würdig ſey, als Ihr — hütet Euch vor ihm, wenn Ihr ſeine Anſprüche durchkreuzt, wenn es Euch gelingt, ihn herabzuwürdigen! Von gerechtem Unwillen ergriffen, wird er ſeine ganze Wuth auslaſſen, und die Welt wird ſagen: er hat Recht. Achtet ihn vielmehr, der ſich einen Edelmann nennt, wenn er es auch nicht auf Eure Art iſt, und der ſich ſeines Ranges durch edle, verdienſtliche Handlungen werth zu erweiſen nicht abläßt.

Achtet ihn, der dem Begriff Adel eine Erklärung giebt, die Euch ein Lächeln ablockt, achtet ihn, für den jener Vorzug nicht in einer Reihe von Geſchlechtsfolgen beſteht, deren letzter Sprößling er iſt, ſondern für den Edelmann der iſt, der auf ſeine Ehre hält, und der, um geachtet zu werden, Andere achtet, redlich lebt, Niemand täuſcht, nie lügt, wenn der Hörende ihn aufrichtig glaubt und ſeine Ehre dem Leben ſelber vorzieht. Ja, dieſer letzte Theil ſeiner Erklärung des Adels muß Euch die Furcht einflößen, ihn ſelbſt als Mörder gegen Euch auftreten zu ſehen, wenn Ihr ihn durch Verrath oder Ueberraſchung zu entehren verſucht. In der phyſiſchen Welt erfährt jeder ſtoßende Körper einen gleichen Stoß als Reaction; allein in der moraliſchen Welt iſt die Reaction noch größer als die Action; die Reaction für Betrug und Hinterliſt iſt die Verachtung; die der Verachtung iſt Haß; die des Haſſes iſt der Mord, der auch die Wirkung eines Schimpfes iſt, mit welchem man einen Mann entehrt, der geachtet ſeyn will, und der alles Mögliche thut, um dies vor der Welt zu werden.

Der Schuhflicker Don Diego mochte fürch-

ten, ſich gegen mich lächerlich gemacht zu haben, als er mir ſagte: er ſey ein Edelmann; allein er fühlte, daß er es wirklich war in dem Sinne des Worts, den er damit verband, und wollte mich nun überzeugen, daß er mich nicht hintergangen habe. Die ſchöne Handlung, zu der er ſich ſchon in Buen Retiro bereit gezeigt, hatte mir ſeine Denkart bereits enthüllt; allein dies war ihm noch nicht genug, er wollte ſich auch als conſe- quent erweiſen. Einer meiner Briefe hatte ihm ein Geſchäft aufgetragen, das Jedermann, gut oder ſchlecht, ausführen konnte; Don Diego war nicht damit zufrieden, mir zu dienen, etwa wie ein Ban- quier mir gedient haben würde; nein, er faßte den Entſchluß, ſelbſt der Hauptmiether eines Hauſes zu werden, blos um mir den ſchönſten Theil deſ- ſelben wieder abtreten zu können. Er erkannte da- bei, daß ſich dies thun laſſe, ohne die Grenzen ſeines Vermögens zu überſchreiten; ja, mit der Zeit zeigt ſich ſelbſt ein kleiner Gewinn dabei, vor- ausgeſetzt, daß ſeine Wohnung nicht lange leer bliebe. Er führt ſeinen Plan aus und freut ſich im Vor- aus meiner Ueberraſchung, überzeugt, daß ich den Werth ſeiner Handlung zu ſchätzen wiſſen werde.

Er täuſchte ſich nicht; ich gab ihm alle Zeichen einer auf wahrer Achtung beruhenden Freundſchaft. Donna Ignazia ſtrahlte vor Freude über das Gelingen der väterlichen Pläne; wir blieben eine Stunde zuſammen, leerten eine Flaſche, plauderten und machten unſere kleinen Geldangelegenheiten ab. Das Einzige, was ich ihm nicht zugeſtand, und worin er mir nachgeben mußte, war, daß ich die Biscayerin auf meine Koſten behielt. Ich miethete die Wohnung auf ſechs Monate, die ich ihm vorausbezahlte, und bat ihn, die Köchin ferner in dem Glauben zu laſſen, daß ſie bei ihm diene, und ihr die tägliche Ausgabe für mein Eſſen bis zur Rückkehr des Geſandten zu bezahlen. Außerdem überzeugte ich ihn, daß es für mich eine wahre Strafe ſey, allein zu eſſen, und bat ihn daher ein für allemal bei mir zu Mittag und Abend, weshalb die Biscayerin denn für zwei Perſonen Eſſen zu beſorgen hatte. Vergebens ſuchte er Ausflüchte; er mußte meine Bedingungen annehmen und behielt ſich nur das Recht vor, ſich von ſeiner Tochter erſetzen zu laſſen, wenn er gerade einmal viel zu thun und nicht Zeit habe, ſich anzukleiden, um, wie es ſich gebührte, vor mir zu erſcheinen. Es verſteht ſich

von ſelbſt, daß dieſe Bedingung mir nicht mißfiel, ja daß ich darauf einigermaßen vorbereitet war.

Den andern Morgen beſuchte ich ihn in ſeiner Wohnung. Dieſe bildete eigentlich den Boden des Hauſes, der jedoch durch Verſchläge in vier Zimmer abgetheilt war. In dem großen Zimmer, wo er mit einigen Gehülfen Schuhe und Stiefeln flickte, ſtand das Bett, in dem er mit ſeiner Frau ſchlief. Nebenan in einem kleinen Gemache war Donna Ignazia's Schlafſtelle; ein Betſchemel vor einem großen Crucifix, ein vier Fuß hohes Bild des heiligen Ignazius von Loyola, deſſen junger und ſchöner Kopf phyſiſche Liebe einflößte, Roſenkränze, Gebetbücher und ein Eimer voll geweihten Waſſers machten die Meubeln dieſes Zimmers aus. Ein kleines Cabinet dabei war für ihre jüngere, ſehr häßliche Schweſter, die ich wohl noch nicht erwähnt habe, beſtimmt; weiterhin war die Küche, wo in einem Winkel das Bett der Köchin ſtand. Don Diego ſagte mir, daß er hier bequemer wohne, als in ſeinem frühern Hauſe, und daß meine Zimmer allein ihm viermal den Miethspreis für das ganze Haus eintrügen.

Aber die Meubeln? warf ich ihm ein.

Binnen vier Jahren ſind auch ſie bezahlt. Sie ſollen die Mitgift meiner Tochter bilden, und Ihnen verdanke ich dieſe treffliche Speculation.

Das freut mich von Herzen; doch was ſehe ich, Don Diego? Sie machen ja da ganz neue Schuhe?

Das iſt wahr; aber bemerken Sie, daß ich über einen Leiſten arbeite, den man mir gegeben hat, und daß ich ſie alſo Niemand anzuprobiren und mich nicht darum zu bekümmern brauche, ob ſie gut oder ſchlecht ſitzen.

Wie viel bekommen Sie dafür?

Anderthalb pezzo duro.

Das iſt mehr als gewöhnlich, dünkt mich.

Allerdings; aber bemerken Sie auch den Unterſchied zwiſchen den Schuhen, die ich mache und der gewöhnlichen Arbeit. Prüfen Sie die Güte des Leders und die Dauerhaftigkeit der Arbeit.

Ich will mir lieber ſelbſt einen Leiſten machen, und mir, wenn Sie anders wollen, ein Paar Schuhe von Ihnen verfertigen laſſen, aber vom feinſten Leder, das es giebt, und mit ganz leichten Sohlen.

Die koſten mehr und dauern nicht ſo lange.

Das ſchadet nicht; ich brauche im Sommer ganz leichte Schuhe.

Ich ließ mir nun den beſagten Leiſten machen, und er arbeitete bis zu meiner Abreiſe für mich. Zu Abend verſprach er bei mir zu eſſen, allein zu Mittag ſollte ich mich mit ſeiner Tochter begnügen. Ich antwortete ihm, daß ihre Geſellſchaft mir ſo lieb ſey, als die ſeinige.

Hierauf machte ich dem Grafen Aranda meinen Beſuch, der mich zwar kalt, doch artig aufnahm. Ich erzählte ihm, was mir zu Aranjuez begegnet ſey, und die Händel, in die mich der Pfarrer und Mengs zuſammen zu verwickeln verſucht hatten.

Ich wußte davon, antwortete er mir. Dies zweite Abenteuer hätte bald bedenklicher werden können, als das erſte, und ich hätte Ihnen nicht zu helfen gewußt, wenn Sie nicht auf der Stelle die beſte Partie ergriffen und den Pfaffen genöthigt hätten, Ihren Namen von der Liſte zu ſtreichen. In dieſem Augenblicke glaubt man mich durch drohende Placate zu ſchrecken; allein man irrt ſich, ich bin vollkommen ruhig.

Was will man denn von Euer Excellenz?

Ich ſoll die langen Mäntel und die herunter-geſchlagenen Hüte wieder erlauben. Wiſſen Sie das nicht?

Ich bin erſt ſeit geſtern wieder in der Stadt.

Nun denn, ſo hüten Sie ſich, Sonntag Mittag zu mir zu kommen, denn nach dem geſtrigen Placate ſoll mein Haus um dieſe Stunde in die Luft fliegen.

Ich bin neugierig, zu ſehen, ob es hübſch hoch fliegen wird, und werde daher die Ehre haben, Euer Excellenz am Sonntag Mittag aufzuwarten.

Wohl denn; ich glaube nicht, daß Sie allein ſeyn werden.

Ich ging natürlich hin und ſah nie eine zahlreichere Verſammlung dort. Der Graf ſprach mit Jedermann auf das freundlichſte. Unter dem letzten Placat, das ihm mit dem Tode drohte, wenn er ſeine Verordnungen nicht zurücknähme, befanden ſich zwei ungemein kräftige Verſe, die im Spaniſchen noch einen beſondern Geiſt athmeten. Der Verfaſſer des Placats hatte, in der Ueberzeugung, hängen zu müſſen, wenn man ihn entdeckte, darunter geſetzt:

Si me cogen, me horqueran
Peró no me cogeran.*)

Donna Ignazia aß mit mir zu Mittag und ſagte mir in jedem Augenblick, wie ſehr ſie ſich freue, mich wieder bei ſich zu wiſſen; dennoch entſprach ſie auf keine Weiſe meinen verliebten Annäherungen, wenn Philipp das Zimmer verließ, um eine neue Schüſſel herunterzuholen. Sie erröthete, ſie ſeufzte, und wenn ich in ſie drang, zu reden, ſo bat ſie mich, zu vergeſſen, was während des Carnevals zwiſchen uns vorgefallen ſey. Ich lächelte dann und ſagte ihr, ſie müſſe ja wiſſen, daß es nicht in meiner Macht ſtehe, meiner Liebe zu vergeſſen, ſo lange dieſelbe Empfindung noch fortwährte. Halb ernſthaft, halb zärtlich ſetzte ich dann hinzu, daß, wenn auch dies in meiner Macht ſtände, ich ihrer doch nicht würde vergeſſen wollen. Da ich wußte, daß ſie weder falſch, noch hinterliſtig war, ſo ſah ich deutlich, daß ihre Zurückhaltung nur aus den Entſchlüſſen herfließe, die ſie in Abſicht ihres künftigen Verhaltens gefaßt hatte, und wodurch ſie den erzürnten Himmel zu ver-

*) Fängt man mich, ſo muß ich hangen,
Aber Niemand ſoll mich fangen.

ſöhnen hoffte. Allein ich kannte die Natur ſolcher Vorſätze und ſah die kurze Dauer dieſer Zurückhaltung voraus; bis dahin durfte ich nichts übereilen. Ich hatte ſchon mit andern bigotten Frauen in Verbindung geſtanden, deren Temperament dem ihrigen nicht an Stärke gleich kam, und die mich weniger liebten als ſie. So konnte ich mich Donna Ignazia's denn für gewiß halten.

Nach dem Eſſen blieb ſie eine Viertelſtunde lang bei mir, ohne mich jedoch verliebt zu ſehen. Nach der Sieſta kleidete ich mich an und ging aus, ohne ſie aufzuſuchen, und als ſie nach dem Abendeſſen herunterkam, um ihren Vater abzuholen, der mit mir gegeſſen hatte, behandelte ich ſie mit der größten Sanftmuth, ohne die mindeſte üble Laune darüber zu verrathen, daß ſie den Entſchluß gefaßt hatte, mich nicht mehr zu lieben. Den folgenden Tag ging es eben ſo. Sie erzählte mir über Tiſche, daß ſie Don Francito in den erſten Tagen der Oſterwoche verabſchiedet habe, und bat mich, ihn nicht aufzunehmen, wenn er ſich bei mir melden ließe.

Den folgenden Tag, am erſten Pfingſttage, war ich bei dem Grafen Aranda, deſſen Palaſt

man in die Luft ſprengen wollte. Hierauf ging ich nach Hauſe, wo Don Diego, ſehr ſauber gekleidet, mit mir zu Mittag aß. Seine Tochter bekam ich nicht zu ſehen. Ich fragte ihn, ob ſie vielleicht ausgebeten ſey, und er erwiderte mit einem Lächeln, das gar nicht ſpaniſch war, daß ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen habe, wahrſcheinlich um das Feſt des heiligen Geiſtes für ſich ganz allein zu feiern. Indeß würde ſie zum Abendeſſen ganz gewiß herabkommen, da er ſelbſt zu ſeinem Bruder geladen ſey, von dem er vor Mitternacht nicht zurückkehren würde.

Mein beſter Don Diego, fiel ich ihm ein, thun Sie das bei Leibe nicht. Sagen Sie, ehe Sie ausgehen, Donna Ignazien, daß ich meine Rechte auf ihre Geſellſchaft gern dem Himmel abträte. Machen Sie ihr bemerklich, daß, wenn es ihr ungelegen wäre, mit mir zu eſſen, und ihre Andacht auf dieſe Art zu unterbrechen, wir ja ein andermal zuſammen ſpeiſen könnten, und daß ich recht gern allein bliebe. Wollen Sie ihr das ſagen?

Da Sie es wünſchen, ſo will ich es thun.

Nach der Sieſta erſchien er wieder in meinem Zimmer, um mir mit heiterer Miene zu melden,

Donna Ignazia nehme für heute meine Erlaubniß an und wolle daher den ganzen Tag Niemand ſehen.

So iſt es recht, erwiderte ich ihm; die Sache freut mich höchlich, und morgen werde ich ihr dafür danken.

Ich mußte mich ſehr zuſammennehmen, um ihm ſo zu antworten; denn dies Benehmen Donna Ignazia's mißfiel mir aufs höchſte, und ich fürchtete ſelbſt, meine Neigung für das ſchöne Mädchen mit der Achtung zugleich zu verlieren. Der gute Don Diego brachte mich jedoch herzlich zum Lachen, als er mir im Weggehen ſagte, ein kluger Vater müſſe ſeiner Tochter ein Uebermaß von Frömmigkeit eben ſo nachſehen, als irgend eine Leidenſchaft in der Liebe. Konnte man einen närriſcheren Ausſpruch als dieſen aus dem Munde eines ſpaniſchen Schuhflickers vernehmen?

Es regnete und ſtürmte den ganzen Tag und ich beſchloß gar nicht auszugehen. Ich befahl daher Philipp, meinen Wagen zurückzuſchicken, und mich zu verlaſſen, nachdem er der Köchin geſagt hätte, daß ich vor zehn Uhr nicht eſſen würde. Hierauf fing ich an zu ſchreiben, bis mir die Mutter

Donna Ignazia's Licht brachte. Jetzt kam mir ein ſonderbarer Gedanke ein. Als mir die Biscayerin um zehn Uhr meldete, mein Tiſch ſey gedeckt, antwortete ich ihr, ſie möge ihn nur wieder abdecken, da ich nicht eſſen wollte.

Um elf Uhr legte ich mich zur Ruhe und ſchlief um deſto beſſer.

Den andern Morgen um neun Uhr trat Donna Ignazia in mein Zimmer, um mir ihr ganzes Bedauern darüber zu bezeigen, daß ich, wie ſie ſo eben erfahren, nicht zu Nacht gegeſſen habe.

Ganz allein, traurig und unglücklich, antwortete ich ihr, wie ich geſtern war, habe ich wohl daran gethan, nicht zu eſſen.

Sie ſcheinen krank?

Es würde mir beſſer ſeyn, wenn Sie wollten.

Mein Friſeur trat ein und ſie verließ mich. Ich ging, die ſchöne Meſſe in Buen Suceſo zu hören, wo ich die ſchönſten Hetären von Madrid zuſammenfand. Zu Mittag aß ich mit Don Diego, der ſeiner Tochter beim Nachtiſch äußerte, ſie ſey ſchuld, daß ich geſtern nicht gegeſſen. Sie antwortete, dies ſolle ihr nie wieder begegnen. Hierauf fragte ich ſie, ob ſie mit mir nach Notre

Dame von Atocha gehen wolle, und ſie bezeigte mir ihr Verlangen danach, indem ſie ihren Vater mit einem bittenden Blick anſah. Dieſer erwiderte, die wahre Frömmigkeit ſey von der Heiterkeit unzertrennlich, und beſtehe in dem Vertrauen auf Gott, auf ſich ſelbſt und auf die Redlichkeit der Menſchen, mit denen man umgehe; ſie habe mich daher für einen redlichen Mann zu achten, wenn ich auch gleich nicht das Glück hätte, von Geburt ein Spanier zu ſeyn.

Dieſe Schlußformel ließ mich hell auflachen, ein Umſtand, der jedoch gar nicht übelgenommen wurde. Donna Ignazia küßte ihrem Vater die Hand und fragte mich freundlich, ob ich ihre Couſine mitnehmen wolle.

Wozu brauchſt Du denn die Couſine? fiel der Vater ein. Ich ſtehe Dir für Don Jaime.

Sehr verbunden, entgegnete ich; doch wenn die Couſine mitkommen will und dies Donna Ignazien zum Vergnügen gereicht, ſo iſt es auch mir ſo viel lieber, vorausgeſetzt, daß es die ältere ſey, die mir beſſer gefällt, als die jüngere.

Nach dieſer Verabredung ging der Vater von dannen und ich ſchickte Philipp in den Stall, mit

dem Befehl, vier Maulthiere vor den Wagen le=gen zu laſſen. Donna Ignazia bat mich, höchſt zufrieden und faſt demüthig, ihr ihre Schwachhei=ten zu verzeihen.

Alles, ſchöner Engel! antwortete ich ihr, vor=ausgeſetzt, daß auch Du mir verzeiheſt, daß ich Dich liebe.

Ach, theuerſter Freund! Ich fürchte nur zu ſehr den Verſtand zu verlieren, wenn ich in die=ſem Kampfe beharre, der mein Innerſtes zerreißt.

Nichts von Kampf, mein Herz. Liebe mich entweder, wie ich Dich liebe, oder gebiete mir, dies Haus zu verlaſſen und Dir nie mehr vor Augen zu treten. Ich werde die Kraft haben, Dir zu ge=horchen; aber ich ſage Dir voraus, daß Du darum nicht glücklicher ſeyn wirſt.

O das weiß ich nur ſelbſt zu wohl. Nein, nein, bleiben Sie hier; dies Haus gehört Ihnen. Allein das muß ich Ihnen doch ſagen, daß Sie ſich in der ältern Couſine irren, wenn Sie ihr ei=nen beſſern Charakter zuſchreiben, als der jüngern. Ich weiß, was Sie zu dieſem Glauben an jenem Carnevalabend gebracht hat; allein Sie wiſſen bei weitem nicht alles. Die Jüngere iſt ein gutes Ge=

ſchöpf, die, ſo häßlich ſie auch iſt, ſchon einmal ſchwach geweſen iſt und die Liebe gefühlt hat; aber die Aeltere, noch zehnmal häßlicher als ſie, hat nie geliebt und iſt darum boshaft und hämiſch. Denken Sie ſich, daß ſie ſich einbildet, Sie liebten ſie, und daß Sie dennoch von Ihnen Uebles ſpricht. Sie ſagt, Sie wären ein Verführer, dem ich nicht habe widerſtehen können; aber daß Ihnen das Spiel bei ihr doch mißlingen ſollte.

Nichts mehr von ihr, ich bitte Dich; wir müſſen ſie züchtigen, ſchicke daher zu der Jüngſten.

Vortrefflich, ich danke Ihnen aufrichtig.

Weiß ſie, daß wir uns lieben?

Leider.

Warum ſagteſt Du es ihr aber?

Sie hat es errathen; allein ihr Herz iſt gut und ſie begnügt ſich damit, mich zu bedauern. Sie hat mir vorgeſchlagen, mit ihr gemeinſchaftlich eine Andacht bei der Jungfrau von Soledad zu begehen, überzeugt, daß dies uns Beide von unſerer Liebe heilen werde.

So iſt ſie alſo auch verliebt?

Jawohl, aber unglücklich. Die Aermſte! ſie

liebt allein; denken Sie ſich, welche Marter das ſeyn muß.

Fürwahr, ſie thut mir leid; denn wie ſie iſt, würde ich keinen Mann wiſſen, der ſie lieben könnte. Da ſiehſt Du zum Beiſpiel ein Mädchen, das ſich zum Geſetz machen müßte, nicht zu lieben — aber Du —

Aber ich? O ſchweigen Sie! Ich bin ſchlimmer daran als ſie; ich weiß nicht, ob ich hübſch bin oder nicht; doch man verfolgt mich, und ich muß mich vertheidigen oder meine Seele läuft Gefahr. Und doch giebt es Männer, gegen die es unmöglich iſt, ſich zu vertheidigen. Der Himmel iſt mein Zeuge, ich bin in der heiligen Woche zu einer Bekannten gegangen, die die Pocken hat, blos um mich von ihr anſtecken zu laſſen und häßlich zu werden. Gott hat es nicht gewollt, und zur Zugabe hat mich mein Beichtvater in Soledad noch derb ausgeſcholten, und mir eine Buße auferlegt, wie ich ſie niemals erwartet hätte.

Nenne ſie mir, ich bitte Dich darum.

Ja, das will ich thun. Zuerſt fing er damit an, mir auseinanderzuſetzen, ein ſchönes Geſicht ſey ein Zeichen einer ſchönen Seele, und ein Ge=

ſchenk des Himmels, wofür man demſelben alle Tage zu danken habe; denn die Schönheit ſey ein Reiz, der ſeinen Beſitzer Jedermann empfehle; ich hätte mich daher dieſes Geſchenks des Himmels unwürdig und des Undanks gegen den Herrn ſchuldig gemacht. Er hieß mich alſo, als Buße für dies Vergehen, jedesmal etwas Roth auf meine Wangen aufzulegen, wenn ſie mir zu blaß vorkommen ſollten. Ich mußte es ihm verſprechen, und habe eine Büchſe Schminke gekauft, doch bis jetzt mich ihrer noch nicht bedient. Fügen Sie hinzu, daß mein Vater es bemerken könnte, und daß ich alsdann ſehr in Verlegenheit gerathen würde, ob ich ihn von dem Gebote meines Beichtvaters unterrichten ſollte oder nicht.

Iſt Dein Beichtvater noch jung?

Er iſt ſiebenzig Jahr alt.

Sagteſt Du ihm mit allen Umſtänden Deine kleinen Schwachheitsſünden?

Ei freilich; der kleinſte Umſtand, den ich verſchwiege, wäre eine Todſünde.

Fragt er Dich denn aus?

Das nicht, denn er weiß, daß ich ihm alles ſage. Das iſt nicht leicht und geht nie ohne große

Scham ab; allein man muß ſich darein finden. Es ſind zwei Jahre, daß ich dieſen Beichtvater habe; vor ihm hatte ich einen andern, der unerträglich war; er fragte mich nach Dingen, die mich beſchimpften und in Zorn verſetzten; ich habe ihn darum verlaſſen.

Was fragte er Dich denn?

O erlaſſen Sie mir das zu wiederholen.

Wozu gehſt Du denn ſo oft zur Beichte?

Wozu? Wollte Gott, ich hätte es nicht nöthig. Doch ich gehe ja nur alle acht Tage.

Das iſt zu oft.

Ganz und gar nicht; denn wenn ich eine Sünde auf dem Herzen habe, kann ich nicht ſchlafen. Ich fürchte immer in der Nacht zu ſterben.

Ich bedaure Dich, Theuerſte; denn dieſe Furcht muß Dich unglücklich machen, was Du ganz und gar nicht verdienſt. Ich rechne viel zuverſichtlicher auf die Gnade des Himmels, als Du. —

Die Couſine kam und wir verließen das Haus. Nichts iſt gewiſſer, als daß eine bigotte Perſon mehr Vergnügen in dem Umgange mit ihrem Geliebten findet, als eine vorurtheilsfreie; doch das

liegt zu ſehr in der Natur, als daß ich nöthig hätte, es meinen Leſern noch zu beweiſen.

An der Kirchthür fanden wir eine Menge von Equipagen und die Kirche ſelbſt gedrängt voll von Gläubigen. Ich ſah die Herzogin von Villadorias, welche durch ihre Andromanie weit und breit berüchtigt war. Wenn der Anfall ſie ergriff, ſo war nichts im Stande, ſie zurückzuhalten. Sie bemächtigte ſich des Gegenſtandes ihrer Wünſche und dieſer mußte ſie zufrieden ſtellen. Mehrere Male war ihr dies in öffentlichen Verſammlungen begegnet, ſo daß die Geſellſchaft die Flucht ergreifen mußte. Ich hatte ſie auf einem Balle kennen gelernt; ſie war noch ziemlich jung und hübſch; hier ſah ich ſie auf ihren Knien, als ich mit meinen beiden Schönen eintrat. Ihr Blick fiel ſogleich auf mich, gleichſam als wenn ſie ſich auf mich zu beſinnen ſuchte; denn ſie hatte mich nur einmal und im Domino geſehen. Meine frommen Schönen waren glücklich, ſich im Tempel zu befinden, und beteten eine halbe Stunde lang; dann ſtanden ſie auf und wir gingen, während ſich auch die Herzogin erhob. Draußen vor der Kirche fragte ſie mich, ob ich ſie kenne, und als ich ihren Na=

men nannte, fragte ſie weiter, warum ich ſie nicht beſuche, und ob ich zu der Herzogin von Benevent gehe. Ich antwortete ihr verneinend; doch verſprach ich ihr nächſtens meine Aufwartung zu machen.

Wir gingen nach Los Balbaces ſpaziren; unterwegs erklärte ich den beiden Couſinen die Art der Krankheit, an der die Herzogin litt. Donna Ignazia erſchrak und fragte mich ſchüchtern, ob ich ihr Wort halten würde. Ich ſah ſie wieder aufathmen, als ich ihr hierauf mit Nein antwortete.

Ich muß lachen, wenn ich mich gewiſſer Fragen erinnere, die eine elende Schulweisheit noch immer für zweifelhaft hält, während die Natur ſie längſt entſchieden hat. So fragt man noch immer, welches von den beiden Geſchlechtern bei dem Geſchäft der Liebe das größte Vergnügen empfinde. Homer hat aus dieſem Punkte eine Streitfrage zwiſchen Jupiter und Juno gemacht. Tireſias, der ſelbſt Frau geweſen war, ſprach ein wahres Urtheil aus, das jedoch dadurch lächerlich wird, daß er die beiden Vergnügen faſt wie eine Waare gegen einander abwägt. Wir aber können

aus der Maſſe von Leiden, denen die Frauen ſich um dieſes Vergnügens willen unterwerfen, leicht den Schluß ziehen, daß die Natur, welche bei der Vertheilung ihrer Gaben immer gerecht verfährt, den Frauen auch ein Maaß des Vergnügens zugemeſſen habe, das ſie für die damit verbundenen Leiden zu entſchädigen im Stande ſey. Was ich aus meiner eigenen Erfahrung dabei behaupten kann, iſt Folgendes. So groß auch das Vergnügen iſt, das ich allerdings empfinde, wenn eine geliebte Frau mich glücklich macht, ſo würde ich doch keineswegs daſſelbe auf Koſten der Leiden einer Schwangerſchaft erkaufen mögen; die Frau aber ſetzt ſich dieſem, ſelbſt durch die Erfahrung ſchon hinreichend belehrt, noch immer ohne Anſtand aus; ihr Vergnügen muß daher dem Maaße dieſer Beſchwerden entſprechen. Frägt man mich nun nach dieſer ganzen Unterſuchung, ob ich wohl als Frau möchte wieder geboren werden, ſo antworte ich, die Neugier bei Seite geſetzt, Nein. Unſer Geſchlecht ſcheint mir eine große Menge von Freuden mehr zu Theil bekommen zu haben, als die Frauen; jedoch geſtehe ich gern, daß die ſchöne Ausſicht, von neuem geboren zu werden, mich,

beſonders in dieſem Augenblicke, wahrſcheinlich den Vertrag gern unterzeichnen laſſen würde; ja, ich würde nicht allein als Frau, ſondern ſelbſt ſo häß-lich wie die Nacht, oder als Thier, vorausgeſetzt, daß ich mein Gedächtniß behielte, wiedergeboren zu werden wünſchen.

In den Balbaces ließen wir uns Eis geben. Meine beiden Schönen kehrten hierauf, höchlich zufrieden mit dem Vergnügen, das ich ihnen ge-währt hatte, ohne den Himmel, den ſie von gan-zem Herzen liebten, beleidigen zu dürfen, und der ihnen verbot, jeden Andern, als ihren Mann zu zu lieben, mit mir nach Hauſe zurück. Donna Ignazia, die ich noch immer heftig liebte, und die deſſen ſelbſt von dem anſpruchsvollſten der Män-ner vollkommen würdig war, freute ſich herzlich, den ganzen Tag mit mir zugebracht zu haben, ohne daß ich etwas gegen ihre Vorſätze unternom-men hatte. Aus Furcht jedoch, daß ich mich beim Abendeſſen wohl nicht in dieſen Schranken halten möchte, bat ſie mich, ihre Couſine mit zu Tiſche zu nehmen. Ich willigte ein, ich glaube ſogar ſelbſt nicht ungern. Dieſe Couſine war eben ſo einfältig als häßlich, und ihre einzige gute Eigen-

ſchaft war, nachſichtig und theilnehmend zu ſeyn. Sie war eben ſo alt als Donna Ignazia, und nachdem mir dieſe einmal geſtanden hatte, daß ſie um alles wiſſe, was zwiſchen uns vorgefallen ſey, war es mir gar nicht mehr unlieb, ſie als dritte Perſon zwiſchen uns zu haben. Sie hinderte mich in nichts, und Donna Ignazia glaubte ſich in ihrer Gegenwart vollkommen ſicher.

Es war ſchon ein drittes Couvert aufgedeckt, als ich Jemand die Treppe heraufkommen hörte. Meine Schöne ſagte mir, es ſey ihr Vater, und ich ging ſelbſt hinaus, um ihn zu bitten, einzutreten. Er that dies gern. Dieſer Menſch war ungemein liebenswürdig. Seine Moralpredigten, die er von Zeit zu Zeit in die Unterhaltung einwebte, beluſtigten mich ſehr. Es war eine Ehrenſache für ihn, ſich voll unbedingten Vertrauens auf mich zu zeigen; er glaubte, ich liebe ſeine Tochter, allein in allen Ehren, und verließ ſich eben ſo ſehr auf meine Rechtlichkeit, als auf ihre Frömmigkeit, und ich glaube, er würde ſich ſchwer gekränkt gefühlt und ſie nicht einen Augenblick mehr mit mir allein gelaſſen haben, wenn er gewußt hätte, daß wir ſchon während des Carne-

vals allen Anfoderungen der Liebe entſprochen hätten.

Bei Tiſche übernahm er die ganze Unterhaltung; er ſaß neben ſeiner Nichte und der Tochter gegenüber, an deren Seite ich mich befand. Die Hitze war drückend und ich bat ihn, ſein Oberkleid abzulegen, um auch meinerſeits daſſelbe vornehmen zu können, und ganz zu thun, als wenn er in ſeinem Zimmer wäre. Er that es ohne große Schwierigkeiten; die Tochter folgte um ſo leichter, je ſchöner ihr Buſen war; allein es koſtete Mühe, die Nichte zur Nachfolge zu überreden. Endlich gab ſie jedoch nach, allein nur um uns unter einer ſchwarzen Haut ein paar dürre Knochen zu zeigen — ich erwies ihr die Gnade, ſie nicht ein einziges Mal anzuſehen. Donna Ignazia berichtete den Vater von dem Vergnügen, das ſie bei Notre Dame de Atocha und in den Balbaces genoſſen habe, und erzählte ihm auch, ich ſey der Herzogin von Villadorias aufgefallen, und ſie habe mich eingeladen, ſie zu beſuchen. Der gute Mann fing nun an, über die Krankheit der Dame auf das ergötzlichſte zu philoſophiren und eine Menge Geſchichten zu erzählen, zu denen ich weitläuftige

Commentare gab, welche die beiden Couſinen nicht zu verſtehen das Anſehen haben wollten. Der treffliche Mancha-Wein hielt uns zwei Stunden bei Tiſche feſt. Hierauf ſagte Don Diego zur Nichte, ſie könne ja mit ſeiner Tochter in dem Zimmer neben dem meinigen ſchlafen, deſſen Bett für Zwei breit genug ſey, während die Schlafſtätte der Tochter oben in dem Cabinet eng und die Luft drückend heiß ſey. Ich bemerkte, dieſe Nachbarſchaft würde mir zur Ehre gereichen; doch Donna Ignazia wandte erröthend ein, das ſey wider den Anſtand, da das Zimmer von dem meinigen nur durch eine Thür getrennt wäre, die zur Hälfte von Glas ſey. Bei dieſen Worten ſah ich Don Diego lächelnd an.

Der gute Mann fing nun an, ſeine Tochter auf eine Art zu überreden, die mich faſt zum lauten Lachen brachte. Er hielt ihr ihren Stolz, ihre Bösartigkeit und ihr Mißtrauen vor, verſicherte ſie, ich müſſe wenigſtens zwanzig Jahr älter ſeyn, als ſie, und ihr Argwohn ſey eine größere Sünde, als eine kleine verliebte Nachgiebigkeit geweſen ſeyn würde, die ſie ſich erlaubt hätte. Ich bin überzeugt, ſetzte er hinzu, du wirſt es den nächſten

Sonntag vergeſſen, dieſe Sünde des Mißtrauens gegen Don Jaime zu beichten. Wie kannſt du ihn nur einer ſolchen Handlung fähig halten? Sie blickte mich an, bat mich laut um Vergebung und ſagte, ſie wolle ja ſchlafen, wo wir nur wollten. Die Couſine ſagte kein Wort dagegen, und der Vater verließ uns ſehr zufrieden, mir dieſen neuen Beweis ſeiner adlichen Geſinnung gegeben zu haben.

Ich nahm mir vor, mich ſelbſt zu quälen, um Donna Ignazia's Liebe anzufeuern. Sie liebte mich, das war gewiß; allein ſie hatte ſich einen Widerſtand zum Geſetz gemacht, der mich beleidigte und ſchmerzte. Ich wünſchte ihnen daher auf das freundlichſte eine gute Nacht, wiederholte, ſie könnten vollkommen ſicher ſeyn, und ging auf mein Zimmer, wo ich ſogleich das Licht ausblies und mich niederlegte. Eine Weile nachher ſtand ich jedoch wieder auf, um mich zu überzeugen, ob ſie nicht die Gelegenheit benutzen würden, mit ihren verborgenen Reizen Parade zu machen, da ſie mich wohl ohne Fehlſchluß für den ſtillen Beobachter derſelben halten konnten. Die häßliche Couſine ſprach leiſe mit Donna Ignazia, die ſchon im

Begriff ſtand, ihr Kleid fallen zu laſſen, und die einen Augenblick nachher das Licht ausblies. Ich legte mich wieder nieder. Den andern Morgen um ſechs Uhr ſtand ich auf und ſah durch die Scheiben der Thür das Bett ſchon gemacht und Alles in der beſten Ordnung; von den beiden Couſinen war keine Spur mehr zu ſehen. Es war der dritte Pfingſtfeiertag und ſie waren aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon in die Meſſe nach Soledad gegangen.

Donna Ignazia kehrte um zehn Uhr allein zurück; ich war völlig angekleidet und ſchrieb, in der Abſicht, um elf Uhr in die Meſſe zu gehen. Sie ſagte mir, ſie ſey drei Stunden lang mit der Couſine in der Kirche geweſen und habe ſich von dieſer an der Thür getrennt.

Ich denke mir, daß Du in der Beichte warſt, redete ich ſie an.

Nein, erwiderte ſie, ich habe vergangenen Sonntag gebeichtet und gehe den nächſten wieder.

Es freut mich, daß Deine Beichte um meinetwillen nicht länger ausfallen wird.

Sie irren ſich.

Wie ſo? Doch ich verſtehe; darum, in allem Ernſte, Ignazia, ich will nicht, daß wir um bloßer Wünſche willen unſerer Seele ſchaden. Ich bin zu Euch gezogen, weder in der Abſicht, Dich zu quälen, noch ſelbſt zum Märtyrer zu werden. Was den letzten Carnevalstag zwiſchen uns vorgefallen iſt, hat meiner Liebe zu Dir die Krone aufgeſetzt, und ich bin außer mir, wenn ich daran denke, daß meine Zärtlichkeit oder die Deinige Gegenſtand Deiner Reue geworden ſind. Ich habe wieder eine abſcheuliche Nacht zugebracht und muß auf die Erhaltung meiner Geſundheit denken; ich muß Dich zu vergeſſen ſuchen und damit anfangen, Deine Nähe zu meiden. Euer Haus will ich behalten; aber morgen will ich damit beginnen, mir eine andere Wohnung zu ſuchen. Iſt Deine Religion die wahre, ſo mußt Du die Partei, die ich erwähle, billigen. Theile ſie den nächſten Sonntag Deinem Beichtvater mit, und Du wirſt ſehen, daß er meinen Entſchluß loben wird.

Alles, was Sie ſagen, iſt vollkommen wahr, und doch kann ich ihm nicht beiſtimmen. Sie ſind Ihr eigener Herr und können mich meiden, ſobald Sie wollen; ich werde im Stillen dulden und mei-

nen Vater reden laſſen; allein Sie machen mich zu dem unglücklichſten Mädchen in Madrid.

Bei dieſen Worten ſenkte ſie ihre ſchönen Augen zu Boden und vergoß Thränen, die mich innig bewegten.

Donna Ignazia, ſagte ich, ich liebe Dich und hoffe, daß die Leidenſchaft, die Du mir eingeflößt haſt, nicht zu meinem Verderben gereichen ſoll. Ich kann Dich nicht ſehen, ohne Dich zu lieben, und Dich nicht lieben, ohne Dir Beweiſe davon zu geben, wie ſie die Liebe von mir fodert, und wie ſie zu meinem Glück unentbehrlich ſind. Wenn ich Dich meide, ſo behaupteſt Du, ich mache Dich unglücklich, und ich kann mich dann nicht mehr dazu entſchließen; doch bleibe ich und Du änderſt Dein Syſtem nicht, ſo bin ich es, der unglücklich wird, und der um ſeine Geſundheit kommt. Sage mir nun ſelbſt, was ich thun ſoll? Soll ich gehen, ſoll ich bleiben? Beſtimme Du ſelbſt.

Bleiben, antwortete ſie.

Du willſt alſo gut und zärtlich gegen mich ſeyn, wie Du es, vielleicht zu meinem Unglück, ſchon einmal warſt?

Ach! ich habe Reue genug darüber empfun-

den, und dem Himmel verſprochen, nicht wieder in den Fehler zu fallen. Ich bitte Sie, zu bleiben, weil ich überzeugt bin, daß wir in acht bis zehn Tagen eine Stellung gegen einander werden gefunden haben, worin ich Sie liebe wie einen Vater oder einen Bruder, und in der es Ihnen möglich ſeyn wird, mich wie Ihre Schweſter oder wie Ihre Tochter in die Arme zu ſchließen.

Und Du behaupteſt deſſen gewiß zu ſeyn?

Ja, theurer Freund, ganz gewiß.

Du irrſt Dich.

Sey es, laſſen Sie mich irren. Können Sie ſich nicht denken, daß ich Vergnügen darin finde, mich zu irren?

Himmel! was muß ich hören? So iſt es denn alſo wahr? Unglückliche Bigotterie!

Warum unglücklich?

Nichts mehr, theure Ignazia; es wäre zu lang, Dir dies zu erklären, und vielleicht ſogar gefährlich für mich. Sprechen wir nicht mehr davon — ich bleibe bei Euch.

Ich verließ das Haus, in der That betrübter in der Seele des armen Mädchens, als für mich ſelbſt, obgleich ich auch mich um die Hoff=

nung des Lohnes betrogen ſah, den die Liebe mir zugeſichert hatte. Ich ſah ein, ich mußte mir die Sache aus dem Sinne ſchlagen; denn wenn ich mir auch noch für einen Augenblick, wo meine Worte oder meine Liebkoſungen ſie betäubt hätten, Genuß von ihrem Umgange verſprechen konnte, ſo ſah ich doch ein, daß ſie den nächſten Sonntag mit dieſer Nachricht zu ihrem Beichtvater eilen und dieſem ein Verſprechen ablegen würde, das ſie von neuem meiner Liebe feindſelig gemacht hätte. Sie geſtand es ein, mich zu lieben, und hoffte es dahin zu bringen, mir dieſe Liebe unter einem andern Titel zu widmen — ein verkehrter Wunſch, der in einem offenen Gemüthe nur dann Herrſchaft gewinnen kann, wenn der Aberglaube ihm das Verbrechen da zeigt, wo die Natur nicht zugeben kann, daß ein ſolches obwalte.

Zu Mittag kehre ich nach Hauſe zurück und Don Diego glaubt ſich durch die Artigkeit verpflichtet, mit mir zu eſſen. Erſt beim Nachtiſch erſcheint ſeine Tochter; ich bitte ſie artig, aber kalt und niedergeſchlagen, Platz zu nehmen. Don Diego fragt ſie ſcherzend, ob ich die Nacht aufgeſtanden und zu ihrem Bette gekommen ſey, und

lacht ſie derb aus. Sie antwortet ihm, ſie habe mich durch keinen Argwohn beleidigt und ihre Schüchternheit ſey blos Sache der Gewöhnung. Ich unterbreche dies Geſpräch, indem ich ihre Sittſamkeit lobe, und verſicherte ihr, ſie hätte Recht, ſich vor mir in Acht zu nehmen, wenn die Geſetze der Pflicht nicht noch mehr Gewalt über mich hätten, als die Wünſche, welche mir ihre Schönheit einflößte. Don Diego fand dieſe Liebeserklärung unvergleichlich und eines Ritters der alten Tafelrunde würdig. Ich mußte herzlich darüber lachen. Ignazia beklagte ſich hierauf bei dem Vater, ich mache mich über ſie luſtig, und er antwortet ihr, das glaube er keinesweges, und ſey vielmehr davon überzeugt, ich habe ſie ſchon lange gekannt, ehe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ſie auf den Ball führen zu dürfen. Sie ſchwor ihm zu, dem ſey nicht ſo.

Sie haben falſch geſchworen, ſagte ich ihr; Ihr Vater verſteht ſich beſſer darauf, als Sie.

Wie? Sie hätten mich geſehen? Und wo denn?

In der Kirche Soledad. Sie hatten das Abendmahl genommen und verließen eben die Kirche

mit Ihrer kleinen Couſine, die Sie an der Thür erwartete. Ich folgte Ihnen von fern und das Uebrige können Sie ſich denken.

Donna Ignazia erſtaunte eben ſo ſehr, als ihr Vater triumphirte und ſeinen eigenen Scharfſinn bewunderte. Er ſagte uns hierauf, er ginge a los toros, zum Stiergefecht; der Tag ſey herrlich, und man müſſe ſich bei guter Zeit aufmachen, da gewiß ganz Madrid dort ſeyn würde. Ich war noch nie da geweſen; er rieth mir, dahin zu gehen, und ſchlug ſeiner Tochter vor, mich zu begleiten. Mit zärtlichen Blicken fragte ſie mich, ob ihre Geſellſchaft mir Vergnügen machen würde; ich antwortete ja, doch unter der Bedingung, daß ſie ihre Couſine mitbrächte, in die ich verliebt ſey. Der Vater brach in lautes Lachen aus, doch Ignazia meinte, ſie glaube es. Hierauf ſchickte ſie zu der Couſine, und wir gingen mit dieſer nach dem großen Amphitheater vor dem Thore Alcala, wo man dieſes prächtige und grauſame Schauſpiel, das Entzücken der ganzen ſpaniſchen Nation, zum Beſten gab. Wir hatten keine Zeit zu verlieren; faſt alle Logen waren ſchon beſetzt oder vermiethet; wir fanden endlich in einer Un=

terkommen, in der ſchon zwei Damen waren, von denen, was mich lachen machte, die Eine dieſelbe Herzogin von Villadorias war, die wir den Tag vorher in der Kirche von Atocha geſehen hatten. Meine beiden Schönen ſetzten ſich, wie natürlich, vorn hin und ich nahm auf einer erhöhten Bank, gerade hinter der Herzogin, Platz, ſo daß ihr Kopf an meine Knien ſtieß; ſie machte mir auf Franzöſiſch ein Compliment über den glücklichen Zufall, der uns in der Kirche und im Schauſpiel zuſammenführte. Donna Ignazia ſaß neben ihr, ſie pries ihre Schönheit und fragte mich, ob ſie meine Geliebte oder meine Frau ſey. Ich antwortete ihr, es ſey eine Schönheit, nach der ich umſonſt ſeufzte. Die Herzogin lacht, will mir nicht glauben und redet Donna Ignazia an, indem ſie ihr die zierlichſten Dinge über die Liebe ſagt und ſie darin ſo erfahren vorausſetzt, als ſie ſelbſt war. Sie ſpricht mit ihr heimlich, Ignazia erröthet, die Herzogin wird eifriger, lacht aus vollem Halſe und verſichert mich, ſie ſey das ſchönſte Mädchen in ganz Madrid. Wie ſie mit mir ſtehe, verlange ſie nicht zu wiſſen, allein ſie werde ſich glücklich ſchätzen, wenn ich mit dieſem reizenden

Mädchen auf ihr Landhaus zum Eſſen hinauskommen wollte. Dies verſprach ich ihr, da ich nicht anders konnte, hütete mich jedoch, ihr den Tag zu beſtimmen; dennoch nöthigte ſie mich, ihr auf Morgen um vier Uhr einen Beſuch zuzuſagen. Was mich dabei erſchreckte, war, daß ſie hinzuſetzte, ſie ſey ganz allein. Dieſer Zuſatz machte ein förmliches und regelmäßiges Rendezvous daraus; die Herzogin war hübſch, allein berüchtigt, und mein Beſuch würde der ganzen Stadt zu reden gegeben haben. Das Stiergefecht fing an und ein allgemeines Stillſchweigen folgte, denn dies Schauſpiel nimmt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation in Anſpruch.

Ein Stier ſtürzt wüthend aus einer kleinen Thür in den Kampfplatz, ſteht dann plötzlich ſtill und ſieht ſich rechts und links um, gleichſam um den Herausfoderer zu entdecken. Er erblickt einen Mann zu Pferde, der im Galop, eine lange Lanze in der Hand, gegen ihn anſprengt. Der Stier eilt ihm entgegen und der Picadero ſtößt mit der Lanze nach ihm, indem er ſeinem Angriffe ausweicht. Das gereizte Thier verfolgt ihn, und hat es ſeine Hörner noch nicht mit dem erſten Angriffe

in den Bauch des Pferdes vergraben, ſo geſchieht es bei dem zweiten, dritten oder vierten, oft auch bei jedem, und das Pferd durchirrt den Kampfplatz bluttriefend und ſeine Eingeweide nachſchleppend, bis es endlich todt zur Erde ſinkt. Selten erhält der Stier einen ſolchen Lanzenſtoß, der ihn todt auf den Kampfplatz niederſtreckt; wenn dies jedoch geſchieht, ſo erkennen die Kampfrichter dem tapfern und geſchickten Picadero, der ihn getödtet hat, ſogleich den ganzen Stier zu.

Sehr oft geſchieht es, daß der wüthende Stier das Pferd und den Reiter zugleich tödtet. Dieſem Schauſpiel ſieht man in Spanien ruhig zu, während es den Fremden empört. Iſt der eine Stier abgefunden, ſo läßt man einen zweiten kommen, und eben ſo geht es mit den Pferden. Was mir bei dieſem barbariſchen Schauſpiele, dem ich mehrere Male beiwohnte, am widrigſten wurde, war, daß ich immer das Pferd, für das ich mich viel mehr intereſſirte, als für den Stier, das Opfer der Feigheit ſeines Reiters werden ſah. Nur die Leichtigkeit und Keckheit derer mußte ich bewundern, die zu Fuß gegen das wüthende Thier anlaufen, das, ungeachtet der Stricke an ſeinen Hör-

nern, dennoch bald gegen den Einen, bald gegen den Andern losſtürmt und ſie zur Flucht nöthigt, bei der ſie ihm jedoch nie den Rücken zuwenden dürfen. Dieſe kecken Burſche haben zu ihrer Vertheidigung nichts als einen ſchwarzen Mantel, am Ende einer Pike befeſtigt. Sehen ſie den Stier nahe bei ſich, ſo ſtrecken ſie die Pike aus und halten ihm den ausgebreiteten Mantel vor. Das Thier faßt dieſen ins Auge und läßt von der Verfolgung des Menſchen ab, der ſich in größter Geſchwindigkeit aus dem Staube macht und während er flieht, noch allerhand gefährliche Sprünge vornimmt, bis er ſich endlich hinter die Barrieren rettet. Dies unterhält den Zuſchauer und kann allerdings einiges Vergnügen gewähren; allein Alles zuſammengenommen, erſchien mir dies Schauſpiel doch traurig und widrig. Dabei iſt es theuer und die Einnahme ſteigt oft auf vier bis fünftauſend Piſtolen. In jeder größern Stadt Spaniens giebt es ein Theater für dieſe Stierkämpfe. Iſt der König in Madrid, ſo bemerkt man den ganzen Hof, ihn jedoch ausgenommen, darin; Karl III. zieht nämlich die Jagd

vor, die er, mit Ausnahme des Charfreitags, jeden Tag im Jahre beſuchte.

Ich führte die beiden Couſinen, welche in ihren Dankſagungen kein Ende fanden, nach Hauſe zurück. Zum Abendeſſen behielt ich die Häßliche wieder bei mir, und ſie ſchlief, wie die Nacht vorher, wieder im Hauſe. Don Diego war jedoch ausgebeten und unſer Mahl war ziemlich einſylbig; ich war übler Laune und fand keinen Gegenſtand der Unterhaltung. Auch Donna Ignazia war ſtill und fragte mich ſinnend, ob ich zu der Herzogin gehen würde, wie ich ihr zugeſagt. Ich antwortete ihr, es würde wider die Artigkeit ſeyn, wenn ich nicht gehen wollte. Auch gehen wir einmal zuſammen zu ihr zum Eſſen auf ihr Landhaus, ſetzte ich hinzu.

O das gewiß nicht, erwiderte ſie.

Und warum?

Weil ſie nicht bei Sinnen iſt; ſie hat mir Dinge ins Ohr geraunt, die ich ihr ſehr übelgenommen haben würde, wenn mich nicht die Betrachtung zurückhielt, daß ſie mir durch dieſe Behandlung, als ihres Gleichen, ja eine große Ehre erwies.

Wir ſtanden vom Tiſche auf, ich ſchickte Phi-

lipp weg, und wir ſetzten uns auf den Balcon, um Don Diego zu erwarten und zugleich eines friſchen Luftzuges zu genießen, der bei der Hitze des Tages wahrhaft köſtlich war. Hier, einer neben dem Andern auf Kiſſen gelagert, von Liebe entflammt und durch das geheimnißvolle Dunkel des Abends zu ihren Werken eingeladen, von Niemand geſehen, blickten wir uns einander glühend an. Mein Arm umſchlang Ignazia's Schulter, meine Lippen berührten ihren ſchönen Mund. Sie ließ mich gewähren und fragte nur, ob ich morgen noch zu der Herzogin gehen würde.

Nein, erwiderte ich ihr, wenn Du mir verſprichſt, Deinen Beichtvater unbeſucht zu laſſen.

Was würde der ſagen, wenn ich nicht erſchiene? fragte ſie zurück.

Nichts, wenn er ſein Handwerk verſteht. Doch laß uns überlegen.

Wir waren beide in einer kritiſchen Stimmung; die Couſine hatte uns beobachtet und ſich in eine Ecke des Balcons, den Rücken gegen uns gekehrt, zurückgezogen. Ohne mich zu rühren oder meine Stellung zu verändern, die Hand auf ihr

Herz gedrückt, fragte ich ſie, ob ſie es bereue, mich zu lieben.

Nein, in dieſem Augenblick, ſprach ſie, denke ich an keine Reue. Doch wenn Sie mich daran erinnern, ſo ſehe ich wohl, daß es mich reuen wird.

Und wirſt Du denn noch fortfahren, mich zu lieben? fragte ich ſie.

Das muß ich hoffen.

Und ich muß Dir ſagen, daß Du es umſonſt hoffeſt. Du wirſt zu Deinem Beichtvater eilen und am nächſten Sonntage mir von neuem die Liebe verweigern, die Du mir jetzt bekennſt und beweiſen willſt.

Ach, Sie haben Recht; allein warum jetzt daran denken?

Weil, meine Theure, Deine Bigotterie ſträflicher iſt, als die Wirkungen Deiner Liebe es ſind. Ich mag dies Vergehen nicht mit Dir theilen, trotz dem, daß ich Dich liebe, und daß ich jetzt, im Beſitz Deiner Liebe, der Glücklichſte der Menſchen bin. Eins von beiden alſo. Verſprich mir, Dich davon frei zu machen, oder laß mich fliehen. Ich kann und will mich der Liebe nicht überlaſſen, wenn ich

an das Leid denke, das Dein Widerſtand bald wieder über mich bringen muß.

Unter dieſen Vorſtellungen ſchloß ich ſie feſt in meine Arme und verſchwendete jede Art von Zärtlichkeit an ſie. Dann wiederholte ich dieſelbe Frage und foderte eine entſcheidende Antwort von ihr.

Ach, Geliebter, Du biſt grauſam, ſagte ſie; Du machſt mich unglücklich! Ich kann Dir nichts verſprechen.

Bei dieſer Antwort ſtehe ich plötzlich wie erſtarrt ſtill und ſtürze ſie, um ſie dauernd glücklich zu machen, für den Augenblick wirklich in Verzweiflung. Das koſtete auch mir die größte Ueberwindung; allein ich bezwang mich, weil mein Unglück nicht lange dauern konnte. Donna Ignazia nahm, ohne daß ich mich ihr entzog, die Miene einer Verzweifelnden an; Scham und Erröthen kamen über ſie; umſonſt verdoppelt ſie ihre Zärtlichkeit und wirft mir meine Grauſamkeit und meine Liebe vor. In dieſem Augenblicke wendet die Couſine ſich zu uns um und ruft uns zu: Don Diego kommt.

Wir nahmen nun ſchnell unſere vorigen Plätze wieder ein; die Couſine ſetzte ſich neben mich und

Don Diego machte mir deshalb ſein Compliment. Hierauf ging er und wünſchte uns gute Nacht. Ich that daſſelbe mit der betrübteſten Miene von der Welt gegen die reizende Donna Ignazia, die ich im Herzen anbetete. Sie that mir auf das innigſte leid; allein ich mußte meinem einmal gefaßten Vorſatze treu bleiben, wenn ich ſie ſo glücklich machen wollte, wie ſie es um meinetwillen verdiente.

Nachdem ich meine Kerze ausgelöſcht hatte, beſchäftigte ich mich wohl eine halbe Stunde lang damit, ſie durch die Scheiben zu beobachten. In eine Art Lehnſtuhl, mit der Miene der Verzweiflung, hingeworfen, antwortete ſie keine Sylbe auf alles, was die Couſine gegen ſie vorbrachte, und was ich nicht verſtehen konnte. Endlich ging auch dieſe zur Ruhe und ich glaubte nun, ſie würde ſich entſchließen, zu mir zu kommen; allein ich hatte mich geirrt und ging daher zu Bett. Den andern Tag verließen ſie das Zimmer ſehr früh und Don Diego kam zum Mittageſſen zu mir. Er ſagte mir, ſeine Tochter leide an einem heftigen Kopfſchmerze und ſey deshalb nicht in die Meſſe gegangen. Sie lag ſchlummernd auf dem

Bette. Ich wollte ihn überzeugen, man müſſe ihr etwas zu eſſen aufdringen; allein er entgegnete, ſie würde auf den Abend mehr Appetit haben und gewiß mit mir eſſen.

Nach der Sieſta ging ich zu ihr, ſetzte mich an ihr Bett, und hielt ihr drei Stunden hinter einander alles vor, was ein Liebender nur ſagen kann, um die Geliebte zur Aenderung ihrer Grundſätze zu bewegen und ſie glücklich zu machen. Doch ſie hielt die Augen geſchloſſen und antwortete nur zuweilen mit einem Seufzer, wenn ich etwas recht Rührendes ſagte. Endlich verließ ich ſie, um nach der Wieſe des heiligen Hieronymus zu gehen, und ſagte ihr, wenn ſie heute Abend nicht zum Eſſen hinabkäme, ſo würde ich annehmen, daß ſie nichts mehr von mir wiſſen wolle. Dieſe Drohung fürchtend, erſchien ſie bei Tiſche, als ich ſie ſchon nicht mehr erwartete. Sie war blaß und entſtellt, aß wenig und wußte mir nichts zu ſagen, da ich ſie überzeugt hatte und ſie mir dies nicht geſtehen wollte. Die Thränen, welche von Zeit zu Zeit aus ihren ſchönen Augen floſſen, ohne daß ihr Geſicht ſich im mindeſten dabei veränderte, durchbohrten mir die Seele. Es war unglaublich,

was ich um ihretwillen ertrug; ich glaubte es nicht überſtehen zu können, denn ich liebte ſie und beſaß in Madrid nichts, was mich für dieſe Enthaltſamkeit entſchädigen konnte. Ehe ſie mich verließ, fragte ſie mich, ob ich der Herzogin den verſprochenen Beſuch gemacht hätte, und ſchien minder traurig, als ich ihr dieſe Frage verneinte. Philipp konnte ihr das beſtätigen, denn er hatte ſelbſt den Brief hingetragen, durch den ich mich bei der Herzogin für heute entſchuldigen ließ.

Doch Sie werden ein andermal hingehen, ſagte ſie.

Nein, theure Freundin, erwiderte ich; denn ich ſehe, daß Dir das mißfällt.

Hierauf umarmte ich ſie ſeufzend, und ſie ließ mich eben ſo betrübt, als ſie es ſelbſt war, allein.

Ich ſah, daß, was ich von ihr foderte, zu viel ſey; allein ich durfte hoffen, ſie dahin zu bringen, da ich die Größe ihrer Liebe zu mir kannte. Nicht dem Himmel, nur ihrem Beichtvater wollte ich ſie entreißen; ſie ſelbſt hatte mir geſtanden, wie übel ſie mit dieſem daran ſeyn würde, wenn ſie nicht mehr zur Beichte käme, und voll ächt

ſpaniſchen Ehrgefühls, wie ſie war, konnte ſie ſich weder entſchließen, den Beichtvater zu hintergehen, noch ihre Neigung mit den Foderungen ihres Dogma zu vereinigen. Sie hatte dabei auf ihre Weiſe Recht.

Den Freitag und Sonnabend ging es eben ſo. Ihr Vater, der unſere Leidenſchaft für einander erkannt hatte, ließ ſie mit mir zu Mittag und Abend eſſen und rechnete dabei auf unſere beiderſeitigen Gefühle; er kam nur herab, wenn ich ihn ausdrücklich bitten ließ. Sonnabend Abend verließ mich Donna Ignazia ſichtbar betrübter, als gewöhnlich, und als ich ihr den Kuß geben wollte, durch den ich ſie meiner Ausdauer verſichern zu müſſen glaubte, wandte ſie das Geſicht ab. Ich merkte ſogleich, was vorging: ſie ſollte den folgenden Morgen das Abendmahl nehmen. Die Reinheit ihrer Seele erweckte meine Bewunderung, und ich bedauerte ſie, wenn ich an den Kampf dachte, den die beiden Leidenſchaften in ihr zu beſtehen hatten. Ich fing an, den Ausgang zu fürchten und mich darüber zu tadeln, daß ich lieber Alles zu verlieren, als mich zu einer Theilung zu verſtehen entſchloſſen war.

Da ich mich durch den Augenſchein über den Vorgang unterrichten wollte, ſo ſtand ich den andern Morgen früh auf, kleidete mich allein an und wartete, bis ſie ausging. Ich wußte, daß ſie ihre kleine Couſine abholen würde, und verließ nach ihr das Haus, um geradeswegs nach der Kirche Soledad zu gehen und mich dort hinter die Thür der Sacriſtei zu ſtellen, wo ich alle Eintretenden beobachten konnte, ohne von Jemand geſehen zu werden. Eine Viertelſtunde darauf ſehe ich die beiden Couſinen eintreten und nach verrichtetem Gebet aufſtehen und ſich trennen. Die Eine tritt in einen Beichtſtuhl, die Andere daneben in einen andern. Natürlich beſchäftigte ich mich nur mit Donna Ignazia. Sie trat in die Niſche, und ich ſah den Beichtvater, der, nachdem er rechts ſeine Abſolution ertheilt hatte, den Kopf zur Linken wenden, um Donna Ignazia anzuhören. Dies ergriff, dies langweilte mich unſäglich, denn es nahm kein Ende. Was in aller Welt hatte ſie ihm zu ſagen? Von Zeit zu Zeit ſah ich den Beichtvater zu ihr reden. Ich wollte gehen, denn die Sache währte ſchon eine Stunde und ich hatte bereits

drei Meſſen gehört. Endlich ſehe ich ſie aufſtehen; die häßliche Couſine war ſchon am Altar.

Donna Ignazia tritt mit niedergeſchlagenen Augen und der Haltung einer kleinen Heiligen herüber, um an einer Seite niederzuknien, wo ich ſie nicht ſehen kann; ich denke mir, daß ſie der Meſſe zuhört, die an einem Altare, vier Schritte von ihr, geleſen wird. Am Ende derſelben erwarte ich, ſie an den Hochaltar treten zu ſehen, um die Hoſtie zu empfangen; allein keinesweges. Ich ſehe ſie vielmehr mit ihrer Couſine an der Kirchthüre zuſammentreffen und davon gehen. Mir ſchien nun alles gethan. Sie hat alles aufrichtig gebeichtet, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſie hat ihre Leidenſchaft geſtanden, und der Beichtvater hat Opfer von ihr gefodert, die ſie nicht verſprechen konnte, worauf er ihr die Abſolution verweigert hat. Ich bin verloren. Was wird geſchehen? Meine Ruhe und die des geliebten Mädchens fodern, daß ich dies Haus verlaſſe. Ich ſoll mich entſchließen, ſie nur von Zeit zu Zeit und wie durch Ueberraſchung wieder zu ſehen; ich ſoll ſie in Thränen gebadet an meinem Tiſche erblicken? Nein, aus dieſer qualvollen Lage muß ich ſie befreien!

Traurig kehre ich nach Hauſe zurück, unzufrieden mit mir ſelbſt und der Welt, ſchicke ich den Friſeur fort, weil ich zu Bette gehen will, und befehle der Biscayerin, mir nicht eher etwas zu eſſen zu bringen, als bis ich riefe. Ich höre Donna Ignazia zurückkommen, will ſie nicht ſehen und verſchließe mein Zimmer, lege mich nieder und ſchlafe bis ein Uhr. Dann ſtehe ich auf, fodere zu eſſen und laſſe Vater und Tochter ſagen, zum Mittagsmahl herabzukommen. Ich erblicke Donna Ignazia im ſchwarzen Corſet, alle Nähte mit ſeidenem Bande beſetzt. Es giebt in ganz Europa keine verführeriſche Tracht, als dieſe, wenn die Trägerin derſelben eine ſchöne Bruſt und feine Taille hat. Indem ich ſie ſo reizend ſehe und die Heiterkeit ihres Weſens bemerke, kann ich mich nicht enthalten, ihr mein Compliment darüber zu machen. Ich hatte nicht darauf gerechnet, vergaß den Kuß, den ſie mir den Abend vorher abgeſchlagen hatte, umarmte ſie zärtlich und fand ſie ſanft wie ein Lamm; doch Philipp kam, und ich ſagte ihr nichts, da wir uns zu Tiſche ſetzten. Ich denke über dieſe Veränderung nach und ſchließe endlich dahin, daß die Spanierin den gefährlichen Sprung gewagt

und ihre Partie ergriffen habe. Dieſe Vermuthung macht mich glücklich; aber ich darf nichts ſagen, nichts merken laſſen und muß es abwarten.

Ohne die Freude zu verbergen, die meine Seele erfüllt, erzähle ich ihr von meiner Liebe in jedem Augenblick, den uns Philipp frei läßt und finde ſie nicht allein heiter, ſondern ſelbſt verlangend. Bevor wir vom Tiſche aufſtehen, fragt ſie mich, ob ich ſie noch liebe, und zufrieden mit meiner Antwort, bittet ſie mich, ſie a los toros zu führen. Schnell laſſe ich den Friſeur kommen, lege ein lioner Taffetkleid an, in dem ſie mich noch nie geſehen hatte, und wir gehen zuſammen zu Fuß nach dem Amphitheater, da wir die Geduld nicht hatten, einen Wagen abzuwarten und ſpäter keine Plätze mehr zu finden fürchteten. So erreichen wir unſere große Loge und Donna Ignazia iſt glücklich, mich nicht, wie das letzte Mal, neben ihrer Nebenbuhlerin ſitzen zu ſehen. Nach dem Schauſpiel verlangt ſie, da der Abend köſtlich iſt, daß ich ſie nach dem Prado führe, wo wir alles zuſammen fanden, was Madrid an Männern und Frauen Galantes beſaß. Ich führte ſie am Arm,

und ſie ſchien ſtolz darauf, ſich mit mir ſehen zu laſſen, und erfreut, mir anzugehören.

Plötzlich begegnen wir dem venetianiſchen Geſandten mit Manucci, ſeinem Liebling, beide zu Fuß wie wir; ſie waren ſo eben erſt von Aranjuez eingetroffen, ohne daß ich darum wußte. Mit ſpaniſchem Anſtande nähern ſie ſich mir, und der Geſandte macht mir ein ſchmeichelhaftes Compliment in Bezug auf Donna Ignazia, welche ihrerſeits that, als verſtände ſie es nicht. Nach einem kurzen Spaziergange verläßt er mich, indem er mir ſagt, daß es ihn freuen würde, mich morgen Mittag bei ſich zu ſehen.

Gegen die Dämmerung nehmen wir Eis und kehren nach Hauſe zurück, wo wir Don Diego antreffen, der ſeiner Tochter zu ihrer guten Laune Glück wünſcht und ſich darüber freut, daß ſie den Tag mit mir angenehm zugebracht habe. Ich bitte ihn, mit uns zu eſſen; er nimmt es an und unterhält uns mit hundert kleinen galanten Geſchichten, die ſeinen trefflichen Charakter immer mehr ans Licht ſetzen. Bevor er jedoch mein Zimmer verläßt, richtet er folgende Worte an mich, die

mich nicht wenig überraſchen, und die ich hier wörtlich herſetze:

Freund Don Jaime! ich laſſe Euch hier auf dem Balcon mit meiner Tochter die Friſche des Abends genießen. Es freut mich, zu ſehen, daß Ihr Euch einander liebt, und ich verſichere Euch, daß es nur von Euch abhängt, mein Schwiegerſohn zu werden, ſobald Ihr mich in den Stand ſetzt, über Eure edle Geburt in Gewißheit zu ſeyn.

Ich wäre zu glücklich, geliebte Freundin, ſage ich, nachdem er uns verlaſſen, zu ſeiner Tochter, wenn das möglich wäre; allein wiſſe, daß man in meinem Vaterlande nur die edel nennt, welche durch ihre Geburt ein Recht auf die Regierung des Staats haben. Ich wäre von Adel, wenn ich in Spanien geboren wäre; doch ſo wie ich bin, kann ich Dich nur anbeten, und hoffen, daß Du mich glücklich machen werdeſt.

Das will ich, theurer Freund; allein ich will es auch ſeyn, keine Untreue daher.

Nicht die geringſte — auf Ehre!

So komm, laß uns den Balcon zumachen. Warte eine Viertelſtunde, lösch die Lichter aus und verſchließe Deine Thür nicht.

Mein Engel, mein Glück! — Das hätte ich nicht erwartet.

Wenn ich Dein Glück bin, ſo verdankſt Du es nur einer Tyrannei, die mich in Verzweiflung bringen wollte. Der Himmel iſt gnädig und will nicht, davon bin ich überzeugt, daß ich an mir ſelbſt zur Mörderin werde. Als ich meinem Beichtvater geſtand, daß es mir durchaus unmöglich ſey, Dich nicht zu lieben, und daß es dagegen ſehr möglich ſey, daß dieſe Liebe mich zu einem Fehltritt verleite, mußte er mir dies zugeben, um ſo mehr, als ich ſchon einmal ſchwach geweſen war. Allein nun verlangte er, ich ſolle ihm verſprechen, mich nie mit Dir allein zu finden. Ich wandte ihm ein, daß ich dies nicht verſprechen könne, und darauf verweigerte er mir die Abſolution. Ich habe dieſe Schmach zum erſten Male in meinem Leben mit einer Geiſtesſtärke ertragen, deren ich mich ſelbſt nicht fähig glaubte. Ich übergab mich dem Himmel und ſprach: dein Wille geſchehe! Während der Meſſe ergriff ich meine Partie. So lange Du mich liebſt, gehöre ich nur Dir an, und wenn Du Spanien verläßt, ſo werde ich ja einen andern Beichtvater finden. Unterdeß tröſtet es mich, daß

mein Herz ruhig iſt; die Couſine, der ich alles mittheilte, iſt darüber erſtaunt; allein ihr Geiſt iſt ſehr beſchränkt, ſie weiß nicht, daß dies nur eine vorübergehende Verirrung iſt. —

Nach dieſer Erklärung, die mich ihr ganzes Innere klar durchſchauen ließ, ſchloß ich ſie in meine Arme, in denen ich ſie bis zu den erſten Strahlen der Morgenröthe feſthielt. Sie verließ mich verliebter, als ich es je geweſen war. —

Drittes Capitel.

Eine Unvorſichtigkeit von meiner Seite macht mir Manucci zum Feinde. — Seine Rache. — Meine Abreiſe von Madrid. — Saragoſſa. — Valenzia. — Die Nina. — Meine Ankunft in Barcellona.

Hier iſt der Punkt, wo ich eine Wahrheit eingeſtehen muß, die mich betrübt, weil ich ſie geſtehen muß, und wo ich mich einer Unvorſichtigkeit anzuklagen habe, die den Leſer jedoch zu einem falſchen Urtheile über mich verleiten würde, wenn er ſie für charakteriſtiſch bei mir hielte.

Den folgenden Tag ſpeiſte ich bei dem venetianiſchen Geſandten und hatte das Vergnügen, zu hören, daß bei Hofe Miniſter und Jeder, der mich gekannt hatte, bei jedem Anlaß die beſte Meinung über mich äußerten, die ich ſelbſt nur wünſchen konnte. Drei oder vier Tage darauf kehrte

der König mit ſeiner ganzen Familie nach Madrid zurück, und ich hatte nun wieder tägliche Zuſammenkünfte mit den Miniſtern, der Colonien in der Sierra Morena wegen. Ich ſchickte mich zu einer Reiſe dahin an. Manucci, der beſtändig fortfuhr, mir die aufrichtigſten Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu geben, ſollte mich, jedoch blos zu ſeinem Vergnügen und in Geſellſchaft einer Abenteurerin, die ſich Porto Carrero nannte und ſich für eine Nichte oder eine Tochter des verſtorbenen Cardinals ausgab, begleiten. Dieſe Dame, welche auf ihren Namen hin große Anſprüche machte, war jedoch in der That nichts mehr als die Maitreſſe des Abbé Biglardi, franzöſiſchen Conſuls zu Madrid.

In dieſer Lage befanden ſich meine Sachen, als mein Unſtern den Baron Fraiture aus Lüttich, Großjägermeiſter des Fürſtenthums, herführte, ein Spieler und Betrüger, wie alle Die, die ihn noch heute für einen ehrlichen Mann ausgeben wollen. Er hatte mich in Spaa gekannt, und da ich ihm dort geſagt hatte, daß ich nach Portugal ginge, ſo war er eben dahin aufgebrochen, in der Hoffnung, in Verbindung mit mir Bekanntſchaften zu

machen, wie er ſie zur Anfüllung ſeiner Börſe nöthig hatte.

Niemals in meinem Leben habe ich den falſchen Spielern gezeigt, daß ich zu ihrer Brüderſchaft gehörte, und dennoch hielten mich faſt alle für ihres Gleichen. Ich mußte es ſeyn, dafür glaubten ſie mich zu meiner Ehre halten zu müſſen; denn für einen Pinſel konnten ſie mich einmal nicht nehmen, da ich die ganze äußere Erſcheinung und das Benehmen eines Menſchen von Welt und Witz beſaß. So kam es, daß ſie offen und unumwunden mit mir ſprachen, und, was ſonderbar klingt, ich vertheidigte mich nicht dagegen, ſondern ließ die Sache gehen. Ich hatte nur die Wahl, ſo zu handeln oder mich beleidigt zu nennen. Der Baron Fraiture hatte bei ſeiner Ankunft in Madrid kaum gehört, daß ich dort ſey, als er mich auch ſogleich aufſuchte. Er that ſehr erfreut, mich hier zu finden, ſchmeichelte mir, und nöthigte mich durch ſeine Artigkeit, ihn freundlich aufzunehmen. Bloße Höflichkeiten und einige Bekanntſchaften, die ich ihm verſchaffen konnte, ſchienen mich nicht weiter mit ihm compromittiren zu können. Er ſtellte mir ſeinen Reiſegefährten

vor. Dies war ein dicker Franzoſe, faul, unnütz, unwiſſend, allein — ein Franzoſe. Alles dies geht hin für den, der nicht näher unterſucht, und wer unterſucht wohl näher das Innere eines Franzoſen, der ſich gut zu benehmen weiß, ſich nach der Mode kleidet, ein heiterer Tiſchgenoſſe iſt, die Mädchen und das luſtige Leben liebt? Fraiture's Reiſegefährte war Rittmeiſter in franzöſiſchen Dienſten und einer von denen, die das Glück haben, einen ewigen Urlaub bekommen zu haben.

Den vierten oder fünften Tag darauf eröffnete mir Fraiture, daß er kein Geld habe, und bat mich um dreißig bis vierzig Piſtolen, die er mir wiederzugeben verſprach. Ich dankte ihm für ſein Vertrauen und geſtand, daß ich ihm damit nicht dienen könne, da ich ſelbſt in einiger Zeit borgen müſſe.

Ei nun, unterdeſſen machen wir irgend ein gutes Geſchäft, erwiderte er, und das Geld kann uns nicht fehlen.

Ich weiß nicht, ob das gute Geſchäft gelingen wird, entgegnete ich, und bis dahin kann ich mich des Nothwendigen nicht berauben.

Wir wiſſen nicht, wie wir es anfangen ſol-

len, den Wirth zu beruhigen; kommen Sie wenigſtens und ſprechen Sie mit ihm.

Das würde Ihnen mehr ſchaden als nützen; denn er würde mich fragen, ob ich für Sie bürge, und da ich ihm hierauf antworten müßte, daß Sie Perſonen wären, die einer fremden Bürgſchaft nicht bedürften, ſo würde dies den Wirth nur veranlaſſen, zu glauben, daß ich ſelbſt Bedenken bei der Sache trüge. —

Ich hatte ihn auf einem Spaziergange mit dem Grafen Manucci bekannt gemacht, und Fraiture überredet mich daher, ihn zu dieſem zu begleiten, dem er ſich denn acht oder zehn Tage darauf gleichfalls entdeckte. Manucci, voller gewohnter Artigkeit und ſelbſt Spieler von Profeſſion, gab ihm jedoch kein Geld, ſondern wies ihn an Jemand, der ihm ohne Zinſen, allein auf Unterpfand, lieh. Hierauf begannen ſie zu ſpielen, gewannen etwas und verloren, ohne daß ich mich je darein miſchte. Nur beſchäftigt mit meinem Colonieprojecte und Donna Ignazia, lebte ich friedlich hin; eine einzige Nacht, die ich außer dem Hauſe zugebracht hätte, würde ihre ſchöne Seele, die der Liebe alles

zum Opfer brachte, in die heftigſte Unruhe verſetzt haben.

In dieſen Tagen traf der neue venetianiſche Geſandte, Querini, in Madrid ein, um Mocenigo zu erſetzen, den die Republik zum Geſandten in Verſailles ernannt hatte. Querini war ein Gelehrter, eine Eigenſchaft, die Mocenigo gänzlich abging, der nur Sinn für Muſik und für griechiſche Freundſchaft hatte.

Dieſer neue Geſandte wurde mir bald günſtig, und binnen wenigen Tagen konnte ich mehr auf ihn rechnen, als auf Mocenigo.

Unterdeß ſahen Baron Fraiture und ſein Freund ſich genöthigt, auf ihre Entfernung aus Spanien zu denken. Keine Spielpartie, weder bei dem Geſandten, noch ſonſt wo, und keine Hoffnung, in der Nähe des Escurials ihr Glück zu machen. Man mußte auf die Rückkehr nach Frankreich ſinnen; allein im Gaſthofe war man ſchuldig, zur Reiſe ſelbſt war Geld nöthig, und daran fehlte es. Ich konnte nichts geben, Manucci glaubte es auch nicht zu können; ihr Unglück geht uns nahe, allein die Pflicht, zuerſt an uns zu denken, nöthigt uns zur Grauſamkeit gegen Jedermann.

Doch plötzlich welche Ueberraſchung! Eines Morgens tritt Manucci unruhig und verſtört bei mir ein und ſucht dies vergeblich vor mir zu verbergen.

Was iſt Dir? frage ich ihn.

Man quält und ängſtigt mich aufs Aeußerſte. Fraiture, dem ich ſeit acht Tagen meine Thür verbieten laſſe, weil er mich, da ich ihm nichts geben kann, nur martert, hat mir geſtern Abend geſchrieben, daß er ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießen würde, wenn ich ihm nicht heute hundert Piſtolen verſchaffte, und ich bin leider überzeugt, daß er Wort hält, wenn ich ſie ihm abſchlage.

Vor drei Tagen hat er mir daſſelbe verſichert, und ich habe ihm geantwortet, daß ich hundert Piſtolen darauf wettete, er würde ſich nicht erſchießen. Erzürnt über dieſe etwas allzuſcherzhafte Antwort, machte er mir den Antrag, mich mit ihm zu ſchlagen; allein ich erwiderte ihm, da er, wie er verſichere, in Verzweiflung ſey, ſo habe er einen allzugroßen Vortheil über mich oder ich über ihn — und damit habe ich ihn gehen laſſen. Antworte ihm daſſelbe oder antworte ihm gar nicht.

Ich kann nicht. Hier ſind die hundert Pi-

ſtolen, bringe ſie ihm in meinem Namen, und laß Dir eine Schuldverſchreibung in aller Form von ihm geben, durch die man ihn in Lüttich zur Rückzahlung nöthigen kann, wo er am Ende doch Vermögen beſitzt.

Ich bewunderte dieſe Großmuth, nahm den Auftrag und gehe zu Fraiture. Dieſen finde ich verſtört, außer ſich, ohne mich darüber zu wundern, da ich ſeine Unruhe der Bedrängniß ſeiner Lage zuſchrieb. Ich glaube ihm Leben und guten Muth wiederzugeben, indem ich ſage, daß ich ihm die hundert Piſtolen bringe, deren er zur Abreiſe bedürfe, und daß Manucci es ſey, dem er dieſe Aufmerkſamkeit zu danken habe. Er nimmt das Geld in Empfang, ſchreibt mir den Wechſel darüber in der Form, die ich von ihm fodere, und bleibt nach wie vor traurig und niedergeſchlagen. Indeß verſichert er mich, daß er morgen mit ſeinem Freunde nach Barcellona abreiſe und von da nach Avignon gehe, wo jener Verwandte habe. Ich wünſche ihm glückliche Reiſe und bringe Manucci, den ich noch immer voller Unruhe finde, den Wechſel; hierauf bleibe ich bei dem Geſandten zum Eſſen — es war das letzte Mal.

Drei Tage darauf gehe ich aus, um zu den beiden Geſandten zu gehen, welche zuſammen in der Calle Ancha S. Bernard wohnten, und bleibe wie erſtarrt von Erſtaunen ſtehen, als mir der Portier des Hauſes meldet, für mich ſey Niemand zu Hauſe, und ich würde wohlthun, mich nicht mehr an dieſer Schwelle ſehen zu laſſen, denn er habe Befehl, mir ein für allemal den Eintritt zu verweigern.

Bei dieſem unerwarteten Schlage, deſſen Urſache ich auf keine Weiſe enträthſeln kann, kehre ich auf das ſchnellſte nach Hauſe zurück und ſetze mich zu einem kurzen Billet an Manucci nieder, indem es ſich nur darum handelte, ihm dieſen Vorfall ſelbſt kurz zu erzählen und von ihm Rechenſchaft darüber zu fodern. Ich ſiegele das Billet zu und ſchicke es durch Philipp ab, der es mir unerbrochen zurückbringt. Der Graf Manucci ſelbſt hatte befohlen, nichts von mir anzunehmen. Neues Erſtaunen ergreift mich! Was in aller Welt war nur geſchehen? Ich kann es trotz alles Hin- und Herſinnens nicht errathen; allein ich beſchließe zu ſterben oder eine Erklärung darüber zu erlangen. Sinnend und niedergeſchlagen eſſe ich mit Donna

Ignazia, welche darüber höchſt unruhig iſt, und die ich nur unnütz durch die Mittheilung meines Kummers in Beſorgniß geſtürzt haben würde. Nach dem Eſſen, in dem Augenblick, wo ich meine Sieſta halten will, erſcheint Manucci's Lakay, überreicht mir einen Brief und entfernt ſich, ohne abzuwarten, daß ich ihn leſe.

In dieſem Schreiben finde ich ein anderes, das ich vor dem Manucci's eröffne. Ich ſehe es mit dem Namen Baron Fraiture unterzeichnet. Dieſer tolle Menſch bittet Manucci darin um ein Darlehn von hundert Piſtolen, indem er ihm verſpricht, wenn er ſie ihm gäbe, ihm dafür einen Feind zu entdecken, welchen er in Jemand beſäße, den er ſich und ſeinem Intereſſe am meiſten zugethan glaubte.

Manucci zeigte mir in ſeinem Briefe, worin er mir die Namen eines Undankbaren und eines Verräthers beilegte, an, daß er, neugierig, dieſen Feind kennen zu lernen, mit dem Herrn von Fraiture eine Zuſammenkunft auf der Wieſe von S. Geronimo gehabt habe, wo er ihm, nachdem er ſein Ehrenwort gegeben, ihm die verlangte Summe zu leihen, bewieſen habe, daß dieſer Feind Niemand anders ſey, als ich

ſelbſt, und daß er von mir wiſſe, wie der Name allein, den er trüge, wahr, alle übrigen Titel aber, die er ſich beilege, falſch ſeyen. Hierauf ging er in das ganze Detail aller Schändlichkeiten und Verleumdungen ein, die Fraiture von mir zu wiſſen behauptete, und deren ſpecielle Umſtände Manucci'n keine Zweifel über meine Verrätherei übrig ließen. Sein Brief ſchloß damit — und dies war offenbar zu viel — daß er mir riethe, Madrid ſpäteſtens binnen acht Tagen zu verlaſſen.

Der Leſer kann ſich keine Vorſtellung von der Niedergeſchlagenheit machen, welche dieſer Brief über mich brachte. Zum erſten Male in meinem Leben fühlte ich mich ſchuldig, einer abſcheulichen Uebereilung ſchuldig, die ich ohne Zweck und Anlaß begangen, einer Undankbarkeit, die ganz und gar nicht in meinem Charakter lag, eines Vergehens endlich, deſſen ich mich niemals fähig geglaubt hätte. Beſchämt, traurig, verwirrt, und den ganzen Umfang meines Unrechts erkennend, und mit dem Gefühl, keine Verzeihung zu verdienen, noch dieſe erwarten zu dürfen, verſchloß ich mich in der ſchwärzeſten Schwermuth. Dennoch ſah ich ein, daß Manucci, obgleich mit Recht ge-

gen mich erzürnt, zu weit gegangen ſey, wenn er ſeinen Brief mit dem lächerlichen Rathe ſchloß, Madrid binnen acht Tagen zu verlaſſen. Er mußte wiſſen, wer ich war, und konnte voraus ſehen, daß ich dieſen Rath verachten würde. Seiner Seits ſtand er keinesweges hoch genug, um eine ſolche Demüthigung von mir fodern zu können, und ich konnte von meiner Seite nach dieſer einen niedrigen Handlung nicht eine zweite begehen, die mich als den elendeſten der Menſchen ausgewieſen und unfähig gemacht hätte, jemals eine Genugthuung von ihm zu fodern. So dem ſchwärzeſten Kummer hingegeben, brachte ich den ganzen Tag zu, ohne zu wiſſen, welche Partie ich zu ergreifen hätte. Abends um neun Uhr umarmte ich meine Geliebte und bat ſie, mit ihrer Familie zu eſſen, mich aber allein zu laſſen, weil ich den ſchwerſten Kummer zu verſchmerzen habe, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hätte.

Nachdem ich die Nacht gut genug geſchlafen hatte, um mein Gemüth in den Stand zu ſetzen, die Partie zu wählen, die mir, als dem Schuldigen, zukam, ſtand ich auf und ſchrieb an den beleidigten Freund den aufrichtigſten uud reuevollſten

Brief, den er nur erwarten konnte. Ich ſagte ihm darin zum Schluß, daß, wenn er wahrhaft edlen Herzens wäre, ihm das Bekenntniß ſo viel werth ſeyn müſſe, als die vollſtändigſte Genugthuung; allein daß, im Fall ihm dies nicht genüge, ich auch zu jedem andern Schritte, den er von mir verlangen könnte, bereit und erbötig ſey, nur den ausgenommen, der meine Furcht vor einer Verrätherei von ſeiner Seite zu beweiſen das Anſehen haben würde. Ich will es, ſchloß ich, lieber in Ihre Macht ſtellen, mich ermorden zu laſſen, als Madrid heimlich und eher verlaſſen, als bis ich alle meine Angelegenheiten hier gemächlich vollendet habe. — Dieſen Brief ſiegelte ich mit einem unbedeutenden Petſchaft zu, ließ von Philipp, deſſen Hand er nicht kannte, die Adreſſe darauf ſetzen, und ſchickte ihn, um ſicher zu ſeyn, daß er ihn annähme, in den königlichen Briefkaſten am Prado, wo der König ſich jetzt aufhielt. Den ganzen Tag über blieb ich darauf in der Geſellſchaft Donna Ignazia's in meinem Zimmer. Dieſe, die meinen Kummer von geſtern Abend gemildert ſah, forſchte nicht weiter nach der Urſache deſſelben. So brachte ich auch den folgenden Tag

immer in der Erwartung einer Antwort von Manucci, jedoch vergeblich, zu Hauſe zu. Den dritten Tag — es war ein Sonntag — ging ich aus, um dem Prinzen La Catolica meine Aufwartung zu machen. Ich halte an der Thür und der Portier tritt artig an meinen Wagen, um mir ins Ohr zu ſagen, ſeine Excellenz haben Gründe, meinen Beſuch nicht länger zu wünſchen. Darauf war ich nicht vorbereitet; allein nach dieſem Schlage wußte ich, was ich von allen Andern zu erwarten hatte. Ich gehe zu Biglardi und im Vorzimmer ſagt mir ſein Lakay, nachdem er mich gemeldet, ſein Herr ſey nicht zu Hauſe.

Ich ſteige in den Wagen und fahre zu Don Domingo Varneri, der mir ſagen läßt, er habe mit mir zu reden; ich laſſe ihn zurückfragen, ob er mit mir in die Meſſe gehen will; er ſteigt ein und ſagt mir, daß der frühere venetianiſche Geſandte dem Herzoge von Medina-Sidonia angezeigt habe, ich ſey ein ſchlechter Menſch! Der Herzog hatte ihm darauf geantwortet, ſobald er dies bemerke, werde er mir den Zutritt zu ſeiner Perſon nicht mehr verſtatten. Dieſe drei Schläge trafen mich wie Dolchſtöße ins Herz, binnen einer

halben Stunde einer nach dem andern. Ich antworte nichts und gehe mit meinem Freunde in die Meſſe; allein hinterher wäre ich, glaube ich, geſtorben, wenn ich mir nicht durch eine ausführliche Erzählung von der Urſache des Zorns des alten Mocenigo Luft gemacht hätte. Er rieth mir, mit Niemandem davon zu ſprechen, da dies Manucci, der nicht ohne Urſache mein Feind geworden ſey, nur noch mehr reizen würde.

Bei meiner Zurückkunft nach Hauſe ſchrieb ich von neuem an Manucci, ſeiner elenden Rache Einhalt zu thun, da er mich dadurch in die Nothwendigkeit verſetze, gegen alle diejenigen, welche mich um ſeines Haſſes willen beſchimpften, völlig offen zu ſeyn. Dieſen Brief ſchickte ich offen an Gaspar Soderini, den Geſandtſchaftsſecretair, von dem ich gewiß war, daß er ihn Manucci zuſtellen würde. Hierauf aß ich mit meiner geliebten Ignazia und führte ſie Nachmittag a los toros, wo ich zufällig in einer Loge neben Manucci und den beiden Geſandten meinen Platz erhielt. Ich grüßte ſie beim Eintritt und ſah ſie dann nicht mehr an.

Den folgenden Morgen verweigerte mir der Marquis Grimaldi die Audienz — ich hatte nichts

mehr zu hoffen. Der Herzog von Loſada nahm mich an, denn er verachtete den Geſandten ſeiner Liebe zu Manucci wegen; allein auch er ſagte mir, daß er ſchon aufgefodert worden ſey, mich nicht mehr vor ſich zu laſſen. Bei dieſer Verfolgung geſtand auch er mir, daß ich am Hofe zu Madrid nichts mehr zu hoffen habe.

Eine ſolche Wuth ſchien unglaublich. Manucci machte Parade mit der Gewalt, die er über das liebekranke Herz des Geſandten beſaß; er hatte die Schranken der Schaam überſprungen, um ſich an mir zu rächen. Ich wollte doch ſehen, ob er Don Emanuel de Roda und den Marquis de las Moras nicht etwa vergeſſen habe; allein ich fand auch ſie unterrichtet. So blieb mir Niemand mehr übrig, als der Graf Aranda, und ich war im Begriff, zu ihm zu gehen, als mir ein Adjutant meldete, daß Se. Excellenz mich zu ſprechen verlange. Sogleich ſtellte ich mir das Schlimmſte und Verhängnißvollſte von dieſer Unterredung vor.

Man hatte mir die Stunde beſtimmt. Ich begab mich zu ihm und fand dieſen ſcharfſehenden Staatsmann allein und mit heiterer Miene mich erwartend. Ich faſſe Muth; er läßt mich neben

ſich niederſetzen, eine Gunſt, die mir noch nie zu Theil geworden iſt, und ich werde ruhiger.

Was haben Sie Ihrem Geſandten gethan? fragte er mich.

Nichts, ihm geradezu; allein ich habe ſeinen zärtlichen Freund an der empfindlichſten Stelle verletzt und zwar aus Uebereilung. Eine unvorſichtige Mittheilung, die ich ohne die Abſicht, ihm zu ſchaden, Jemandem gemacht hatte, hat dieſer Elende ihm für hundert Piſtolen wieder verkauft. Manucci hat mich in ſeinem Zorne ſeinem einflußreichen Liebhaber aufgeopfert, einem Manne, mit dem er alles macht, was er will.

Sie haben Unrecht gethan; allein was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Indeß fühlen Sie wohl, daß Sie bei dieſen Umſtänden nicht mehr hoffen dürfen, Ihren Plan gelingen zu ſehen; denn ſobald die Rede davon wäre, Sie anzuſtellen, würde der König, wenn er hört, daß Sie Venetianer ſind, den Geſandten ſogleich nach Ihnen fragen.

Muß ich alſo gehen, gnädiger Herr, muß ich das Land verlaſſen?

Nein; allein der Geſandte hat mich darum gebeten, dies zu bewirken. Ich habe ihm geant-

wortet, daß ich nicht die Macht hätte, Sie des Landes zu verweiſen, ſo lange Sie nichts gegen unſere Geſetze vornähmen. Hierauf hat er mir erwidert, daß Sie durch Lügen und Verläumdungen die Ehre eines venetianiſchen Unterthanen angriffen, den er zu ſchützen verpflichtet ſey, und den er vollkommen kenne. Ich habe ihm geantwortet, daß, wenn Sie ein Verläumder ſeyen, er Sie auf gewöhnlichem Wege belangen und der Strenge der Geſetze ausliefern möge, wenn Sie ſich nicht rechtfertigen könnten. Hierauf hat er mich gebeten, Ihnen zu verbieten, mit irgend einem venetianiſchen Unterthanen in Madrid von ihm oder ſeinem Schützlinge zu ſprechen, und mir ſcheint, daß Sie ihn hierin zufrieden ſtellen können. Uebrigens können Sie, ſo wie Sie leben, ohne Furcht ferner in Madrid bleiben, um ſo mehr, als Ihr Feind ja in dieſer Woche abreiſt.

Dies war die ganze Unterhaltung, die ich mit dem Grafen hatte, und in deren Folge ich meine Partie dahin ergriff, mich aufs beſte zu vergnügen und Niemandem mehr den Hof zu machen. Die Freundſchaft allein führte mich zuweilen zu Varneri, weil ich ihn liebte, zu dem Herzoge von

Medina-Sidonia, weil ich ihn ehrte, und zu dem Architekten Sabatini, weil er und ſeine Frau ſich in ihren Artigkeiten immer gleich blieben. Donna Ignazia beſaß mich ganz und ausſchließlich; ſie wünſchte mir oft Glück, mich jetzt von alle dem frei zu ſehen, was mich vor der Abreiſe Fraiture's oft beſchäftigte. Nach der Abreiſe des Geſandten, der durch Navarra nach Frankreich reiſte, da er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Venedig nicht erhalten konnte, war ich neugierig, zu erfahren, welches Benehmen Querini, ſein Neffe, gegen mich beobachten würde, und mußte von Herzen lachen, als ſein Portier mir das ſchlechte Compliment machte, ſein Haus für mich geſchloſſen zu erklären.

Sechs oder ſieben Wochen nach Mocenigo's Abreiſe verließ auch ich Madrid. Ich mußte mich wohl oder übel, und trotz meiner Zärtlichkeit für Donna Ignazia, die noch immer nicht nachgelaſſen hatte, dazu entſchließen. Abgeſehen davon, daß ich in Spanien nichts mehr zu hoffen hatte und an Liſſabon, von wo ich keine Briefe mehr bekam, nicht denken durfte, ſo hatte ich auch kein Geld mehr. Equipage, die Tafel, Schauſpiele und alle übrigen kleinen Bedürfniſſe meiner

Art zu leben, hatten, ohne daß Donna Ignazia etwas davon ahnete, meinen Schatz erſchöpft. Ich mußte darauf denken, eine Uhr und eine goldene Doſe zu verkaufen, um nach Marſeille gelangen zu können, wo ich ſicher war, Geld zur Einſchiffung nach Conſtantinopel zu finden. Hier, ſchien es mir, müßte ich mein Glück machen können, ohne darum zum Türken zu werden. Doch ich würde mich wahrſcheinlich getäuſcht geſehen haben, denn ich fing an in das Alter zu treten, das Fortuna verachtet.

In meiner Verlegenheit erinnerte ich mich der Bekanntſchaft mit einem Auditeur des päpſtlichen Nuntius, dem Abbé Pinzi. Dieſer machte mich mit einem genueſiſchen Buchhändler, Namens Corrado, einem ſteinreichen und überaus ehrlichen Manne bekannt, deſſen Tugenden und Redlichkeit die verrufene Spitzbüberei von zehntauſend Genueſern aufwogen. An dieſen Mann wandte ich mich, um meine Repetiruhr und meine Doſe, welche an Golde fünf und zwanzig Louisd'or werth waren, zu verkaufen. Doch Don Corrado wollte nicht zugeben, daß ich meine Sachen verſchleuderte, und ſchoß mir daher zwanzig Dublonen vor,

indem er ſich mit dem Verſprechen, ſie ihm zurückzuzahlen, ſobald ich mich dazu im Stande befinden würde, begnügte. Zum Unglück für mich habe ich dieſe Freude nie gehabt. Er hatte nur eine hinreißend ſchöne Tochter, die Erbin ſeines ganzen Vermögens, die er mit dem Sohne des venetianiſchen Malers Tiepoletto, der von mittelmäßigem Talent, allein ſonſt eine ehrliche Haut war, verheirathete.

Nichts gleicht dem Leben eines glücklichen Liebhabers, der im Beſitz des Gegenſtandes ſeiner Liebe ſelige Tage dahin lebt; allein wenige Schmerzen gleichen auch der Trennung eines ſolchen Bundes an Bitterkeit, ſo lange die Liebe unvermindert dieſelbe bleibt. Dieſer Schmerz ſcheint uns viel größer, als das Glück, deſſen wir vorher genoſſen haben; denn die Luſt iſt verſchwunden und wir haben nur Gefühl für das gegenwärtige Leiden. So unglücklich fühlen wir uns alsdann, daß wir, um es nicht zu ſeyn, oft wünſchen, niemals glücklich geweſen zu ſeyn. Ich brachte die letzten Tage mit Donna Ignazia in dieſen Freuden zu, welchen der Schmerz auf dem Fuße folgt, und in den Thränen, die jenen mildern. Don Diego

weinte nicht. Er machte uns nur Complimente über unſere gefühlvollen Herzen. Durch Philipps Vermittelung, den ich in Madrid zurückließ, erhielt ich Nachrichten von Donna Ignazia bis zur Mitte des folgenden Jahres. Sie wurde die Frau eines reichen Schuhmachers, und ihr Vater ließ ſich ſo aus Eigennutz die Demüthigung, welche ihm dieſe Mißheirath verurſachte, gefallen.

Ich hatte dem Marquis de las Moras und dem Oberſten Rojas verſprochen, ſie in Saragoſſa zu beſuchen und wollte mein Wort halten. Zu Anfang Septembers traf ich daher ganz allein bei ihnen ein und brachte vierzehn Tage dort zu. Hier lernte ich die Aragoneſer und die Sitten ihres Landes kennen. Die Reformen des Grafen Aranda hatten hier keine geſetzliche Kraft; ich begegnete daher Tag und Nacht Leuten mit großen niedergekrempten Hüten und ſchwarzen Mänteln in den Straßen, die ihnen vom Geſicht bis auf die Hakken herunter reichten und ihnen das Anſehen von wahren Masken gaben. Nicht ein Glied von ihnen war zu ſehen; allein unter dem Mantel trug die Maske den Spadino, eine Klinge, noch ein halbmal ſo lang, als ſie andere ehrliche Leute in Frankreich,

Deutſchland und Italien zu tragen pflegen. Dieſe Masken genoſſen großes Anſehen; es waren meiſtens Banditen; allein es konnte auch irgend ein großer Herr ſeyn. In Saragoſſa hatte ich Gelegenheit, die Verehrung zu beobachten, welche der heiligen Jungfrau del Pilar ſo verſchwenderiſch dargebracht wird; auch wohnte ich Proceſſionen bei, in denen man rieſenhafte Statuen von Holz umhertrug. In den Geſellſchaften und Zirkeln fand ich faſt nur Mönche. Hier ſtellte man mich einer dicken Dame vor, die man mir als eine Muhme des ſeligen Palafox ankündigte, und glaubte, ich würde vor ihr vor Verehrung vergehen. Auch den Kanonikus Pignatelli lernte ich kennen, der Präſident der Inquiſition war und als ſolcher alle Morgen die Kupplerin ins Gefängniß werfen ließ, welche ihm Tages zuvor ihre Schutzbefohlene zugeführt hatte. Nach dieſer Execution ſtand er auf, ging zur Beichte, las hierauf die Meſſe, aß ſodann zu Mittag, und der böſe Feind ergriff ihn von neuem; man führte ihm zu, was er brauchte; er freute ſich der irdiſchen Freuden und fing den andern Morgen wieder damit an, womit er den vorigen Tag begonnen hatte — und ſo

ging es einen wie alle Tage. Immer zwiſchen dem Himmel und dem Böſen in Streit, war dieſer geiſtliche Herr nach dem Eſſen der glücklichſte und am Morgen der unglücklichſte aller Menſchen.

Die Stiergefechte ſind zu Saragoſſa glänzender als zu Madrid. Der Stier wird hier nicht durch Stricke zurückgehalten, ſondern irrt frei in der Bahn umher, und das Blutvergießen iſt noch ärger als dort. Der Marquis de las Moras und der Oberſt Rojas gaben mir zu Ehren glänzende Geſellſchaften. Dieſer Marquis war vielleicht der liebenswürdigſte der Spanier ſeiner Zeit; er iſt zwei Jahre nachher ſehr jung geſtorben. Man zeigte mir die Courtiſanen und Aſpaſien Saragoſſa's; allein mit dem Bilde Donna Ignazia's, das mir überall folgte, im Herzen, war es mir unmöglich, irgend eine Frau liebenswürdig zu finden. Die große Kirche von Nueſtra Señora del Pilar ſteht auf dem Walle der Stadt. Die Einwohner von Saragoſſa halten dieſes Bollwerk deshalb für uneinnehmbar; ſie ſind vollkommen überzeugt, daß im Fall der Erſtürmung der Feind von allen Seiten in die Stadt eindringen könnte, doch nie von dieſer Seite.

Auf dem Wege von Saragoſſa nach Valencia, wo ich Donna Pelliccia verſprochen hatte, mich um dieſe Zeit einzuſtellen, ſah ich auf einer Höhe die Reſte der alten Stadt Sagunt.

Eminet excelso consurgens colle Saguntus.

Ich will da hinaufſteigen, ſagte ich zu einem Prieſter, der mit mir im Wagen war, und zu dem Fuhrmanne, der noch am Abend in Valencia eintreffen wollte und das Intereſſe ſeiner Maulthiere gegen alle Alterthümer der Welt in Schutz nahm. Wie viel Einwendungen, wie viel Schwierigkeiten hatte ich da von beiden Seiten zu beſtehen! Sie ſehen nichts als einen Haufen Ruinen, ſagte der Prieſter.

Ich ziehe dieſe den ſchönſten Gebäuden der Gegenwart vor, erwiderte ich. Hier iſt ein Thaler für Euch beide und wir fahren morgen nach Valencia.

Der Prieſter und der Kutſcher geſtanden, ich ſey ein „hombre de bien“, ein Ehrenmann.

Ich fand die Zinnen auf den großen Mauern zum großen Theil noch unverſehrt; dennoch ſtammt dies Mauerwerk aus dem zweiten

puniſchen Kriege her. Eben ſo ſah ich Inſchriften, die für mich, wie für viele Andere, unverſtändlich waren, die Condamine oder Seguier, der Freund Maffei's, jedoch gewiß entziffert haben würde. Die Bewunderung für dies Denkmal eines Ortes, deſſen Bevölkerung den Muth hatte, ſich lieber lebendig zu verbrennen, als ſich eines Treubruchs gegen die Römer ſchuldig zu machen und ſich an Hannibal zu übergeben, ergriff mein Inneres und gab dem Prieſter zu lachen, welcher, wie er erklärte, nicht eine Meſſe für den Beſitz dieſes Ortes leſen wollte, der nun freilich bis auf den Namen verſchwunden iſt. Dieſen hätte man jedoch wenigſtens erhalten ſollen, da er angenehmer klingt, als der jetzige Murviedro, obgleich auch dieſer aus dem Lateiniſchen Muri veteres herſtammt. Doch die Zeit iſt ein unbezwingliches und zur Zerſtörung geneigtes Ungeheuer, das alles verſchlingt:

Mors etiam saxis nominibusque.

Dieſer Ort, verſicherte der Prieſter, hieß immer Murviedro.

Unmöglich, erwiderte ich, darin wäre kein

Sinn; es wäre unnatürlich, etwas alt zu nennen, das bei ſeiner Entſtehung doch neu ſeyn mußte. Das wäre, als wenn Sie behaupteten, ihr Neu-Caſtilien ſey nicht alt, weil man es neu nennt.

Gewiß iſt wenigſtens, daß Alt-Caſtilien älter ſeyn muß.

Dem iſt nicht ſo, Herr Abbé. Neu-Caſtilien wird nie alt heißen, und das alte iſt jünger als das neue.

Von nun an ſagte der Prieſter kein Wort mehr und hielt mich für toll. Ich ſuchte umſonſt nach dem Kopfe des Hannibal und nach der Inſchrift zu Ehren des Kaiſers Claudius, der Gallian auf den Thron folgte; dagegen aber fand ich Spuren des Amphitheaters auf.

Den folgenden Morgen ſah ich den Moſaikweg, den man vor damals kaum fünf und zwanzig Jahren entdeckt hatte. Um neun Uhr Morgens trafen wir in Valencia ein, wo ich mit einer ſehr ſchlechten Wohnung zufrieden ſeyn mußte, weil der Unternehmer der Oper, der Bologneſer Mareſcalchi, alle leidliche Wohnungen für ſeine Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die er von Madrid erwartete, in Beſchlag genommen hatte. Ihn be-

gleitete ſein Bruder, ein Abbé, den ich für ſein Alter ſehr unterrichtet fand. Wir gingen ſpaziren und er fing an zu lachen, als ich ihn bat, mich in ein Kaffeehaus zu führen. In der ganzen Stadt Valencia giebt es nicht einen einzigen Ort, wo der Fremde ſich ausruhen und erquicken kann; keinen Ort, wo er Gelegenheit findet, vier oder fünf Sous auszugeben. Soll er in eine Weinſchenke treten und Wein fodern? Das iſt zurückſchreckend; der Ort iſt unſauber, die Geſellſchaft ſchlecht und unfreundlich, der Wein abſcheulich und ein wahres Gift, nicht allein für die Fremden, ſondern für die Spanier ſelbſt, die in ihrem Hauſe trefflichen Wein haben und in den öffentlichen Wirthshäuſern mit Recht nichts trinken, als Waſſer. Das ſchien mir unbegreiflich. In Spanien, wo ſo köſtlicher Wein gedeiht, beſonders an der Küſte, in dieſer Nähe von Malaga und Alicante, kann ein Fremder ſich nicht ohne große Mühe ein trinkbares Glas Wein verſchaffen. Woher kommt dies? Von der Unwiſſenheit der Weinhändler, welche durch die ganze Welt Betrüger, in Spanien aber wahre Henker und

zugleich die größten Narren ſind, die durch ihre Kunſtgriffe den Wein ungenießbar machen.

In den erſten drei Tagen meines Aufenthalts in dieſer berühmten Stadt, dem Geburtsorte Alexanders VI., den der Pater Petau „Non adeo sanctus“ nennt, hatte ich unter Anleitung des Abbé Marescalchi alles geſehen, was es darin zu ſehen gab. Halten wir uns an die Schilderungen des Berühmten und Schönen, wie die Schriftſteller und Künſtler ſie geben, ſo finden wir uns immer einigermaßen getäuſcht, wenn wir nahe hinzutreten und ſelbſt prüfen. Valencia, unter einem herrlichen Himmel nahe am Meere gelegen, von dem Guadalaviar beſpült, in einer lachenden Landſchaft, reich an allem, was die Natur Köſtliches hervorbringt, erfriſcht durch die geſundeſte und mildeſte Luft, und nur eine Stunde von dem „Amoenum stagnum“ entfernt, der in ganz Spanien die köſtlichſten Fiſche erzeugt, bewohnt von einem zahlreichen und ausgezeichneten Adel, und von den ſchönſten, wenn auch nicht geiſtreichſten Frauen Spaniens bevölkert; Valencia, wo ein Erzbiſchof reſidirt, mit einer Kleriſei, die wenigſtens eine Million Einkünfte hat — iſt ein für einen Frem-

den höchſt unangenehmer Ort, weil er hier keine einzige ſeiner gewohnten Lebensbequemlichkeiten für ſein Geld erlangen kann. In Valencia wohnt man ſchlecht, ißt ſchlecht, kann nicht trinken, mit Niemand ſprechen, weil es keine Geſellſchaft giebt, mit Niemand ſich ernſthaft unterhalten, weil man trotz ſeiner Univerſität nicht einen einzigen Menſchen dort findet, der den Namen eines Gelehrten verdient. Was die Stadt ſelbſt betrifft, ſo erweckten ihre fünf Brücken über dem Guadalaviar, ihre Kirchen und öffentlichen Gebäude, ihr Arſenal, die Börſe und das Stadthaus, ihre zwölf Thore und ihre vielen Brunnen keine Bewunderung bei mir, weil ich die Straßen nicht gepflaſtert fand und nicht ſpaziren gehen konnte, ohne aus dem Thore zu gehen. Wahr iſt es, daß man ſich wie in ein irdiſches Paradies verſetzt findet, ſobald man dies thut, und vor allem, wenn man den Weg nach dem Meere einſchlägt.

Was mir hier allein wohlgefiel, war die Menge einſpänniger Cabriolets, welche zur Bequemlichkeit der Spazirengehenden und ſelbſt zu kleinen Reiſen von zwei oder drei Tagen überall bereit ſtehen. Man reiſt mit ihnen ſchnell und

wohlfeil nach Malaga, Alicante, Cartagena, Tarascona und ſelbſt nach Barcellona, das funfzig Leguas von hier entfernt iſt. Wäre ich guter Laune geweſen, ſo würde ich eine Ausflucht noch nach Murcia und Granada gemacht haben, deren Lage an Schönheit alles übertrifft, was wir in Italien dagegen aufzuweiſen haben. Arme beklagenswerthe Spanier! Die Schönheit ihres Landes, die Fruchtbarkeit und ihr Reichthum ſind die Urſachen ihrer Trägheit, und die Minen von Peru und Potoſi die ihrer Armuth, ihres Stolzes und aller ihrer Vorurtheile. Das klingt paradox; allein jeder Leſer weiß, daß meine Behauptung nur zu wahr iſt. Um das blühendſte Land der Erde zu werden, bedarf Spanien eines Krieges, einer fremden Eroberung; das ganze Land muß umgeſtürzt, ja faſt von Grund aus zerſtört werden; nur ſo kann Spanien wiedergeboren und glücklich werden.

Ich ging der edlen, ſanften und beſcheidenen Pelliccia entgegen. Die erſte Vorſtellung ſollte den zweiten Tag nach ihrer Ankunft ſeyn. Dies war nicht ſchwer, denn man gab nur dieſelben Opern wieder, die man an den Sommerſitzen des Hofes gegeben hatte, das heißt, in Aranjuez, im Escu=

rial und a la Granja. Dem Theater von Madrid hatte der Graf Aranda nie gewagt, die Erlaubniß zur Darſtellung einer italieniſchen Opera buffa zu geben. Dieſe Neuerung würde zu groß geweſen ſeyn, die Inquiſition würde die Augen zu weit geöffnet haben. Schon die Maskenbälle a los Cannos del Peral hatte ſie in ſtummes Erſtaunen geſetzt, und man ſah ſich genöthigt, ſie zwei Jahre darauf zu unterdrücken. So lange es eine Inquiſition in Spanien giebt, kann Land und Volk nicht glücklich ſeyn.

Signora Pelliccia war kaum angekommen, als ſie den Empfehlungsbrief, den ihr der Herzog von Arcos vor drei Monaten gegeben hatte, an Don Diego Valenzia ſandte. Seit Aranjuez hatte ſie den Herzog nicht wieder geſehen. Wir ſaßen gerade bei Tiſche, ſie, ihr Mann, ihre Schweſter und ein ausgezeichneter Violinſpieler, der dieſe bald darauf heirathete, als man Don Diego Valencia, den Banquier, an den der Herzog ſie empfohlen hatte, anmeldete.

Madame, ſagte Don Diego, ich freue mich über die Gnade des Herzogs von Arcos, der mir die Ehre erzeigt, Sie an mich zu adreſſiren, und komme,

Ihnen meine Dienſte anzubieten, zugleich Sie aber auch von den Befehlen zu unterrichten, die er mir ertheilt, und die Sie vielleicht nicht kennen.

Ich hoffe, mein Herr, entgegnete die Pelliccia, daß mich nichts betreffen wird, was mich nöthigte, Ihnen beſchwerlich zu fallen; allein ich bin dem Herzoge ſehr dankbar, ſo wie Ihnen für die Mühe, die Sie ſich genommen haben, mich aufzuſuchen. Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen in Ihrem Hauſe dafür zu danken.

Das iſt nicht nöthig. Sie müſſen wiſſen, daß, was die Ihnen etwa nöthigen Geldmittel betrifft, ich nur Befehl habe, Sie bis auf Höhe von fünf und zwanzigtauſend Dublonen damit zu verſorgen.

Fünf und zwanzigtauſend Dublonen?

Nicht mehr, Madame. Haben Sie die Güte, ſeinen Brief ſelbſt zu leſen; Sie werden ſich ſo am beſten überzeugen.

Er gab ihr den Brief; es waren nur vier Zeilen, folgenden Inhalts:

„Don Diego! Sie werden der Donna Pelliccia, ſobald ſie es befiehlt, bis zu der Summe

von fünf und zwanzigtauſend Dublonen auf meine Rechnung verabreichen."

Der Herzog von Arcos.

Sie zeigte mir den Brief; wir laſen ihn einer nach dem andern und ſahen uns ſtumm und erſtaunt an. Hierauf reicht ſie das Blatt dem Banquier zurück, der aufſteht, ſeine Verbeugung macht und geht. Es ſchien faſt unglaublich.

Nur in Spanien trifft man auf Züge dieſer Art, und ſie ſind dort nicht ſelten. Ich habe ſchon von der Handlungsweiſe des Herzogs von Medina-Celi gegen die Picciona geſprochen, die ganz in demſelben Geiſte war. Es giebt Philoſophen, welche dergleichen verwerfen, während man ſolche Handlungen doch kaum zu tadeln ein Recht hat. Dergleichen Leute vermiſchen ſie jedoch geradezu mit laſterhaften Handlungen und ſchreiben ſie der Verſchwendungsſucht und dem Stolze zu. Von dem letztern gebe ich zu, daß er häufig die Urſache dazu ſeyn kann; doch es giebt auch Momente, wo ſolche Handlungen ſchön werden können, weil ſie nur aus einer großen, ſtarken und ſeltenen Geſinnung, die völlig über dem Gewöhnlichen ſchwebt, hervorzugehen vermögen. Ich läugne, daß das,

was wir Verſchwendungsſucht nennen, an ſich der=
gleichen hervorbringt; denn der Verſchwender bleibt dies, ſo lange er es ſeyn kann; er verſchleudert und wirft ſein Geld weg, gleichgültig, gegen wen, und hört damit nicht eher auf, als bis er ſich am Rande des Verderbens ſieht, wo er alsdann gei=
zig zu werden pflegt. Der Spanier aber iſt aus Charakter ehrſüchtig, und ſein ganzes Streben geht nur darauf hinaus, bewundert und für beſſer gehalten zu werden, wie ſeines Gleichen. Jeder, der ihn kennt, ſoll ihn des Thrones würdig glau=
ben und Tugenden bei ihm vorausſetzen, deren man nur durch Uneigennützigkeit fähig wird. Für einen Verſchwender zu gelten, fürchtet er in der Regel ſo ſehr, daß derſelbe Medina=Celi, derſelbe Arcos, welche hier ungeheure Summen hingeben, nie eine Ausgabe gemacht haben würden, die man hätte thöricht nennen können, und dem, der ſie um hundert Piſtolen bat, wenn ſie keinen Grund einſahen, ſie ihm zu geben, dieſe gewiß verweigert haben würden.

Nach Don Diego's Abſchied wurde der Em=
pfehlungsbrief des Herzogs zum Gegenſtande un=
ſerer Unterhaltung. Die Pelliccia meinte, der Her=

zog habe ihr zeigen wollen, was eine Empfehlung von ihm zu bedeuten hätte, und ihr zugleich die Ehre erwieſen, ſie eines Mißbrauchs ſeines Vertrauens für unfähig zu halten. Denn gewiß iſt es, ſagte ſie, daß ich lieber Hunger ſterbe, ehe ich einen Sol von Diego annehme. — Der Violinſpieler wandte ein, daß der Herzog ſich damit für beleidigt halten würde und es beſſer ſey, etwas zu nehmen. Ihr Mann gefiel mir am meiſten, als er dafür ſtimmte, nichts oder alles zu nehmen. Was mich betraf, ſo dachte ich wie die Pelliccia: nichts; denn wenn der Herzog Luſt hatte, ſie durch ein ſo ſeltenes Geſchenk reich zu machen, ſo kannte er ja die Mittel hierzu, ohne daß ſie ſich vorzuwerfen hatte, ſeine Großmuth gemißbraucht zu haben. Ich bin überzeugt, ſagte ich, daß der Herzog ſich gerade dadurch verpflichtet glauben wird, Ihr Glück zu machen, wenn Sie ihm durch eine ſolche Delicateſſe erſt Hochachtung werden abgewonnen haben. — Dies war es denn auch was ſie that und worüber der Banquier nicht wenig böſe war. Doch die Stadt und das Publikum, die die ganze Geſchichte nur zu bald erfuhren, weigerten ſich, zu glauben, was

ihnen unwahrſcheinlich ſchien. Die liebenswürdige Frau ließ Jeden für wahr halten, was er wollte, und kehrte vierzehn Tage darauf nach Madrid zurück, ohne von Don Diego einen Sol anzunehmen. Auch in der Hauptſtadt und am Hofe glaubte Niemand an den wahren Zuſammenhang der Sache. Der König hielt für wahr, was die ganze Welt ſagte und was Alberico Pini, der Seine Majeſtät mit Stadtneuigkeiten verſorgte, davon erzählte. Er glaubte eilen zu müſſen, den Herzog von Arcos vom Verderben zu retten, und befahl daher der Signora Pelliccia, das Land zu verlaſſen. Zu derſelben Zeit erhielt auch die Mariucci, eine Tänzerin aus Lucca, die ein anderer Grand von Spanien liebte, denſelben Befehl.

Die beiden Verbannten mußten, wohl oder übel, gehorchen, und der Grand, der die Tänzerin liebte, ſchloß ſeinen letzten Beſuch bei ihr damit, daß er ihr einen Wechſel von hunderttauſend Franken auf Lyon zurückließ. Am meiſten verletzt und beleidigt fand ſich jedoch der Herzog von Arcos durch den ſo höchſt ungerechten Befehl des Königs, und dies trotz dem, daß er die Römerin nur aus den wenigen Worten kannte, die er mit

ihr öffentlich gewechſelt und nie einen Heller für ſie ausgegeben hatte. Jetzt jedoch, da er ſich unſchuldig zum Urheber ihres Unglücks gemacht ſah, jetzt glaubte er ſich verbunden, ſie für immer vor jeder Noth ſichern zu müſſen. Dem Befehle des Königs war nicht zu widerſtehen, und ſich ſo tief demüthigen, den König für ſie um Gnade zu bitten und ihm ſeinen Irrthum zu benehmen, wollte er nicht; er ergriff daher die einzige Partie, die ſeines edlen Herzens würdig war. Zum erſten Male ging er nun zu ihr, bat ſie um Vergebung, wenn er ſchuld an ihrer Verweiſung ſey, und beſchwor ſie, ihm zu erlauben, dieſen unwillkürlichen Fehler ſo viel als möglich wieder gut zu machen. Nach dieſem Beſuche überreichte er ihr hundert Dublonen de acho als Reiſegeld und einen verſiegelten Brief für die Bank Santo spirito in Rom. Signora Pelliccia glaubte dies Geſchenk um ſo weniger von der Hand weiſen zu können, als es ihr gewiſſermaßen zukam; den Inhalt des Briefs aber kannte ſie nicht. Erſt in Rom erfuhr ſie ihn; Signor Belloni zahlte ihr vier und zwanzigtauſend Scudi aus, die ſie in ihrer Vaterſtadt unterbrachte, und von denen ſie ſeit neun und zwan-

zig Jahren, des Glückes würdig, deſſen ſie genießt, ein treffliches Haus hält.

Den Tag nach ihrer Abreiſe begegnete der König dem Herzoge von Arcos im Prado, redet ihn an und fodert ihn auf, heiter zu ſeyn und eine Liebſchaft zu vergeſſen, die er zu ſeinem Beſten habe unterbrechen müſſen.

Euer Majeſtät, erwiderte der Herzog, haben mich durch die Verweiſung der Pelliccia genöthigt, Etwas wahr zu machen, was bis dahin nur eine Fabel war. Ich kannte dieſe Frau nur aus wenigen Worten, die ich öffentlich mit ihr gewechſelt hatte, und habe ihr nie das mindeſte Geſchenk gemacht.

Wie? Du hätteſt ihr nicht fünf und zwanzigtauſend Dublonen geſchenkt?

Ja, Sire; doch erſt vorgeſtern. Euer Majeſtät ſind unſer Aller Herr und Meiſter; aber es iſt gewiß, daß, wenn Sie ſie nicht verwieſen hätten, ich nie zu ihr gegangen wäre, und daß ſie mich nie einen Sol gekoſtet hätte.

Der König ſtand erſtaunt und betroffen vor ihm und wußte kein Wort zu antworten. Von nun an wußte er, was von den Stadtgeſprächen

Madrids zu halten wåre und vergaß dieſe Geſchichte nie wieder. Ich erfuhr dieſe Umſtånde, wie ich ſie eben erzåhlt habe, von Monnino, der ſpåter unter dem caſtiliſchen Titel Florida Blanca bekannt war, und der jetzt in ſeiner Vaterſtadt Murcia in der Verbannung lebt.

Nach Marescalchi's Abreiſe, als auch ich mich ſchon anſchickte, mich nach Barcellona auf den Weg zu machen, ſah ich bei einem Stiergefechte vor der Stadt eines Tages eine Dame von ſehr auffallendem und imponirendem Aeußern. Ich fragte einen Ritter von Alcantara, der zufållig neben mir ſtand, wer ſie ſey.

Es iſt die berůchtigte Nina, antwortete er mir.

Warum berůchtigt? fragte ich weiter.

Wenn Sie ſie nicht ſchon vom Hörenſagen kennen, ſo iſt die Geſchichte zu lang, als daß ich ſie Ihnen hier erzåhlen kånnte.

Wenige Minuten darauf erſchien ein wohlgekleideter Menſch, doch mit verdåchtiger Miene, von Seiten der imponirenden Schönen, nåherte ſich dem Ritter, der mit mir geſprochen hatte, und raunte ihm etwas ins Ohr. Der Ritter kůndigte mir artig an, daß die Dame, nach der ich ihn

gefragt hätte, zu wiſſen wünſche, wer ich ſey. Geſchmeichelt durch dieſe Neugierde wie ein junger Fant, antworte ich dem Boten, daß, wenn die Dame es erlaubte, ich mich ihr nach dem Schauſpiele perſönlich zu erkennen geben wolle.

Nach Ihrem Accent, erwiderte er, ſcheint es, daß Sie aus Italien ſind, wie ſie.

So iſt es; ich bin aus Venedig.

Das iſt ſie auch.

Nach dieſem kurzen Geſpräch ſagte mir der Ritter in wenig Worten, ſie ſey eine Tänzerin, in die der Graf Riela, Generalcapitain von Barcellona (denn Vicekönige gab es ſchon nicht mehr), verliebt ſey, und die er ſeit einigen Wochen in Valencia unterhalte, bis er ſie nach Barcellona zurückführen könne, wo der Biſchof, des öffentlichen Aergerniſſes wegen, ſie nicht länger dulden wolle. Er fügte hinzu, er habe ihr hier täglich funfzig Dublonen zu ihrem Unterhalt ausgeſetzt.

Die verzehrt ſie doch hoffentlich nicht, entgegnete ich.

Das iſt ſie nicht im Stande, trotz dem, daß ſie alle Tage Thorheiten in Menge begeht, die ihr Geld genug koſten.

Von Neugier geſpornt, eine Frau dieſer Art näher kennen zu lernen, und weit entfernt, zu argwöhnen, daß dieſe Bekanntſchaft zu meinem Verderben gereichen könnte, wünſchte ich das Ende des Schauſpiels herbei, um mich ihr vorſtellen zu können.

An der Treppe redete ich ſie mit einem gewöhnlichen Compliment an, das ſie mir erwiderte, indem ſie vertraulich ihre Hand, die trotz der Ueberladung mit Ringen und Schmuckwerk ſchön war, auf meinen Arm legte. Ich führte ſie zu ihrem Wagen, der, mit ſechs Maulthieren beſpannt, vor der Thür hielt, und ſie ſagte mir, daß, wenn ich ſie morgen zum Frühſtück beſuchen wolle, ihr dies Vergnügen machen werde. Ich verſprach ihr, mir die Ehre zu geben.

Am andern Morgen verfehlte ich nicht, dieſem Verſprechen nachzukommen. Ich finde ſie in einem großen Hauſe, hundert Schritt vor dem Thore, das ſie ganz allein bewohnte, und das gut, doch ohne Geſchmack meublirt und hinten und vorn mit einem Garten verſehen war, der ihr Kühlung gewährte. Ich ſehe Livreebediente, Kammerfrauen kommen und gehen bei mir vorüber,

und eine gewaltige Stimme läßt ſich ſcheltend im Nebenzimmer des Vorgemachs vernehmen. Die Scheltende war die Nina ſelbſt, welche einem Manne gegenüber, der ganz erſtaunt vor einem großen Tiſche mit Waaren ſtand, ſich in Schmähungen ergoß. Sie bat mich um Nachſicht wegen ihres Zorns gegen dieſen Narren von Spanier, der ihr weiß machen wolle, die Spitzen, die ich da ſähe, wären ſchön. Sie verlangt, ich ſoll ſie anſehen und ihr meine Meinung darüber ſagen; ich antworte, daß ich mich nicht darauf verſtehe. Der Spanier wird ungeduldig und ſagt, daß, wenn die Spitzen ihr nicht gefielen, ſie dieſe ihm nur laſſen und von andern Waaren nehmen möchte.

Ich behalte dies Zeug, erwidert ſie; um Euch jedoch zu beweiſen, daß ich die Spitzen nicht aus Oekonomie verſchmähe, ſo ſeht zu, was ich thue. Hierauf ergreift ſie eine große Scheere und ſchneidet ſie in hundert kleine Stücke. Der Menſch, der ſie Tages vorher begleitet hatte, bemerkte ihr hierauf, es ſey ſchade und man werde in Valencia ſagen, ſie ſey nicht geſcheut. — Schweig, Kuppler! erwiderte ſie und verſetzte ihm zugleich eine Ohrfeige mit der umgewandten Hand. Der

Geſchlagene antwortete ihr mit einem derben Schimpfnamen, den ſie mit lautem Gelächter hinnahm. Hierauf hieß ſie den zitternden Kaufmann auf der Stelle ſeine Rechnung ſchreiben, wobei er ſich denn, wie ſich von ſelbſt verſtand, für alle die Beleidigungen, die er hatte anhören müſſen, gebührendermaßen an ihrer Börſe rächte. Doch ſie unterzeichnete die Rechnung, ohne ein Wort gegen die Preiſe einzuwenden, und wies ihn an, ſich damit zu Don Diego Valencia zu begeben, der ihm dieſelbe ſogleich bezahlen würde. Der Kaufmann geht und die Chocolade kommt; ſie nöthigt mich neben ſich zum Sitzen und läßt den Menſchen rufen, der ſie eine H... genannt hatte.

Wundern Sie ſich nicht, ſagte ſie darauf zu mir, über die Art und Weiſe, wie ich mit dieſem Menſchen verfahre. Es iſt ein Narr ohne alle Bedeutung, den Riela bei mir unterhält, um mich auf Schritt und Tritt zu beobachten. Ich mißhandle ihn abſichtlich, damit er alles ſchreibe, was er ſieht.

In der That glaubte ich zu träumen, und war überzeugt, daß dieſe Frau nicht bei Sinnen ſey. In meinem ganzen Leben hatte ich kein weib-

liches Weſen dieſer Art geſehen, noch mir einfallen laſſen, daß dergleichen exiſtiren könne. Der unglückliche Bologneſer, ſeines Zeichens ein Muſiker, mit Namen Molinari, erſchien und nahm ſeine Chocolade in Empfang, ohne ein Wort zu ſagen. Darauf entfernte er ſich wieder und ſie brachte eine Stunde mit mir unter Geſprächen von Spanien und Portugal, wo ſie einen Tänzer, Namens Bergonzi, geheirathet hatte, zu. Hierbei erzählte ſie mir, ſie ſey die Tochter eines gewiſſen Pelandi, eines in Venedig bekannten Charlatans, den ich gekannt haben ſollte. Wirklich erinnerte ich mich ſeiner auch dunkel, wie ich ihn auf ſeinem hölzernen Gerüſte, ſeine Salben und Balſame ausbietend, geſehen hatte.

Nach dieſer vertraulichen Mittheilung, auf die ſie jedoch gar keinen Werth zu legen ſchien, bat ſie mich, wie um eine Gunſt darum, daß ich doch zu Abend bei ihr eſſen möchte, da das Abendeſſen ihr Lieblingsmahl ſey. Ich verſprach ihr, zu kommen, und ging unter Betrachtungen über dieſes Meteor unter den Frauen und über die ungeheure Verſchwendung, mit der ſie ein großes Vermögen durchbrachte, für mich allein ſpaziren. Nach dem,

was ich geſehen hatte, mußte ſie allerdings funfzig Dublonen täglich zu verzehren haben. Sie war eine der vollkommenſten Schönheiten, die ich je geſehen habe; allein da ich immer der Meinung war, daß die Schönheit allein nicht genüge, verliebt zu machen, ſo begriff ich nicht, wie der Vicekönig von Catalonien es in dieſem Grade ſeyn konnte. Was jenen Molinari betraf, ſo vereinigte ſich alles, was ich von ihm hörte und ſah, dahin, mir zu beweiſen, daß er einer der nichtswürdigſten Menſchen auf Erden war. Zum Abendeſſen fand ich mich bei ihr ein, blos um dieſes ſeltſamen Schauſpiels zu genießen; denn ſo ſchön ſie auch war, ſo hatte ſie doch nicht den mindeſten Eindruck auf mich gemacht.

Um das Zwielicht machte ich mich daher nach ihrem Hauſe auf. Es war zu Anfang Octobers, doch noch eben ſo heiß, wie bei uns im Auguſt. Ich fand ſie im Garten mit ihrem Haſenfuß, beide faſt im Hemde, über welches ſie nur einen Unterrock und er nur ſeine Unterbeinkleider trug. Sie foderte mich auf, es mir ſo leicht zu machen, wie ſie; doch ich ſchlage dies unter Gründen ab, die ſie gelten läßt, womit ich ſehr zufrieden war, weil

die Gegenwart dieſes widrigen Menſchen mich im höchſten Grade ärgerte und empörte. Bis zur Eſſenszeit unterhielt ſie uns nun mit Geſchichten, die nicht freier und anſtößiger ſeyn konnten. Es war eine Menge von groben Liebesabenteuern darunter, in denen ſie immer die Hauptperſon ſpielte, und die mich, da ſie erſt zwei und zwanzig Jahr alt war, durch ihre Anzahl in Erſtaunen ſetzten.

Dieſe Unterhaltung würde ohne die Gegenwart dieſes verhaßten Menſchen, der widrig häßlich und unerträglich dumm war, den Eindruck auf mich gemacht haben, ſelbſt ohne alles Gefühl von Liebe, den ſie auf mich machen ſollten. Bei Tiſche fand ſich bei uns Allen ein großer Appetit ein. Die Gerichte waren lecker und reizend, der Wein vortrefflich, ich war heiter und zufrieden. Als ich nach Hauſe zurückkehren wollte, litt ſie es nicht. Der Wein hatte ſie erhitzt, ihr Narr war betrunken, und ſie fühlte Luſt zu übermüthigen Streichen. Nachdem ſie ihre Leute entlaſſen, verlangte ſie von ihm, daß er ſich entkleide, und begann allerhand Narrheiten mit ihm, die zu toll waren, um ſich wieder erzählen zu laſſen. Der Haſenfuß war jung und die Trunkenheit hindert ihn nicht,

ſich der Nina in einer drohenden Verfaſſung zu zeigen. Es war klar, daß es dabei auf mich abgeſehen war; allein die Gegenwart dieſes Schuftes machte es mir unmöglich, dem Muthwillen der Nina entgegenzukommen, die ſich unterdeß auch völlig entkleidet hatte. Meine hartnäckige Unthätigkeit führte ſie endlich jenem Narren zu, indem ſie mich unter lautem Lachen auffoderte, über den ſpaßhaften Kauz mitzulachen. Dieſem allen ſah ich mit einer Höllenpein zu; nicht gerade aus Neid, denn ich empfand in mir keine Art von Auffoderung, ſondern aus Grimm darüber, daß eine ſo ſchöne Frau ſich einem ſo geiſtloſen Eſel preisgeben konnte.

Nach dieſem abſcheulichen Bachanal gab ſie ihrem galanten Ritter zu trinken, bis er das ganze Abendeſſen von ſich gab, und flüchtete dann, vor Lachen ſich ausſchüttend, in ein anderes Zimmer, wohin ich ihr folgte, um dem Geſtanke zu entgehen. Immer noch unter fortwährendem Lachen fragte ſie mich, faſt völlig nackt an meiner Seite ſitzend, wie dies Feſt mir gefallen habe. Meine Ehre und meine Eigenliebe foderten jetzt eine Rechtfertigung von mir. Ich geſtand ihr, daß der Widerwille, den mir jener Elende einflößte, ſo groß

ſey, daß er die Wirkung der Reize vernichte, welche jeder, der Augen habe, an ihr bewundern müſſe.

Das halte ich für möglich, antwortete ſie, denn er iſt allerdings ſehr häßlich; doch jetzt, wo er nicht hier iſt, iſt es mit Ihnen nicht beſſer. Das ſollte man auf den erſten Blick nicht glauben.

Recht, meine theure Nina; ich vermag, was ein Anderer vermag; allein er hat mich zu ſehr empört. Morgen, wenn Sie dies Ungethüm, das Ihrer Reize nicht werth iſt, mir nicht vor Augen bringen, bin ich vielleicht glücklicher.

Sie irren ſich; er hat keine Freude davon. Könnte ich glauben, daß er mich liebte, ſo würde ich lieber ſterben, als ihm gehören; denn ich haſſe ihn.

Wie? Sie lieben ihn nicht und gewähren ihm alle Freuden der Liebe?

Ganz natürlich; ich denke dabei nur an mich.

In dieſem Geſpräch der Nina fand ich die unverſtellte Wahrheit der verdorbenen Natur wieder. Sie bat mich für morgen von neuem zum Abendeſſen, um, wie ſie ſagte, zu ſehen, ob meine

Rechtfertigung Wahrheit enthielte oder nicht, und verſprach mir, daß Molinari krank ſeyn ſollte.

Er wird vielleicht wieder nüchtern geworden und ſehr wohl auf ſeyn, entgegnete ich.

Keinesweges, ich bürge dafür. Kommen Sie alſo morgen und alle Abend.

Uebermorgen reiſe ich ab; mein Platz iſt genommen. —

Sie werden nicht reiſen, beſter Freund. Acht Tage ſpäter, wenn ich weg ſeyn werde, dann —

Unmöglich.

Sie reiſen nicht, ich ſtehe dafür — es hieße mich beſchimpfen und ich leide es nicht.

Ich ließ ſie ſich ereifern und kehrte mit dem Entſchluſſe nach Hauſe zurück, doch zu reiſen, was ſie auch ſagen und thun mochte. Obgleich in einem Alter, wo mir wenig oder nichts mehr neu ſeyn konnte, legte ich mich doch voller Erſtaunen und Verwunderung über die ſchrankenloſe Ausgelaſſenheit dieſer Frau zur Ruhe nieder. Ihre Unbefangenheit, ihre Freiheit der Rede kannte keine Grenzen; was mir nie eine Frau geſtanden hat, hatte ſie mir nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft vertraut. „Ich bediene mich dieſes Menſchen, weil

ich weiß, daß er mich nicht liebt. Wenn ich glauben könnte, daß er mich liebte, würde ich lieber ſterben, als ihm gehören, denn ich haſſe ihn.“ — Ich kannte dieſe Geſinnung — allein nie hat eine Frau, außer dieſer, ſie mir eingeſtehen wollen.

Folgenden Tages um ſieben Uhr begab ich mich zu ihr. Mit verſtellter Traurigkeit kündigte ſie mir an, daß wir allein eſſen müßten, weil Molinari an der heftigſten Kolik danieder liege. Habe ich es Ihnen nicht geſagt, daß er krank ſeyn würde? ſprach ſie.

Haben Sie ihm denn Gift gegeben?

Ich wäre im Stande dazu. Doch Gott behüte mich! —

Allein Sie verſicherten mich doch ſo beſtimmt, daß er krank ſeyn würde — und nun iſt er es wirklich. Sie haben ihm alſo etwas eingegeben.

Nichts in der Welt! Doch ſprechen wir nicht davon. Laſſen Sie uns ein Spiel vornehmen, dann eſſen wir, und nach dem Eſſen vergnügen wir uns bis morgen früh, um am Abend daſſelbe Tagewerk von vorn anzufangen.

Nein, meine Beſte, denn um 7 Uhr reiſe ich.

Sie reiſen nicht, ſage ich, und der Fuhrmann

wird deshalb nicht mit Ihnen hadern, denn er iſt bezahlt. Hier iſt ſeine Quittung.

Alles dies ſprach ſie lachend und mit einer Art verliebter Tyrannei, die mir nicht übel gefiel. Ich hatte keine große Eil und nahm die Sache alſo von der leichten Seite, nannte ſie närriſch und verſicherte ſie, ich ſey des Geſchenks nicht werth, daß ſie mir mache. Es iſt zum Erſtaunen, fuhr ich fort, daß Sie bei Ihren Verdienſten und ſo reizend als Wirthin, im Beſitz eines ſo ſchönen Hauſes, nicht Geſellſchaft bei ſich ſehen?

Alle Welt zittert hier, erwiderte ſie; man fürchtet ſich vor Riela's Liebe, vor ſeiner Eiferſucht und vor dem Hans Haſenfuß mit der Kolik, der ihm Alles hinterbringt. Zwar leugnet er es, allein ich weiß es gewiß und freue mich gewiſſermaßen darüber. Mein Aerger iſt nur, daß er ihm bis jetzt noch nichts recht Bedeutendes hat melden können.

Er wird ihm ſchreiben, daß ich mit Ihnen heute allein zu Abend gegeſſen habe.

Deſto beſſer. Fürchten Sie ſich vor ihm?

Nein; allein an Ihnen iſt es, mir zu ſagen, ob ich ihn zu fürchten Urſache habe oder nicht.

Keineswegeſ; er kann ſich nur an mich halten.

Ich will aber nicht gern Veranlaſſung zu einer Störung ſeyn, die Ihnen nur ſchädlich werden könnte.

Im Gegentheil. Je mehr ich ihn gegen mich aufbringe, deſto mehr wird er lieben, und jede Verſöhnung kommt ihm theuer zu ſtehen.

Sie lieben den Vicekönig alſo nicht?

Um ihn zu ruiniren, liebe ich ihn; allein er iſt ſo reich, daß es nicht möglich iſt.

Die Frau, welche ich vor mir ſah, war ſchön wie ein Engel, böſe wie ein Teufel, verworfen wie eine Buhldirne, und ſchien zum Unglück, zur Marter aller Derer geboren, die das Unglück hatten, ſich in ſie zu verlieben. Ich hatte ſchon oft Frauen ihrer Art geſehen, aber noch keine, die ihr an Ausgelaſſenheit gleichkam.

Hierauf ließ ſie Karten bringen und lud mich zu dem Spiele ein, das man gewöhnlich Premiera nennt. Dies iſt ein Glücksſpiel, aber ſo verwikkelt, daß immer der Geſcheuteſte gewinnt. In weniger als einer Viertelſtunde erkannte ich, daß ich beſſer ſpiele als ſie; dennoch war ihr Glück ſo entſchieden, daß, als wir aufhörten und ich die

Marken überzählte, ich achtzehn oder zwanzig Piſtolen verloren hatte, die ich ihr bezahlte und für die ſie mir lachend Revanche verſprach. Nun aßen wir trefflich zu Abend und nahmen dann alle nur mögliche verliebte Ausgelaſſenheiten vor; doch die Zeit der Wunder war bei mir vorüber. Nichts deſto weniger war ſie zufrieden, und ließ mich Abſchied nehmen, als ich ihr ſagte, ich bedürfte der Ruhe.

Den folgenden Abend kam ich noch früher; wir fingen wieder an zu ſpielen, und ſie verlor heute und die übrigen fünf oder ſechs Tage, die ich noch in Valencia blieb, ſo daß ich von dieſer Närrin mehr als zweihundert Piſtolen gewann, die mir in meiner jetzigen Lage keinesweges gleichgültig ſeyn konnten. Der nichtswürdige Aufpaſſer war indeß von ſeiner Kolik geheilt und aß alle Abende mit uns; ſeine Gegenwart empörte mich jedoch nicht mehr, nachdem ſie aufgehört hatte, ihre Gunſt an ihn zu verſchwenden. Jetzt vielmehr gab ſie ſich mir ganz hin und ſchickte jenen fort, indem ſie ihm hieß, dem Grafen Riela alles haarklein zu hinterbringen, nach welchem Befehl der widrige Menſch uns ſogleich verließ. Endlich erhielt ſie von dem Grafen den erwarteten Brief und zeigte ihn mir.

Er ſagte ihr darin in gutem Italieniſch, ſie könne ohne alle Furcht nach Barcellona zurückkehren; der Biſchof habe Befehl vom Hofe erhalten, ſie als eine zum Theater gehörende Perſon anzuſehen, die nur auf der Durchreiſe in Barcellona ſey; ſo könne ſie den Winter hier ſicher zubringen, und überzeugt ſeyn, daß nichts ihren Frieden ſtören würde, vorausgeſetzt, daß ſie ſich jedes öffentlichen Aergerniſſes enthalte. Hierauf gab ſie mir die Erlaubniß, ſie, ſo lange ſie in Barcellona bliebe, jeden Abend zu beſuchen, wenn der Graf weg ſey, was pünktlich um zehn Uhr geſchehe, ohne daß dabei die mindeſte Gefahr obwalte. Vielleicht würde ich mich dennoch nicht dazu verſtanden haben, wenn ſie nicht hinzugeſetzt hätte, daß, im Fall ich Geld brauche, ſie mir das Nöthige vorſtrecken wolle. Ich mußte ihr verſprechen, einen Tag vor ihr abzureiſen und ſie in dem Gaſthofe von Taragona zu erwarten, was ich denn auch that. Den Tag über brachte ich in dieſer mit alten Monumenten angefüllten Stadt zu.

Zum Abend ließ ich für die Nina ein köſtliches Mahl bereiten, wie ſie mir aufgetragen hatte, und ihr an das meinige ſtoßende Schlafzimmer er=

laubte uns, die Nacht zuſammen zu verleben. Gegen Morgen reiſte ſie ab und hieß mich die Stadt erſt gegen die Nacht hin zu verlaſſen, um den Tag nach ihr in Barcellona einzutreffen, wo ich in Santa Maria eine Wohnung nehmen ſollte. Sie zu beſuchen war mir jedoch nicht eher erlaubt, als bis ſie mir geſchrieben haben würde. Dieſe Anordnungen beobachtete ich pünktlich und traf den folgenden Morgen in Barcellona ein, das von Taragona nur 20 Lieues entfernt iſt. Der Wirth von Santa Maria nahm mich aufs Beſte auf; es war ein alter Schweizer, der mir ſagte, er habe geheimen Befehl von der Nina, es mir an nichts fehlen zu laſſen und mich mit jeder möglichen Zuvorkommenheit zu behandeln.

Viertes Capitel.

Unvorſichtiges Benehmen. — Paſſano. — Gefangenſchaft im Thurm. — Abreiſe von Barcellona. — Die Caſtel-Bajac in Montpellier. — Nismes. — Meine Ankunft in Aix en Provence.

Dies Benehmen der Nina ſchien mir ſehr unvorſichtig, obgleich der Wirth ſelbſt das Anſehen eines ehrlichen und verſchwiegenen Mannes hatte. Doch wie dem auch ſeyn mochte, ſie war einmal die Geliebte des Generalcapitains, der zwar wohl ein Mann von Geiſt und Lebensart ſeyn, aber ſchon als Spanier unmöglich leicht über galante Angelegenheiten denken konnte. Ja, ſie ſelbſt hatte mir ſeinen Charakter als heftig, argwöhniſch und eiferſüchtig geſchildert; doch die Sache war nun einmal geſchehen.

Ich legte mich nieder, ſchlief trefflich bis zwei

Uhr und fand bei meinem Erwachen ein köſtliches Mahl und einen Lohnbedienten, für den mir der Wirth bürgte, bereit. Ich gehe mit dieſem in mein Zimmer zurück und frage ihn, ob dies alles auf Anordnung der Nina geſchehe; er antwortet mir Ja und fügt hinzu, daß er auf ihre Anweiſung mir auch den Miethwagen wochenweiſe verdungen habe, der an meiner Thür halte.

Ich erſtaune über die Mühe, antworte ich, die die Nina ſich für mich giebt; denn zuletzt kann doch Niemand berechnen, wie weit ich meine Ausgaben ausdehnen will, als ich ſelbſt.

Alles dies, mein Herr, iſt bereits bezahlt.

Bezahlt? Ich bitte Sie, nicht daran zu glauben, denn ich würde dies niemals dulden.

Sie werden das mit ihr einrichten, wie Sie wollen; unterdeß aber können Sie gewiß ſeyn, daß ich keinen Sol von Ihnen annehme.

Schon in dieſem Augenblick ſah ich aus dieſem Verhältniſſe eine Kette von Unfällen voraus, deren Ahnung mir ſo unangenehm war, daß ich eilte, ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief von dem Marquis de las Moras an Don Miguel de Cevallos, und

einen andern vom Oberſten Rojas an Don Diego de la Secada. Dieſe beiden Briefe gab ich ſelbſt ab. Den Tag darauf beſuchte mich Don Diego und führte mich bei dem Grafen Peralada, und einen Tag ſpäter, Don Miguel bei dem Grafen Riela, Generalcapitain von Catalonien, Ritter des h. Januarius-Ordens und Liebhaber der ſchönen Nina, ein, die ſich unerträglicherweiſe das Anſehen gab, mich zu unterhalten.

Der Graf Peralada war ein junger reicher Herr, hübſch von Geſicht, klein und übel gebaut, ein erklärter Roué, der ſchlechte Geſellſchaft liebte, ein Feind der Religion, der Sitten und der Ordnung, aufbrauſend und ſtolz auf ſeine Geburt, die er unmittelbar von jenem Grafen Peralada herleitete, der um Philipp II. ſich ſo verdient gemacht hatte, daß der König ihn mittelſt eines eigenen Patents zum Grafen von Gottes Gnaden erklärte. Dies Patent war das Erſte, was mir in ſeinem Vorzimmer in die Augen fiel, wo es in einem koſtbaren Rahmen unter Glas hing. Hier ſtand es dem Blicke Derer ausgeſetzt, die er eine Viertelſtunde im Vorzimmer warten ließ, vielleicht blos um ihnen Zeit zu geben, es zu le-

ſen. Er empfing mich mit dem freien und ungezwungenen Weſen, das einen großen Herrn ankündigt, der auf alle Vorzüge einer hohen Geburt für einen Augenblick Verzicht leiſtet. Er dankte Don Diego, mich zu ihm geführt zu haben, und ſprach viel über den Grafen Rojas. Am Schluſſe fragte er mich, ob ich die Engländerin gekannt habe, die er in Saragoſſa unterhielt, und als ich dies bejahte, raunte er mir ins Ohr, daß er glücklich bei ihr geweſen ſey. Darauf führte er mich in ſeinen Marſtall, den eine Reihe prächtiger Pferde anfüllte, und lud mich den folgenden Tag bei ſich zum Eſſen ein.

Der Empfang, der mir bei dem Generalcapitain zu Theil wurde, war von anderer Art. Er nahm mich ſtehend an, um ſich nicht genöthigt zu ſehen, mir einen Stuhl anzubieten, und als ich ihn italieniſch anredete, antwortete er mir ſpaniſch mit dem Titel Ussia, für den „Excellenz", den ich ihm allerdings gebührend gab. Er ſprach viel über Madrid und beklagte ſich über den Geſandten Mocenigo, der, anſtatt über Barcellona nach Paris zu gehen, wie er es ihm doch verſprochen hatte, ſeinen Weg über Bordeaux genommen hatte. Ich

glaubte den Geſandten damit entſchuldigen zu können, daß er auf dieſem Wege funfzig Lieues erſpart habe; allein er erwiderte mir blos, daß, ſein Wort zu halten', noch beſſer geweſen wäre. Hierauf fragte er mich, ob ich lange in Barcellona zu bleiben geſonnen ſey, und ich überraſchte ihn durch meine Antwort, daß ich ſo lange bleiben würde, als es mir hier gefiele.

So kann ich nur wünſchen, antwortete er, daß Sie ſich hier gefallen mögen; aber ich ſage Ihnen vorher, daß die Vergnügungen, die Ihnen mein Neffe Peralada gewähren kann, Ihnen in Barcellona keinen beſondern Ruf machen werden.

Da der Graf dies öffentlich und vor Andern ausſprach, ſo glaubte ich mich berechtigt, dem jungen Peralada dieſe Bemerkung ſelbſt bei Tiſche hinterbringen zu dürfen. Er war außer ſich vor Freuden darüber. Im rühmenden Tone erzählte er nun, daß er ſchon dreimal nach Madrid gereiſt ſey, allein immer vom Hofe die Weiſung erhalten habe, ſchleunigſt nach Catalonien zurückzukehren. Ich meinerſeits folgte jedoch dem Rathe des Grafen Riela und lehnte alle Luſtpartien, welche Peralada mir vorſchlug, und ſeine Abendeinladungen

entſchieden ab. Am fünften Tage erſchien ein Officier, der mich bei dem Generalcapitain zu Mittag einlud, eine Erſcheinung, die mir um ſo angenehmer war, da ich ſchon fürchtete, daß er meinen Verkehr mit der Nina in Valencia erfahren haben und mir deshalb nicht gewogen ſeyn möchte. Bei Tiſche wandte er mehrmals die Rede an mich, jedoch immer ſehr ernſthaft und ohne zu irgend einem Spaß Gelegenheit zu geben.

Acht Tage waren zu meinem Erſtaunen vergangen, ohne daß die Nina mir geſchrieben hatte zu kommen, bis ich endlich ein Billet von ihr erhielt, worin ſie mich einlud, mich um zehn Uhr Abends zu Fuß und ohne Bedienten bei ihr einzuſtellen. Ich war nicht verliebt in ſie und es wäre daher klüger geweſen, nicht zu ihr zu gehen. Hätte ich dies gethan, ſo hätte ich mich wie ein vorſichtiger und verſtändiger Menſch benommen und dem Grafen Riela einen Beweis der Achtung gegeben, den er von mir verlangen konnte; allein noch war ich keins von beiden. Ich war in meinem Leben noch nicht unglücklich genug geweſen, um es ſchon dahin gebracht zu haben. Während der verfloſſenen acht Tage hatte ich die Nina faſt

täglich im Theater geſehen, allein ich hatte ſie nie gegrüßt.

Zur beſtimmten Stunde begab ich mich allein und im Ueberrock, blos mit meinem Degen bewaffnet, zu ihr. Sie hatte ihre Schweſter, die funfzehn bis ſechszehn Jahre älter als ſie und die Frau eines Grotesktänzers war, den man Squizza (italieniſch Schizza) nannte, weil er faſt gar keine Naſe hatte, bei ſich, und hatte ſo eben mit dem Generalcapitain zu Abend gegeſſen, der zu ſeiner gewohnten Stunde, um dreiviertel auf zehn, pünktlich von ihr aufgebrochen war. Sie bezeigte mir ihre Freude darüber, daß ich zu ihm eingeladen worden war, da ſie ſelbſt zuerſt mit ihm von mir geſprochen und unter andern löblichen Dingen auch der guten Geſellſchaft erwähnt hatte, die ich ihr acht oder zehn Tage lang in Valencia geleiſtet haben ſollte. Herrlich, meine Beſte, entgegnete ich ihr; allein ich dächte, Sie ließen mich nicht mehr zu ſolchen ungewöhnlichen Stunden zu ſich kommen.

Es geſchieht, um den Nachbarn nicht Gelegenheit zur Nachrede zu geben.

Gerade dadurch geben Sie ihnen ja Gelegen=

heit und füllen den Kopf des Grafen unnöthig mit Argwohn an.

Es iſt unmöglich, er kann nichts davon erfahren.

Gegen Mitternacht und nach einer Unterhaltung, die man ſich nicht anſtändiger denken kann, verließ ich ſie wieder. Die Schweſter hatte uns, ohne gerade ſehr gewiſſenhaft zu ſeyn, keinen Augenblick allein gelaſſen, und Nina ſagte oder that in ihrer Gegenwart nichts, was ihr über unſere Vertraulichkeit in Valencia Licht geben konnte. Die folgenden Tage ging ich um dieſelbe Zeit zu Nina; es machte ihr Vergnügen, ſie bat mich darum, und es fiel nichts unter uns vor, was dem Grafen hätte mißfallen können, wenn er es wieder erfuhr. So ſetzte ich meine Beſuche ruhig fort und fürchtete nichts. Allein folgender Vorfall hätte mich doch vermögen ſollen, dieſe Beſuche einzuſtellen.

Eines Mittags, als ich vor der Stadt allein ſpaziren ging, redete mich ein Officier von der walloniſchen Garde an, indem er mich höflich um Verzeihung bat, wenn er ohne allen Anſpruch auf meine Freundſchaft mit mir über eine Sache ſpräche,

die mich ſehr intereſſiren müſſe, obgleich ſie ihn auf keine Weiſe etwas angehe.

Reden Sie, mein Herr, antwortete ich; ich kann das, was Sie die Güte haben wollen mir zu ſagen, unter dieſen Umſtänden nur dankbar aufnehmen.

Wohlan denn. Sie ſind hier fremd, kennen vielleicht weder das Local, noch die ſpaniſchen Sitten, und wiſſen daher nicht, wie viel Sie wagen, wenn Sie alle Abende, ſobald der Graf weg iſt, zur Nina gehen.

Was kann ich dabei wagen? Ich wette, daß der Graf es weiß und nichts dagegen auszuſetzen findet.

Es iſt nur zu gewiß, daß er es weiß; allein er thut gegen die Nina, als wenn er nichts wüßte, denn er fürchtet ſie eben ſo ſehr, als er ſie liebt. Wenn ſie Ihnen nichts davon ſagt, ſo hat ſie Sie oder er ſeine Geliebte betrogen; denn es iſt unmöglich, zu lieben, ohne eiferſüchtig zu ſeyn. Folgen Sie daher meinem Rath und glauben Sie mir. Gehen Sie nicht mehr zu ihr.

Ich danke Ihnen, aber Ihrem Rathe kann ich nicht folgen. Dies wäre eine grobe Unart von

mir gegen eine Frau, die mich wohl aufnimmt, und die meine Geſellſchaft liebt, wie ich die ihrige. Nur wenn ſie es mir befiehlt, oder wenn der Graf mir ſagen läßt, daß meine Beſuche bei ihr ihm unangenehm ſind, werde ich dieſe einſtellen.

Das wird nie geſchehen; er würde ſich dadurch zu erniedrigen meinen.

Der brave Officier erzählte mir hierauf ausführlich alle Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Gouverneur ſchon habe zu Schulden kommen laſſen, ſeitdem er in dieſe Frau verliebt ſey, die mit ihm mache, was ſie wolle. Viele waren um ihretwillen aus Amt und Brot fortgeſchickt, Andere verbannt, noch Andere unter nichtigen Vorwänden eingekerkert worden. Mit einem Wort, ſo ſchloß er, dieſer Mann, der in ſeiner hohen Stellung, bevor er dieſe Meſſaline kennen lernte, ein Muſter der Gerechtigkeit und ein Spiegel der Tugend war, iſt durch dieſe Verbindung ungerecht, auffahrend, verblendet und aller Welt zum Aergerniß geworden.

Dieſe Erzählung hätte meinen Entſchluß erſchüttern ſollen; allein keinesweges. Aus Artigkeit ſagte ich ihm zwar beim Abſchied, ich wolle

meine Beſuche nach und nach einſtellen, ohne daß ich jedoch den Willen dazu hatte. Als ich ihn fragte, wie er erfahren habe, daß ich zur Nina gehe, antwortete er mir lachend, daß dies das allgemeine Geſpräch in allen Kaffeehäuſern ſey. Denſelben Abend war ich noch bei ihr und erwähnte von dieſem Vorfalle kein Wort gegen ſie. Wie das zuging, iſt mir jetzt unbegreiflich, denn ich war weder verliebt in ſie, noch beſonders neugierig.

Den 14. November, als ich zu der gewöhnlichen Stunde bei ihr eintrat, ſah ich einen Menſchen in ihrem Zimmer, der ihr Miniaturgemälde zeigte. Ich ſehe ihn an und erkenne den ruchloſen Genueſer Paſſano oder Pogomas. Das Blut ſtieg mir zu Kopf, allein ich bezwang mich. Ich nahm Nina bei der Hand und führte ſie in das anſtoßende Zimmer, wo ich von ihr verlangte, daß ſie dieſen Schurken auf der Stelle entferne, widrigenfalls ſie mich nie wiederſehen würde.

Er iſt ja ein Maler.

Das weiß ich; allein ich kenne ihn und will Ihnen nachher alles offenbaren. Schicken Sie ihn den Augenblick weg, oder ich gehe.

Sie ruft ihre Schweſter und trägt ihr auf, den

Maler fortzuſchicken und ihm zu verbieten, je wiederzukommen. Dies geſchah. Die Schweſter ſagte uns nachher, daß ſie ihn beim Weggehen habe ausrufen hören: das ſolle mich gereuen. Ich blieb eine Stunde bei der Nina und unterhielt ſie lange von der Urſache meines Zorns gegen dieſen abſcheulichen Menſchen.

Am folgenden Tage, den 15. November, war ich zur gewohnten Stunde wieder bei ihr und brachte zwei Stunden in fröhlicher Unterhaltung mit ihr zu, während welcher die Frau des Squizza immer gegenwärtig war. Es ſchlägt Mitternacht und ich nehme Abſchied. Die Hausthür führte auf eine Säulenhalle hinaus, die ſich bis ans Ende der Straße hinzog. Kaum habe ich in dieſer zwanzig Schritte gemacht, ſo ſehe ich mich bei ſtockdunkler Nacht von zwei Menſchen angefallen. Ich ſpringe ſchnell zurück, ziehe meinen Degen, indem ich Mörder! rufe, und führe einen heftigen Stoß gegen meinen nächſten Feind; hierauf ſpringe ich über die kleine Bruſtwehr, welche die Arcade begrenzte, auf die Mitte der Straße hinaus. Zu gleicher Zeit fällt ein Schuß aus einer Flinte oder einem Piſtol, und ich fliehe in vollem Laufe da-

von. Auf halbem Wege falle ich, raffe mich wieder auf, vergeſſe jedoch meinen Hut, und erreiche ſo, ohne Hut, mit bloßem Degen in der Hand, nicht wiſſend, ob ich verwundet ſey oder nicht, athemlos meinen Gaſthof, wo ich im Gaſtzimmer meinen Wirth treffe, und ihm den zur Hälfte mit Blut überzogenen Degen überreiche. Ich erzähle dem guten Alten mein Abenteuer und überzeuge mich zugleich, daß der Schuß gefehlt hat, allein ich finde meinen Rock dicht unter der Achſel von zwei Kugeln durchbohrt.

Ich gehe zu Bett, ſagte ich zu ihm, und laſſe Ihnen dieſen Rock. Morgen früh kommen Sie mit mir als Zeuge, bei dem betreffenden Richter, dieſen Mordanfall anzuzeigen. Habe ich Jemanden getödtet, ſo ſoll man wenigſtens ſehen, daß dies nur als Nothwehr geſchah und bei der Vertheidigung meines eigenen Lebens.

Ich glaube, erwiderte der Wirth, es wäre beſſer, Sie verließen auf der Stelle Barcellona.

Sie glauben alſo, die Sache ſey anders, als ich Sie Ihnen erzählt habe?

Ich glaube alles, was Sie ſagen; und dennoch — reiſen Sie, denn ich ſehe, woher dieſer

Schlag kommt, und Gott weiß, was Ihnen noch bevorſteht.

Nichts. Was kann mir geſchehen? Ja, wenn ich die Stadt verließe, dann nur könnte man mich für ſchuldig halten. Heben Sie alſo meinen Degen und dieſen Mantel auf; es iſt klar, man hat mich ermorden wollen, und an den Meuchelmörder iſt es nun allein, ſich zu fürchten.

Hierauf lege ich mich nieder und ſchlafe bis ſieben Uhr, wo ich durch ein Pochen an meiner Thür geweckt werde. Ich öffne und der Wirth tritt mit einem Officier herein. Geben Sie mir Ihre Papiere heraus, redet dieſer mich an; kleiden Sie ſich an und folgen Sie mir. Wenn Sie Widerſtand leiſten, muß ich meine Leute kommen laſſen.

Auf weſſen Befehl, frage ich zurück, fodern Sie meine Papiere?

Auf Befehl der Regierung. Sie werden ſie wieder erhalten, wenn ſich nichts Verdächtiges darunter vorfindet.

Und wohin ſoll ich Ihnen folgen?

In die Citadelle.

Ich öffne meinen Koffer, den der Menſch mit

Erſtaunen zu zwei Drittheilen mit Schreibereien angefüllt ſieht. Ich nehme Kleider und Wäſche heraus, die ich dem Wirth übergebe, und überlaſſe dem Andern den Koffer, indem ich ihm den Schlüſſel überreiche. Hierauf fodert er mich auf, in einen Mantelſack zu thun, was ich für die Nacht nöthig haben möchte, und befiehlt dem Wirth, mir ein Bett nachzuſchicken. Auf die Frage, ob ich noch Papiere in meiner Taſche habe, antworte ich Nein, und zeige ihm meine Päſſe, welche ſich hier befanden. Mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln erwiderte er, daß gerade meine Päſſe es wären, was man ſuche. Meine Päſſe ſind heilig, erwidere ich; ich gebe ſie nur dem Generalgouverneur heraus, wenn man mir nicht zuvor das Leben nimmt. Haben Sie Achtung vor Ihrem Könige: hier iſt ſein Paß; hier iſt der des Grafen Aranda und hier der des venetianiſchen Geſandten. Alle drei befehlen Ihnen, mich zu reſpectiren, und Sie bekommen dieſe Papiere nicht eher, als bis Sie meine Arme und Beine zuſammenbinden laſſen.

Mäßigen Sie ſich. Indem Sie mir dieſe Papiere ausliefern, iſt es eben ſo gut, als übergäben Sie dieſelben Seiner Excellenz; weigern Sie

ſich, ſo werde ich Ihnen zwar nicht Arme und Beine binden laſſen, allein ich muß Sie nach dem Juſtizpalaſte führen, wo man Sie nöthigen wird, Sie öffentlich herauszugeben. Händigen Sie ſie mir daher lieber aus; ich werde Ihnen Quittung geben. —

Der Wirth redete mir zu, nachzugeben, da ich dabei nichts verlieren und meine Päſſe mir nur günſtig ſeyn könnten. Ich ließ mich überreden, und der Officier gab mir einen Empfangſchein, den ich in die Brieftaſche ſteckte, die er mir aus Gnade ließ. So verließ ich mit ihm den Gaſthof, indem ſeine Sbirren uns von fern folgten. Ich dachte an Madrid und fand mich wenigſtens menſchlich behandelt. Der Officier hatte mir geſagt, daß ich mir im Gaſthofe zu eſſen beſtellen könnte, und ſo gab ich denn Befehl für mein Mittag- und Abendeſſen. Der Wirth borgte mir einen Mantel, da ich den meinigen, der an zwei Stellen durchbohrt und zerriſſen war, nicht mitnehmen wollte. Unterweges erzählte ich dem Chef der Sbirren mein mitternächtliches Abenteuer. Er hörte mir aufmerkſam zu, ohne jedoch ein Wort darauf zu antworten.

In der Citadelle überwies er mich einem Officier der Beſatzung, der mich in ein Zimmer des erſten Stockwerks führte, das ich ohne Meubeln, ſo wie ohne Gitter an den Fenſtern, welche auf den Platz hinausgingen, fand. Ein Soldat verſchloß die Thür. Einen Augenblick darauf brachte ein anderer Soldat meinen Nachtſack, und eine Viertelſtunde nachher kam ein treffliches Bett mit drei Decken, denn den 16. November war die Kälte ſchon merklich. Ich blieb allein und verſank in Nachdenken und Betrachtungen.

Wie komme ich in dies Gefängniß? fragte ich mich. Was kann dieſe Haft mit meinem nächtlichen Abenteuer gemein haben? Nichts in der Welt! Man glaubt meine Papiere aus Gründen, die ich bei meiner Unſchuld nicht errathen kann, unterſuchen zu müſſen, und ſchickt mich, ſo lange bis dies geſchehen iſt, in eine anſtändige Haft. Ich finde das in der Ordnung. Anders iſt es mit dem nächtlichen Mordanfall, der hiermit nichts zu thun hat. Doch ſelbſt wenn der von mir Verwundete geſtorben wäre — was könnte ich zu fürchten haben? Der Rath meines Wirthes zeigt mir zwar, wie groß meine Gefahr ſey, wenn die Mörder von irgend einem

Mächtigen Befehl zu dieſem Anfalle hatten. Er kann Recht haben, doch ich durfte das nicht vorausſetzen. Hätte ich vielleicht beſſer gethan, ſeinem Rathe zu folgen und die Stadt zu verlaſſen? Nein; denn nach dieſem Vorfalle würde man mich verfolgt, wieder ergriffen und nur in ein um ſo härteres Gefängniß geworfen haben. Das jezzige iſt erträglich; drei oder vier Tage genügen, meine Papiere zu unterſuchen; man wird mir ſie und mit ihnen die Freiheit wiedergeben, da man mich zu achten genöthigt iſt. Der Mordanfall kann nicht auf Befehl deſſen geſchehen ſeyn, der allein in Barcellona dergleichen gebieten kann, da man mich in dieſem Falle jetzt nicht mit ſo viel Milde behandeln würde. Käme er dennoch von ihm, ſo muß er jetzt wiſſen, daß der Streich verfehlt iſt, und meine Verhaftung wäre fürwahr kein geeignetes Mittel, dergleichen wieder gut zu machen. Soll ich an Nina ſchreiben? Und darf ich hier überhaupt ſchreiben? —

Während ich mich in dieſe Betrachtungen, auf meinem Bette ausgeſtreckt — denn einen Stuhl hatte ich nicht — vertiefte, ohne zu einem Entſchluſſe kommen zu können, vernahm ich ein Ge-

räuſch auf dem Platze und öffnete das Fenſter, um zu ſehen, was es ſey. Voller Erſtaunen erblicke ich den Verräther Paſſano, den ein Unterofficier und zwei Soldaten in ein Zimmer im untern Stock, zwanzig Schritte von mir, hineinführen. Der Schurke blickte zu mir herauf und lachte, als er mich gewahr ward. Bei dieſer Erſcheinung wußte ich nicht mehr, was ich denken, was ich ſchließen ſollte. Er hatte gegen die Schweſter der Nina geäußert, es ſolle mich reuen, ihn fortgeſchickt zu haben; er alſo war mein Verleumder, mein Ankläger, und man hatte ihn, wie es ſchien, verhaftet, um ihn zu nöthigen, für ſeine Anklage einzuſtehen. Das war alles, was ich mir denken konnte.

Man brachte mir ein köſtliches Mittageſſen, und durch Vermittelung eines pezzo duro (gerade hundert franzöſiſche Sous werth) erhielt ich nun auch einen Tiſch und einen Stuhl. Derſelbe Soldat, der mir dieſe verſchaffte, beſorgte mir auch Papier und Bleiſtift, ſo viel ich wollte; Federn oder Dinte waren ohne die Erlaubniß des Officiers verboten. Auch Licht und einen Leuchter erhielt ich durch ihn, und ſo brachte ich meine

Zeit mit geometriſchen Rechnungen leidlich genug hin. Ich ließ ihn mit mir zu Abend eſſen, und er verſprach mir, mich am andern Morgen einem ſeiner Kameraden zu empfehlen, der mich treulich bedienen würde. Die Wache wurde um elf Uhr abgelöſt; meine Haft war mild, und wenn ſie mir auch theuer genug zu ſtehen kam, ſo hatte ich in meiner Börſe gegen 300 Dublonen und kümmerte mich nicht ſehr darum. Ueberdies erwartete ich in jedem Augenblick, ſie enden zu ſehen.

Am Morgen des vierten Tages erſchien jedoch ein Officier in meinem Zimmer und kündigte mir mit niedergeſchlagener Miene an, er bringe eine ſchlechte Botſchaft. Darauf war ich an dieſem Orte nicht gefaßt. Was giebt es Neues, mein Herr? fragte ich ihn.

Ich habe Befehl, Sie in den Thurm zu führen. —

Mich? frage ich.

Sie ſelbſt.

So hat man mich denn großer Verbrechen ſchuldig gefunden? Wohlan, gehen wir!

Hierauf befiehlt er zwei Soldaten, alles, was ſich im Zimmer befände, nach dem Thurm zu

ſchaffen, während zwei andere mit einem Unterofficier mich zu dem kaum hundert Schritte entfernten Thurme führen. Es regnete in Güſſen; ich ſah ein rundes kellerartiges Gefängniß vor mir, mit Steinen gepflaſtert und in der Höhe mit fünf oder ſechs zwei Zoll breiten Spalten, durch die ein ſpärliches Licht eindrang, erhellt. Der Officier kündigte mir an, ich möchte, was ich den ganzen Tag über eſſen wollte, auf einmal beſtellen, denn zu Abend werde Niemand in das Gefängniß eingelaſſen. Dieſem, glaube ich, gab er den Namen Calabozo.

Und wer wird mir Licht bringen? fragte ich.

Halten Sie ſich eine Lampe, die den ganzen Tag brennt; das muß Ihnen genug ſeyn, denn Bücher ſind hier nicht erlaubt. Wenn man Ihnen das Mittageſſen bringt, wird ſich der Officier der Wache überzeugen, ob in den Hühnern und in den Paſteten keine Briefe verſteckt ſind; denn hier iſt es weder erlaubt, Briefe zu ſchreiben, noch zu empfangen.

Hat man Ihnen dieſe Befehle ausdrücklich für mich gegeben?

Nein, es iſt hier allgemeine Vorſchrift und

der Gebrauch des Orts. Eine Schildwache an Ihrer Thür, mit der Sie reden können, wird Sie bewachen.

Die Thür iſt alſo offen?

Keinesweges.

Und was die Reinlichkeit betrifft —

So bringt der Officier, der Ihnen das Eſſen beſorgt, einen Soldaten mit, der für eine Kleinigkeit Ihr Bett macht, und hinausträgt, was Sie beläſtigt.

Kann ich mit Bleiſtift architektoniſche Plane zeichnen?

So viel Sie wollen.

Befehlen Sie alſo, daß man mir Papier bringt; hier iſt Geld.

Das will ich thun und will es auch dem Officier hinterlaſſen, der nach mir die Wache hat.

Sobald er ſah, daß alle meine Sachen aus der Caſerne herübergeſchafft waren, ging er betrübt hinweg, indem er mir Muth zuſprach und mir rieth, Geduld zu haben, als wenn es von mir abgehangen hätte, keine zu haben. Hierauf verſchloß er ſelbſt die Thür, hinter deren viereckigem

Gitterfenſter ich einen Soldaten auf ſeinem Poſten erblickte.

Der Officier, der zu Mittag bei mir erſchien, brachte mir Papier und zerlegte mein Huhn. Er ſteckte die Gabel in alle Schüſſeln, um zu ſehen, ob nicht Briefe unter den Saucen verborgen lägen. Das Eſſen reichte für ſechs Perſonen hin; ich fragte ihn daher, ob er mir die Ehre erzeigen wolle, mit mir zu eſſen; allein er entſchuldigte ſich damit, daß dies hier durchaus verboten ſey, und lehnte meine Bitte um die Zeitung auf eben die Art ab. Die Soldaten, welche mich bewachten, waren glücklicher; ich reichte ihnen trefflichen Wein und gab ihnen zu eſſen vollauf. Sehr neugierig war ich, zu erfahren, ob ich hier eigentlich auf meine Koſten lebe, oder ob die Nina für mich bezahle; doch es war nicht leicht, dies zu ermitteln, da der Aufwärter aus dem Gaſthofe das Eſſen in der Hauptwache zurücklaſſen mußte.

So ſchrieb ich denn hier in 42 Tagen mit Bleiſtift und ohne alle Bücher die Widerlegung der bekannten Geſchichte von Venedig, von Amelot de la Houſſaye, indem ich nur die Citate offen ließ, um dieſe auszufüllen, wenn ich das Buch ſelbſt

vor Augen haben würde. Was mich jedoch eines Tages in nicht geringes Erſtaunen ſetzte und mich faſt zum Lachen nöthigte, war ein Soldat, den ich als Schildwache an meiner Thür erblickte. Die Sache ſchien faſt unmöglich; doch hier iſt die Begebenheit ſelbſt.

Zur Zeit, als ich mich in Warſchau aufhielt, traf dort ein Italiener, Namens Tadini, mit Empfehlungsbriefen an Tomatis und an mich ein. Er gab ſich für einen Augenarzt aus; die Dame, die ihn mir empfohlen hatte, eine Schauſpielerin aus Dresden, kündigte ihn mir als ſolchen an. Tomatis bat ihn zuweilen zum Eſſen, und ich, der ich nicht reich war, wie er, konnte ihm nur ſchöne Worte und eine Taſſe Kaffee reichen, wenn er gerade zur Frühſtückſtunde bei mir erſchien. Er erzählte Jedermann von ſeinen Operationen, ſchimpfte auf den Augenarzt, der ſeit zwanzig Jahren in Warſchau wohnte, und behauptete, er verſtehe keinen Staar zu operiren, während der Andere ihn einen Charlatan nannte, der nicht einmal wiſſe, wie das Auge gebildet ſey. Tadini bat mich, ihn einer Dame zu empfehlen, bei der der Staar, welchen der Andere ihr operirt, ſich wieder eingeſtellt

hatte, ſo daß ſie auf dem ganz bedeckten Auge völlig blind war; dennoch ſah ſie alles, was ſie zu ſehen hatte, mit dem andern. Ich antwortete Tadini, ich könne mich nicht darein miſchen, worauf er mir entgegnete, er habe ſich bereits auf mich berufen, als auf Jemand, der für ihn bürgen könne.

Daran haben Sie nicht wohl gethan, erwiderte ich ihm; denn ich würde in dieſer Sache für den Allergeſchickteſten nicht einſtehen, und von Ihnen weiß ich nichts. In Ihrem Berufe ſollten Sie von Niemand Empfehlung bedürfen und aller Welt zurufen: Operibus credite! Das muß Ihre Deviſe ſeyn.

Tadini, gereizt durch mein Raiſonnement, zeigte mir eine Menge Certificate, die ich vielleicht durchgeleſen haben würde, wenn nicht gleich das erſte, das mir in die Hände fiel, urbi et orbi hätte weiß machen wollen, daß Herr Tadini die Augengicht geheilt habe. Darauf fange ich an zu lachen und bitte ihn, mich zu verlaſſen. Einige Tage darauf treffe ich ihn an der Tafel jener Dame, der der Staar das ganze linke Auge bedeckte. Ich begrüße mich freundlich mit ihm und

laſſe ihn reden, mit der Abſicht jedoch, die Dame bei Zeit und Gelegenheit zu warnen, ſich ihm nicht anzuvertrauen. Sie ſchien faſt entſchloſſen dazu; allein da er ſich auf mich berufen, ſo hatte ſie gewünſcht, daß ich einer Berathſchlagung zwiſchen ihm und dem andern Augenarzte, der beim Nachtiſche eintrat, beiwohnen möchte. Ich freute mich auf den Wettkampf zwiſchen dieſen beiden Profeſſoren, von dem ich mir großes Vergnügen verſprach. Der alte Augenarzt, ein Deutſcher, der jedoch gut franzöſiſch ſprach, griff Tadini lateiniſch an; dieſer unterbrach ihn jedoch und behauptete, die Dame müſſe verſtehen, was unter ihnen verhandelt würde, und ich gab ihm hierin Recht. Tadini aber verſtand kein Wort Lateiniſch.

Der deutſche Augenarzt fing nun damit an, einzuräumen, daß die Ausziehung des Staars den Patienten allerdings davor ſichere, daß die Haut ſich nicht wieder bilde; zugleich aber behauptete er auch, daß die Operation nicht minder gefahrlos und der Leidende keinesweges vor dem völligen Erblinden ſicher ſey, und dies vermöge des Verluſtes der kryſtalliniſchen Feuchtigkeit im Auge. Doch Tadini, anſtatt dies zu leugnen, denn die

Behauptung des Deutſchen war irrig, beging die Tollheit, aus ſeiner Taſche eine kleine Schachtel hervorzuziehen, in der er uns einige kleine Kugeln wie Linſen, hell polirt und von ſchönem Kryſtall, zeigte. Was iſt das? fragte der alte Profeſſor?

Das ſetze ich an die Stelle der kryſtalliniſchen Feuchtigkeit, antwortete Tadini, auf die Hornhaut des Auges.

Bei dieſen Worten fing der Deutſche ſo unmäßig an zu lachen und ſetzte dies ſo lange fort, daß er endlich die Dame ſelbſt zum Gelächter hinriß. Was mich betraf, ſo ſchämte ich mich, für den Beſchützer eines ſolchen unwiſſenden Thoren zu gelten, blickte ihn traurig an und ſagte kein Wort. Tadini nahm mein Verſtummen für ein Zeichen meiner Ueberzeugung, daß der Deutſche unrecht habe, und glaubte den Sturm dadurch zu beſchwören, daß er mich auffoderte, meine Meinung zu ſagen. Meine Meinung, begann ich hierauf, iſt die, daß zwiſchen dem Einſetzen eines Zahns und dem des Augenkryſtalls ein großer Unterſchied obwaltet, und daß Sie unrecht haben, zu glauben, man könne den letztern zwiſchen die Netzhaut

und die Hornhaut hineinſchieben, etwa wie Sie einen falſchen Zahn in das Zahnfleiſch hineindrücken.

Mein Herr, erwiderte Tadini, ich habe niemals falſche Zähne eingeſetzt.

Bei dieſen Worten erhob ſich der ungeſchliffene Ignorant und ging davon. Wir fuhren fort zu lachen und die Dame war bald dahin entſchieden, den gefährlichen Augenarzt nicht wieder zu ſehen. Doch der Deutſche war damit nicht zufrieden, den Betrüger in der Stille zu verachten; er hielt ihn wirklich für ſehr gefährlich, zeigte ihn bei der Facultät an, die ihn zu einem Examen über den Bau des Auges vorfoderte, und ließ einen ſpaßhaften Aufſatz über die Einfügung des Augenkryſtalls zwiſchen der Netzhaut und der Hornhaut in die Zeitungen rücken, indem er ſich dabei auf den nie geſehenen Augenarzt berief, der gegenwärtig zu Warſchau ſey, und der dieſe Operation mit derſelben Leichtigkeit verrichte, wie Andere einen Zahn einſetzen. Tadini ſchäumte vor Wuth, lauerte dem Deutſchen mit dem Degen in der Hand irgendwo auf und nöthigte ihn, in ein Haus zu flüchten. Hierauf ſchien er denſelben

Tag zu Fuß das Weite geſucht zu haben, denn er war in ſeine Wohnung nicht zurückgekehrt.

Jetzt urtheile der Leſer über mein Erſtaunen und die Luſt zu lachen, die mich anwandelte, als ich eines Tages an dem kleinen Fenſter des Calabozo, wo ich vor Langweile faſt verging, meinen Augenarzt Tadini in weißer Uniform, das Bajonnet auf ſeiner Flinte, erblicke! Ich habe nie ermitteln können, wer von uns Beiden der Ueberraſchteſte war; ich, der ich den Augenarzt als Schildwache vor meiner Gefängnißthür erblickte, oder er, indem er mich in dem Kerker eines Thurmes, ſeiner Bewachung anvertraut, wiederſah. Gewiß iſt es, daß er wie aus den Wolken fiel, als er mich trotz der Dunkelheit erkannte, und daß ihm die Sache lange nicht ſo lächerlich vorkam, als mir, der ich während ſeines zweiſtündigen Dienſtes faſt nichts that als lachen. Ich gab ihm gut zu eſſen und zu trinken, und ſchenkte ihm einen Thaler, indem ich ihm verſprach, daſſelbe jedesmal zu wiederholen, ſo oft er zu mir auf den Poſten käme; allein ich ſah ihn nur viermal wieder, denn man drängte ſich und intriguirte um den Poſten an meiner Thür. Tadini unterhielt

mich durch die Erzählung aller ſeiner Leiden und Unfälle während der drei Jahre, welche ſeit unſerer erſten Bekanntſchaft in Warſchau verfloſſen waren. Er war unterdeſſen in Krakau, Wien, München, Strasburg, Paris und Toulouſe geweſen und endlich nach Barcellona gekommen, wo die Geſetze Cataloniens vor ſeinem Rang als Augenarzt wenig Reſpect gehabt hatten. Ohne wirkſame Empfehlung, ohne irgend ein Diplom, das ſeinen Charakter verbürgt hätte, und ohne die Fähigkeit, ein Examen zu beſtehen, dem man ihn, und zwar in lateiniſcher Sprache, unterwerfen wollte, von der er behauptete, ſie habe nichts mit den Augenkrankheiten zu ſchaffen, ließ man ihn nicht lange ungeſtört in ſeinem Beruf, ſondern machte ihn zum Soldaten. Er vertraute mir jedoch, daß er entſchloſſen ſey, bei der erſten guten Gelegenheit davon zu laufen. Seit Warſchau, verſicherte er mich, rede er von ſeinen Kryſtalllinſen nicht mehr, ſo feſt er auch überzeugt ſey, daß ihre Anwendung gelingen müſſe. Niemals hatte er einen Verſuch damit gemacht, der doch, wo das Raiſonnement nicht ausreicht, ſo unerläß-

lich iſt. Ich habe nicht erfahren können, was ſpäter aus dem armen Teufel geworden iſt.

Am 28. December, am Tage des heiligen Innocenz, gerade ſechs Wochen nach meiner Verhaftung, erſchien der wachthabende Officier in meinem Kerker und befahl mir, mich anzukleiden und ihm zu folgen. Soll ich meine Freiheit erhalten? fragte ich ihn.

Ich weiß nicht, war die Antwort; ich ſoll Sie einem Gouvernements-Officier überweiſen, der in der Hauptwache Ihrer wartet.

Schnell kleide ich mich an, ſtecke alles, was ich finde, in meinen Mantelſack, laſſe dieſen zurück und folge dem Officier. Dieſer überliefert mich demſelben Beamten, der mich hierher geführt hat, und der mich nun zum Juſtizpalaſte begleitet, wo ein Kanzleibeamter mir meinen Koffer zeigt, die Schlüſſel dazu übergiebt und mir ſagt, alle meine Papiere ſeyen darin. Hierauf überreicht er mir meine drei Päſſe und ſagt, ſie wären gut.

Das wußte ich vorher, antworte ich ihm.

Man hatte ſtarke Gründe, das Gegentheil zu glauben. Sehen Sie ſelbſt.

Bei dieſen Worten zeigte er mir ein Papier

mit dem Datum Madrid den 23. December, und einen Namen, den ich vergeſſen habe, wodurch die Richtigkeit meiner Päſſe beſcheinigt wird. Ich las das Papier, gab es ihm wieder und dankte ihm. Euer Herrlichkeit, fuhr er fort, iſt in Hinſicht der Päſſe gerechtfertigt; allein ich habe Befehl, Ihnen anzuzeigen, daß Sie binnen drei Tagen Barcellona und binnen acht Tagen Catalonien zu verlaſſen haben. Wenn Sie wollen, können Sie jedoch nach Madrid gehen und dort Klage führen, wofern Sie ein Recht zu derſelben zu haben glauben.

Ich gehe nach Frankreich, erwiderte ich. Wollen Sie mir wohl den Befehl ſchriftlich geben, den Sie mir ſo eben andeuten?

Das iſt nicht nöthig. Ich bin der Gouvernementsſecretair Emanuel Badillo, und dieſer Herr wird Sie nach Santa Maria in daſſelbe Zimmer führen, von wo man Sie abgeholt hat. Alles, was Sie dort gelaſſen haben, werden Sie wiederfinden; Sie ſind frei und ich wünſche Ihnen wohl zu leben; morgen werde ich Ihnen Ihren Paß, von Sr. Excellenz und mir unterzeichnet, zuſchicken.

Hierauf gebe ich dem Officier in blauer Uni-

form Quittung über meine Päſſe, und wir gehen, von einem Diener begleitet, der meinen Koffer trug, nach Santa Maria. Unterweges leſe ich den Theaterzettel und nehme mir vor, Abends in die Oper zu gehen.

Der Wirth von Santa Maria empfängt mich mit freudiger Miene, läßt mir ſchnell Feuer machen, das ein kalter Nordwind ſehr wünſchenswerth machte, und betheuert mir, Niemand außer ihm ſey in meinem Zimmer geweſen. Zugleich überreichte er mir in Gegenwart des Officiers meinen vom Blute gereinigten Degen und meinen Ueberrock. Was mich überraſchte, war, auch den Hut hier wiederzufinden, den ich bei meiner Flucht verloren hatte. Nachdem meine Sachen aus dem Thurm angekommen waren, fragt mich der Officier, ob ich alles wieder erhalten zu haben bekennte, was mir zugehörte. Ich antwortete ihm bejahend.

So wünſche ich Ihnen eine glückliche Reiſe nach Frankreich oder Madrid. —

Dies, mein Leſer, iſt ein treuer Bericht dieſer ſeltſamen Geſchichte, wahr und genau in allen Umſtänden, wie ſie vielen noch lebenden Perſonen

bekannt ſind. Folgendes war der Schluß dieſes wunderlichen Abenteuers:

Ich beſtelle bei dem Wirthe mein Mittageſſen und verlaſſe das Haus mit dem Lohnbedienten, den Nina mir geſchickt hatte. Zunächſt begab ich mich nach der Poſt, um die an mich eingegangenen Briefe abzufodern, und fand daſelbſt fünf oder ſechs. Von neuem erſtaunte ich darüber, daß derſelbe Gouverneur, der ſich ſo ohne Weiteres der Perſon eines Unſchuldigen bemächtigt, es nicht gewagt hatte, die an ihn gerichteten Briefe von der Poſt abzufodern. Alle dieſe Schreiben waren alt und kamen aus Paris, Venedig, Warſchau und Madrid. Ich hatte keine Urſache, zu glauben, daß mir ein einziger Brief vorenthalten ſey.

Ich kehre nach dem Gaſthofe zurück, um meine Briefe gemächlich zu leſen und meinen Wirth über das zu befragen, was mich vor allem intereſſiren mußte. Zunächſt foderte ich meine Rechnung von ihm, und er erwiderte zu meinem Erſtaunen, ich ſey ihm nichts ſchuldig; zugleich zeigte er mir die quittirten Rechnungen für meinen Unterhalt vor meiner Verhaftung, und ſagte mir, wie man ihn durch denſelben Canal angewieſen habe,

habe, mir durchaus nichts für meine Beköſtigung im Gefängniß ſelbſt anzurechnen, ſo wenig wie für meinen nachherigen Aufenthalt.

Sie wußten alſo, wie lange ich im Thurme zu bleiben beſtimmt war?

Nichts wußte ich; man hat mich von Woche zu Woche bezahlt.

Wer, und durch wen?

Sie wiſſen es ja.

Haben Sie ſonſt irgend ein Billet für mich erhalten?

Nicht das geringſte.

Und der Lohnbediente?

Ich habe ihn bezahlt und verabſchiedet; doch nun habe ich keine weitern Befehle.

Der Menſch ſoll mich bis Perpignan begleiten.

So iſt es recht, verlaſſen Sie Spanien; denn in Madrid würden Sie doch kein Recht finden.

Was hat man von dem nächtlichen Anfalle auf mich in der Stadt geſagt?

Man behauptete, der Schuß, den man gehört habe, ſey von Ihnen gekommen, und Sie müßten den Degen in Ihrem eigenen Blute ge=

färbt haben, da man weder Jemandt todt, noch verwundet gefunden hat.

Das iſt ſpaßhaft. Und mein Hut?

Drei Tage nach dem Vorfall ſchickte man ihn mir zu; ich habe ihn nebſt Ihrem Degen und Mantel, wie Sie mir befahlen, den Morgen nach Ihrer Verhaftung dem Gouverneur zugeſandt.

Welche verworrene Geſchichte! Wußte man denn, daß ich in dem Thurme war?

Die ganze Stadt ſprach davon und führte zweierlei gute Gründe dafür an, den einen öffentlich, den andern ſagte man ſich ins Ohr. Oeffentlich hieß es, Ihre Päſſe ſeyen falſch befunden, und im Geheimen ſprach man davon, daß Sie jede Nacht zur Nina gingen. Umſonſt verſicherte ich aller Welt, Sie hätten nie außer meinem Hauſe geſchlafen; man glaubte mir nicht — Sie ſollten nun einmal zu ihr gehen. Nun aber ſehe ich wohl, daß Sie Recht hatten, nicht heimlich abzureiſen, wie ich Ihnen rieth, denn jetzt ſtehen Sie doch völlig gerechtfertigt da.

Ich will dieſen Abend in die Oper gehen, doch nicht ins Parterre. Laſſen Sie mir eine Loge miethen.

Von Herzen gern; nur darum bitte ich Sie, gehen Sie nicht mehr zur Nina.

Ich gehe nicht mehr zu ihr, verlaſſen Sie ſich darauf.

Gegen Mittag brachte mir ein junger Menſch, der Commis bei einem Banquier war, einen Brief, der mir eine neue Ueberraſchung gewährte. Ich öffne ihn und finde darin meine Wechſel, die ich auf Genua an Herrn Auguſtin Grimaldi della Pietra gezogen habe. Sein Brief war ganz kurz und beſtand aus folgenden treu überſetzten Worten:

„Paſſano will mich überreden, dieſe Wechſel nach Barcellona zu ſchicken und Sie verhaften zu laſſen. Ich ſchicke ſie Ihnen, um Ihnen ein Geſchenk damit zu machen, und Sie zu überzeugen, daß ich nicht dazu geſchaffen bin, die Noth eines vom Schickſal verfolgten Mannes zu vergrößern. Genua, den 30. November 1768.

So war denn dies der vierte Genueſer, der ſich gegen mich auf dieſe wahrhaft edelmüthige Art benahm. Sollte ich um dieſer vier ausgezeichneten Männer willen dem Genueſer Paſſano vergeben? Keineswegs; vielmehr mußte ich ſuchen, ſie von dieſem unwürdigen Landsmanne zu befreien.

Doch umſonſt verlangte ich danach, und erſt einige Jahre ſpäter hörte ich, daß dies Ungeheuer im tiefſten Elende zu Genua geſtorben ſey. Dieſer Brief Grimaldi's brachte mir in Erinnerung, mich danach zu erkundigen, wo der Elende jetzt ſey. Er war in der Caſerne verhaftet geblieben, bis man mich nach dem Thurm brachte; doch mir lag daran, zu wiſſen, wo er ſich nun befinde, ſey es, um ihn zu vernichten, wenn er damit umging, mir zu ſchaden, oder um wenigſtens gegen einen ſolchen Meuchelmörder auf meiner Huth zu ſeyn. Ich theilte meinen Wunſch dem Wirthe mit, der den Lohnbedienten beauftragte, ſich danach zu erkundigen. Folgendes erfuhr ich noch vor meiner Abreiſe von Barcellona, ohne je mehr darüber ermitteln zu können.

Ascanio Pogomas, denn ſo nannte er ſich hier, war gegen Ende Novembers aus der Haft entlaſſen und drei oder vier Tage darauf zu Schiffe nach Toulon gegangen. Noch denſelben Tag ſchrieb ich einen vier Seiten langen Brief an Grimaldi, der ihm meine Erkenntlichkeit in ſtarken Zügen ausdrückte. Ich war ihm durch meine Wechſel tauſend Zechinen ſchuldig geworden, deren Wieder=

bezahlung, wenn er dem Rathe des abſcheulichen Paſſano gefolgt wäre, mich in große Verlegenheit geſtürzt haben würde. Am Abend gab ein neues Ereigniß ganz Barcellona zu reden.

Zwei Stunden vor Anfang der Oper nämlich änderte man plötzlich die Anſchlagzettel und zeigte an, daß von heute bis zum zweiten Neujahrstage, wegen Unpäßlichkeit der beiden Hauptſänger, nicht geſpielt werden würde. Dieſer Befehl konnte nur unmittelbar von dem Vicekönige ausgehen; ſo nannte man ihn in Barcellona, weil man behauptete, Catalonien ſey ein Königreich und keine Provinz. Ich nahm dieſe Veränderung, jedoch ohne ein Wort darüber zu ſagen, auf meine Rechnung, und beſchloß zugleich, ſo lange ich in Barcellona bliebe, gar nicht mehr auszugehen. Auf dieſe Weiſe beſchämte ich Riela wegen ſeiner Tyrannei und wegen der Verirrungen und Grauſamkeiten, zu denen eine unſelige Liebe dieſen früher ſo rechtlichen Mann verleitet hatte.

Petrarca ſagt:

Amor che fà gentile un cor vilano.

Allein bei Riela hatte die Liebe das Gegentheil gethan; ſie hatte ſein ſonſt redliches Herz verdorben.

Auch an die Verrätherin Nina, deren ſchwarzes Gemüth ich gleich am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft in Valencia durchſchaut hatte, ſchrieb ich nicht mehr. Ich ließ es mir gefallen, daß ſie ſich rühmte, mich unterhalten zu haben; es war darum doch nicht minder wahr, daß ſie mich in einen Abgrund geſtürzt hatte, in dem ich füglich mein Leben einbüßen konnte. Der Leſer wird vier Monate ſpäter noch etwas mehr über dieſe ſeltſame Geſchichte hören.

Ich würde noch denſelben Tag Barcellona verlaſſen haben, wenn ſich nicht ein wenig Aberglaube von meiner Seite dieſer Eil widerſetzt hätte. Ich wollte Spanien gerade an dem letzten Tage des verhängnißvollen Jahres verlaſſen, das ich darin zugebracht hatte. Daher blieb ich noch drei Tage hier und ſchrieb während derſelben wohl dreißig Briefe an alle meine nächſten Bekannten. Don Miguel de Cevallos und Don Diego de la Secada, ſo wie der Graf Peralada, beſuchten mich, ohne ſich jedoch je zuſammen zu treffen. Dieſer Secada war der Oheim der Gräfin B., welche ich in Mailand gekannt hatte. Alle drei erzählten mir einſtimmig einen Umſtand, der an Son-

derbarkeit dieſer ganzen Geſchichte glich. Den 26. dieſes Monats, alſo zwei Tage vor meiner Entlaſſung aus dem Gefängniſſe, fragte der Abbé Marquiſio, Geſchäftsträger des Herzogs von Modena, den Grafen Riela in Gegenwart vieler Zeugen, ob er mich beſuchen dürfe, um mir einen Brief zu überbringen, den er Niemand anders übergeben dürfe, und den er, da er morgen nach Madrid reiſen würde, ungern zurückbehielt. Doch die ganze Geſellſchaft wunderte ſich, den Grafen auf dieſe Frage des Abbé's gar nicht antworten zu ſehen; und ſo reiſte dieſer wirklich den Tag vor meiner Freilaſſung nach Madrid ab. Dahin ſchrieb ich an ihn, obgleich ich ihn gar nicht kannte; allein ich erhielt keine Antwort, und nie habe ich erfahren können, welche Bewandtniß es mit dieſem Briefe hatte, den er mir eigenhändig zuzuſtellen beauftragt war.

Alles in dieſer Geſchichte trug, wie dieſer Umſtand, den Stempel des Geheimnißvollen und Unbegreiflichen an ſich und bewies mir, daß ich dabei nur der Spielball der Tyrannei des eiferſüchtigen Riela war, dem die Verrätherin Nina zum Spaß weiß gemacht hatte, ich ſey ihr Liebhaber und durch ſie beglückt worden. Die Sendung mei-

ner Päſſe nach Madrid war nichts als ein leerer Vorwand; denn in acht bis zehn Tagen hätte man ſie hinſchicken und wieder zurück bekommen können, vorausgeſetzt ſelbſt, daß Jemand mich angeklagt hätte, ſie nachgemacht zu haben. Dieſe Verleumdung konnte allerdings das Werk des Pogomas ſeyn, wenn ich hätte vermuthen können, daß er mich im Beſitze eines Paſſes des Königs wußte, welchen ich allerdings nicht ohne eine Beſcheinigung des venetianiſchen Geſandten erlangen konnte. Möglich war es, daß der Elende geäußert hatte, es ſey undenkbar, daß ich einen ſolchen Paß beſitze, weil ich bei den Staatsinquiſitoren in Ungnade ſey. Dennoch hatte ich ihn wirklich erhalten und zwar auf folgende Weiſe.

Als ich zu Ende Auguſt die reizende Donna Ignazia und Madrid zu verlaſſen beſchloß, bat ich den Grafen Aranda um einen Paß, erhielt jedoch von dieſem zur Antwort, daß ich mir zuvor einen ſolchen von meinem Geſandten verſchaffen müſſe, der mir ihn nicht verweigern könne. Hiermit zufrieden, begebe ich mich in das Hotel Querini's, der jedoch abweſend und gerade in San Ildefonſo war. Ich ſagte dem Portier, daß ich mit dem

Geſandtſchaftsſecretair Olivieri zu ſprechen habe; er meldet mich und der Narr will mich nicht anneh- men. Hierauf ſchreibe ich ihm am folgenden Tage, daß ich nicht zu ihm gekommen wäre, um ihm meine Aufwartung zu machen, ſondern die Ge- ſandtſchaft um einen Paß zu bitten, den man mir nicht verweigern könne. Zugleich ſchreibe ich ihm meinen Namen und die unbedeutende Eigenſchaft als Doctor der Rechte auf, und bitte ihn, den Paß bei ſeinem Portier abzugeben, wo ich ihn morgen abholen wollte. Den folgenden Morgen zeigte mir der Portier mündlich an, daß der Ge- ſandte den Befehl zurückgelaſſen habe, mir keinen Paß zu ertheilen.

Augenblicklich ſchreibe ich an den Marquis Grimaldi nach San Ildefonſo und zugleich an den Herzog von Loſada, und bitte ſie, den Geſandten zu bewegen, mir einen Paß zu ſchicken, widrigen- falls ich die ſchmachvollen Urſachen, die mir die Ungnade ſeines Oheims zugezogen hätten, bekannt machen würde. Ich weiß nicht, ob der Herzog und der Marquis meine Briefe Querini zeigten, wohl aber, daß ſein Secretair Olivieri mir am fol- genden Tage den Paß ſchickte, den Donna Igna-

zia mir überreichte. Ich ſehe ihn an und finde meinen Namen ohne irgend einen Titel darin, etwas, das in Spanien, wo man nur den Bedienten den Namen „Don" verweigert, ſehr auffällt, und eben ſo iſt, als wenn man bei uns das Signor und in Frankreich das Monsieur unterdrückt. Glühend vor Zorn über dieſe neue Beſchimpfung, ſchreibe ich an Don Domingo Varneri, der gerade Dienſt bei Hofe hatte, und ſchicke ihm mein Diplom als Protonotar der apoſtoliſchen Kammer, worin ich als Ritter vom goldenen Sporn und Doctor der Rechte bezeichnet war. Zugleich lege ich den beleidigenden Paß bei und bitte ihn, meine Klagen vor den Marquis Grimaldi zu bringen, wenn der Geſandte fortführe, mich zu beſchimpfen. Drei Tage nachher ſchickt er mir mein Diplom zurück und ſagt mir, daß er nicht nöthig gehabt habe, mit dem Miniſter davon zu ſprechen, der ſich von ſeinem Irrthume ſogleich überzeugt, als er mein Diplom geſehen habe, das ihm unbekannt geweſen ſey. Sein Secretair, ſchloß er, würde mir den Paß ſchicken, wie ich ihn fodern dürfe, und auf dieſen würde mir der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten den königlichen Paß

ohne Schwierigkeit ertheilen. Am andern Morgen erhielt ich das Papier, ſo wie ich es wünſchte, ſandte es an Don Varneri, der es mir, von Grimaldi unterzeichnet, zurückſchickte, worauf der Graf Aranda, unter herzlichem Lachen über dieſe Geſchichte, mir den königlichen Paß ausfertigte. — Die Correſpondenz von Madrid mit dem Hofe in ſeinen Sommerreſidenzen koſtet nichts; ſie geht ganz auf Unkoſten des Königs. Ein eigenthümliches und von dem in ganz Europa verſchiedenes Poſtreglement gilt in Spanien. Jedermann kann nach allen Ländern der Welt ſchreiben und ſeinen Brief ohne alle Bezahlung in den Briefkaſten werfen; die Briefe ſelbſt werden mit der größten Pünktlichkeit beſorgt; allein für die Antworten muß man ſehr viel bezahlen. So koſtet z. B. ein Brief von Petersburg einen Ducaten; holt man dieſen Brief nicht ab, weil man die Ausgabe ſcheut, ſo bekommt man auch keinen andern Brief, der vielleicht aus Cadix kommt und nur 10 Sols koſtet, von der Poſt ausgeliefert; nur wenn man alle ſeine Briefe bezahlt, erhält man auch dieſen. In Neapel beobachtet man etwas Aehnliches.

So verließ ich denn Barcellona am letzten

Tage des Jahres, mit meinem Lohnbedienten hinten auf der Kaleſche. Ich wollte in kleinen Tagereiſen den 3. Januar 1769 in Perpignan eintreffen, das nur 40 kleine Lieues von Barcellona entfernt iſt. Den zweiten Morgen nach meiner Abreiſe trat der Kutſcher, der ein Piemonteſer war, mit meinem Bedienten in das Zimmer und fragte mich, ob ich vermuthen könnte, verfolgt zu werden.

Das könnte möglich ſeyn; doch wie kommt Ihr darauf?

Drei Menſchen von verdächtigem Anſehen und bewaffnet, die ich ſchon geſtern bei meiner Abreiſe bemerkte, und die dieſe Nacht in unſerm Stalle zugebracht, heute hier gegeſſen haben und erſt vor drei Viertelſtunden weiter gegangen ſind, umſchleichen uns; ſie ſprechen mit Niemand und erregen mir Verdacht.

Was können wir thun, um uns für einen Mordanfall zu ſichern, oder der Beſorgniß davor los zu werden?

Spät wegreiſen und in einer Herberge übernachten, die ich kenne, eine Stunde vor der gewöhnlichen Station, wo die Banditen uns erwarten werden. Sehen wir ſie dann umkehren und

unſer ſchlechtes Nachtquartier aufſuchen, ſo zweifle ich nicht, daß ſie böſe Abſichten gegen uns im Schilde führen.

Dies Raiſonnement fand ich richtig. So reiſte ich denn ſpäter, ging faſt immer zu Fuß, und um fünf Uhr erreichten wir unſer Nachtquartier, das zwar ſchlecht war, wo wir jedoch die drei bezeichneten Figuren nicht bemerkten. Allein um acht Uhr, als ich eben beim Abendeſſen ſaß, trat mein Diener ein und meldete mir, die drei Banditen ſeyen im Stall und zechten mit unſerm Kutſcher. Mein Haar ſträubte ſich bei dieſer Nachricht zu Berge; ich durfte an meinem Untergange nicht mehr zweifeln. Im Gaſthofe hatten wir wenig zu fürchten, deſto mehr aber an der Grenze, wo wir gegen Abend eintreffen ſollten. Ich heiße den Lohnbedienten thun, als wenn er nichts bemerke, und nur dafür zu ſorgen, daß ich den Kutſcher ſpräche, wenn die Mörder ſchliefen. Um zehn Uhr erſchien der Fuhrmann und erzählte mir ohne Umſchweif, die Banditen wären da, um uns zu morden, ſobald wir die franzöſiſche Grenze erreichten. Nachdem ich eine Flaſche mit ihnen getrunken und dieſe bezahlt hatte, fragte mich einer dieſer

ſaubern Geſellen, warum ich nicht bis auf die Station gefahren wäre, wo wir uns in allen Stücken beſſer befunden hätten. Ich antwortete, Sie hätten gefroren und es ſey zu ſpät geweſen. Dabei hütete ich mich wohl, ſie zu fragen, warum ſie nicht ſelbſt dort geblieben ſeyen und wohin ihr Weg ſie führe, und fragte ſie nur, ob die Straße nach Perpignan ſicher ſey. Trefflich, antworteten ſie, man wird die Pyrenäen gar nicht gewahr. Jetzt ſchlafen ſie in ihren Mänteln auf Stroh neben meinen Maulthieren. Wir aber brechen vor Tage auf, doch nach ihnen, wie ſich von ſelbſt verſteht, und machen Mittag in der gewöhnlichen Station; dann warten wir, bis ſie fort ſind, nehmen einen andern Weg, ich trabe gut zu und wir erreichen um Mitternacht die franzöſiſche Grenze. Verlaſſen Sie ſich dabei auf mich.

Hätte ich eine Bedeckung von drei oder vier Bewaffneten haben können, ſo würde ich dem Rathe des Fuhrmannes nicht gefolgt ſeyn; allein in meiner Lage konnte ich nur blindlings ausführen, was er mir vorſchlug. An der bezeichneten Stelle fanden wir die drei Mörder, die ich mir beim Herabſteigen vom Wagen anſah. Ihr An=

ſehen verrieth, was ſie waren. Eine Viertelſtunde nach meiner Ankunft verließen ſie das Haus und eine halbe Stunde darauf ſchlug mein ehrlicher Kutſcher einen Nebenweg ein, nahm nach einer Viertel-Lieue einen Bauer als Führer hinten auf den Wagen, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, wenn er den Weg verfehle, und trabte muthig davon. Wir legten elf Lieues in ſieben Stunden zurück, und ſtiegen um zehn Uhr Abends in einem trefflichen Gaſthauſe eines großen Dorfs auf franzöſiſchem Gebiet, wo wir nichts mehr zu fürchten hatten, ab. Ich ſchlief gut, blieb den andern Tag zu Mittag hier und ſah mich am Abend zu Perpignan im Gaſthofe der Poſt, meines Lebens ſicher, und überzeugt, daß ich daſſelbe nur meinem redlichen Kutſcher verdankte. Von wo der Auftrag, mich zu ermorden, ausgegangen ſeyn mochte, war ich damals nicht im Stande zu errathen; doch der Leſer wird bald ſehen, wie ich drei Wochen darauf hinter den ganzen Zuſammenhang der Sache kam.

In Perpignan verabſchiedete ich meinen Lohnbedienten, bezahlte ihn gut und ſchrieb meinem Bruder nach Paris, wie glücklich ich den Händen

der Meuchelmörder entgangen ſey. Ich bat ihn, mir poste restante nach Aix en Provence zu antworten, wo ich vierzehn Tage zu bleiben und den Marquis d'Argens, der hier leben ſollte, zu beſuchen beſchloß.

Den folgenden Abend ſchlief ich in Narbonne, den dritten Tag in Beziers, das nur fünf Lieues von Narbonne entfernt iſt, und wo die liebenswürdigſte Wirthin, im Verein mit einem trefflichen Mahl, mich den ganzen Tag feſſelte. Die herrliche Lage der Stadt, welche mitten im Winter reizend war, entzückte mich. Beziers iſt eben ſo geeignet für den Aufenthalt eines Philoſophen, der auf die Eitelkeiten der Erde Verzicht geleiſtet hat, als für den, der allen Genüſſen der Sinne, ohne reich zu ſeyn, nachgehen will. Die Einwohner ſind voller Geiſt, die Frauen ſchön und die Tafel zu allen Zeiten köſtlich. Herrlich ſind die Weine, die man hier trinkt, und die kein vermaledeiter ſpaniſcher Kaufmann mehr verdirbt. Ich blieb den folgenden Tag in Beziers und erreichte ſodann Montpellier, wo ich, in der Abſicht, acht Tage hier zuzubringen, im weißen Roß abſtieg.

Hier verabſchiedete ich meinen ehrlichen Fuhr-

mann, reichte ihm eine Dublone als Trinkgeld und machte ihm dadurch Luſt, immer ein ehrlicher Menſch zu bleiben. An der Wirthstafel fand ich ſo viel Schüſſeln als Gäſte; man ißt nirgends in Frankreich beſſer, als in Montpellier. Den andern Morgen frühſtückte ich in einem Kaffeehauſe, knüpfte mit dem erſten Beſten an, und dieſer führte mich, ſobald er vernahm, daß ich einige Profeſſoren kennen zu lernen wünſchte, zu einem der berühmteſten unter dieſen, der alle die Artigkeit zur Schau trug, welche die Gelehrten in Frankreich als den ſchönſten Schmuck in dem Kranze Apollo's anzuſehen pflegen. Der wahre Gelehrte ſollte der Freund jedes Verehrers der Wiſſenſchaften ſeyn, und er iſt dies in Frankreich wirklich mehr, als in Italien. In Deutſchland ſind die Gelehrten geheimnißvoll und zurückhaltend; man merkt es ihnen an, daß ſie ſich verpflichtet glauben, ſich ohne Anſprüche zu zeigen, und dies Vorurtheil macht, daß ſie ſich ſelten die Gunſt der Fremden zu erwerben verſtehen; ſie können ſie bewundern und ihnen Weihrauch ſtreuen, niemals aber ſie lieben.

Man ſagte mir, das Schauſpiel ſey gut; ich

ging hin und fand es in der That vortrefflich. Wie froh war ich, mich nach ſo vielen Leiden wieder in Frankreich zu erblicken, und Spanien, dieſem weiten Kerker, entgangen zu ſeyn! Ich kam mir wie neugeboren vor, und wirklich wurde ich zuſehends jünger. Zugleich wünſchte ich mir Glück dazu, im Schauſpiel mehrere hübſche Mädchen geſehen zu haben und von keinem Wunſche beläſtigt worden zu ſeyn. Die Caſtel-Bajac wünſchte ich jedoch zu finden, mehr um mich an ihrem Glücke zu freuen, als in der Abſicht, eine alte Verbindung mit ihr wieder anzuknüpfen; denn wenn ſie mit ihrem Manne, wie ich glaubte, ausgeſöhnt war, ſo ſchien mir dies eben ſo unthunlich, als unerlaubt. Ich wußte nicht, wie ich es anzufangen hatte, ſie herauszufinden. Zwar hatte ich ihr unter dem Namen der Mademoiſelle Blaſin eine Zeitlang geſchrieben, allein dies war, wie ich wußte, ihr Name nicht; den wahren hatte ſie mir nie ſagen wollen. Ich hatte es geſcheut, in ihr Geheimniß einzudringen und ihr durch meine Fragen vielleicht beſchwerlich zu fallen. Das Einzige, was ich wußte, war, daß ihr Mann Apotheker ſey, und ſo ſchlug ich denn den Weg ein, mit allen

Apothekern Montpelliers Freundſchaft anzuknü=pfen. Auf dieſe Weiſe hatte ich ſie denn auch am dritten Tage herausgefunden. Ich ſprach dabei gewöhnlich mit ihnen von der Ausübung ihrer Kunſt in fremden Ländern, und ſobald ich zu ver=muthen anfing, mein neuer Bekannter könne wohl ihr Mann ſeyn, empfahl ich mich, überzeugt, er werde mit ſeiner Frau gewiß über dieſen Beſuch ſprechen, der ihr vielleicht bekannt ſeyn könne; das Uebrige überließ ich dann ihrer Neugierde, auf die ich mit Zuverſicht rechnete. War der Apotheker ſelbſt nicht gegenwärtig, ſo erkundigte ich mich bei den Leuten nach ſeinen Familienverhältniſſen, und trafen die Umſtände nicht zu, ſo ging ich zu ei=nem andern.

Auf dieſem Wege hatte ich ſie bald entdeckt, und empfing bereits am dritten Tage ein Billet von ihrer Hand, in dem ſie mir ſagte, ſie habe mich mit ihrem Manne, den ſie nannte, im La=den ſprechen ſehen. Sie bat mich, um eine be=ſtimmte Stunde wiederzukommen und in meinen Antworten auf die Fragen ihres Mannes nur an=zudeuten, daß ich ſie als Demoiſelle Blaſin in England, in Spaa, zu Leipzig und Wien als

Spitzenhändlerin gekannt, mich für ſie intereſſirt, und ihr in letzterer Stadt die Protection des Geſandten verſchafft habe. Zugleich verſicherte ſie mich, daß ihr Mann ſelbſt die Ehre haben würde, mich ihr vorzuſtellen. Dieſer Vorſchrift folgte ich auf das genaueſte. Gleich Nachmittags ging ich in den Laden und der gute Apotheker fragte mich ſelbſt, ob ich nicht irgend auf meinen Reiſen eine junge Spitzenhändlerin aus Montpellier, Namens Blaſin, gekannt habe? Allerdings, erwiderte ich; aber iſt die in Montpellier? Ich erinnere mich ihrer, jung, hübſch, und glücklich in ihrem Geſchäft. Ich habe ſie mehrmals wieder getroffen und in Wien das Glück gehabt, ihr nützlich zu ſeyn. Sie war überall gern geſehen; ihr muſterhaftes Benehmen erwarb ihr die Liebe aller Damen, mit denen ſie in Verbindung kam; ich lernte ſie in England bei einer Herzogin kennen.

Würden Sie ſie wohl erkennen, wenn Sie ſie wiederſähen?

Welche Frage! Eine ſo junge hübſche Perſon! Doch iſt ſie wirklich in Montpellier, ſo bitte ich Sie, ſagen Sie ihr von mir; ich heiße ſo und ſo.

Sie ſollen ſie ſelbſt ſprechen.

Hierauf lud er mich ein, die Treppe hinauf ihm zu folgen, und ſtellte mich ihr vor.

Wie, Mademoiſelle, Sie hier? fragte ich im Eintreten. Ich freue mich herzlich, Sie wieder=zu ſehen.

Nichts von Demoiſelle, mein Freund, ſie iſt meine Frau; doch das darf Sie nicht abhalten, ſie zu umarmen.

Von Herzen gern. Sie haben ſich alſo nach Montpellier verheirathet? Ich gratulire von bei-den Seiten und danke dem glücklichen Zufall für das Wiederſehen. Doch wie haben Sie nur die Reiſe von Wien bis Lyon zurückgelegt?

Hierauf erzählte ſie mir nun alles, was ihr in den Sinn kam, und fand mich ſo taktfeſt in meiner Rolle, wie ſie ſelbſt war. So groß unſer Vergnügen auch war, uns wiederzuſehen, ſo kam es doch der Freude nicht gleich, die der Apotheker über die Achtung empfand, mit der ich ſeine Frau behandelte. Die Unterhaltung währte wohl eine Stunde lang in der natürlichſten und unbefangen=ſten Art fort, ohne daß wir durch einen Blick verriethen, daß die Liebe uns ſchon früher verei=

nigt hatte. Sie fragte mich, ob ich den Carneval in Montpellier zuzubringen gedächte, und bezeigte mir ihr Bedauern, als ſie vernahm, daß ich ſchon den andern Tag abreiſen müſſe. Ihr Mann widerſetzte ſich dieſem entſchieden; nun bemerkte auch ſie, dies ſey durchaus unmöglich, ich müſſe ihrem Manne ſchlechterdings zwei oder drei Tage ſchenken und ihm die Ehre erzeigen, übermorgen bei ihm zu eſſen. Nachdem ich mich lange hatte bitten laſſen, ſagte ich endlich zu.

Statt zweier Tage gewährte ich ihnen viere. Ich aß zu Mittag und zu Abend in ihrem Hauſe und fand in der Mutter des Apothekers eine durch ihr Alter eben ſo, wie durch ihren Geiſt achtbare Frau. Auch ſie ſchien, wie ihr Sohn, alles vergeſſen zu haben, was ihre Neigung für die Schwiegertochter hätte verringern können, und dieſe ſelbſt geſtand mir in Augenblicken, wo wir allein waren, daß ſie glücklich ſey. Und das mußte ſie denn auch ſeyn; denn es iſt nicht möglich, ſich dauernd glücklich zu nennen, ohne ſich wirklich ſo zu fühlen. Sie verließ das Haus nie ohne ihre Schwiegermutter und liebte ihren Mann wirklich zärtlich und aufrichtig. Ich hatte in dieſen vier

Tagen meine Freude an ihrer wahrhaften Freundſchaft, ohne daß die Erinnerung vergangener Süßigkeiten den Wunſch nach ihrer Erneuerung bei mir erweckte. Wir hatten nicht nöthig, uns unſere Gedanken erſt durch Worte mitzutheilen, ſondern verſtanden uns ohne dieſe. An dem Tage, da ich bei ihnen ſpeiſete, ſagte ſie mir heimlich, daß, wenn ich funfzig Louisd'or brauche, ich wüßte, wo ich ſie finden könne, und ich antwortete ihr erfreut, ſie möge ſie mir nur zu einer andern Gelegenheit aufſparen. So verließ ich Montpellier, überzeugt, durch meinen Beſuch die Achtung ihres Mannes für ſie erhöht und ſie in der Gunſt ihrer Schwiegermutter von neuem befeſtigt zu haben. Ich wünſchte mir Glück, zu bemerken, daß ich heiter und zufrieden ſeyn konnte, ohne mir etwas vorzuwerfen zu haben.

Den Tag nach meinem Abſchiede von dieſer Frau, die mir ihr Glück verdankte, ſchlief ich in Nismes, wo ich drei Tage in Geſellſchaft eines gelehrten Naturforſchers zubrachte. Es war dies der bekannte Seguier, der vertraute Freund des Marquis Maffei von Verona. In ſeinem Cabinet ließ er mich die endloſen Wunder der Natur

in ihrem ganzen Umfange betrachten. Nismes ſelbſt iſt eine von den Städten Frankreichs, die den Beſuch des Fremden verdienen. Man findet hier die herrlichſte Geiſtesnahrung in den erſtaunlichen Bauwerken der Vorzeit, und an dem ſchönen Geſchlechte reichliche Beſchäftigung für das Herz. Man lud mich zu einem Balle, bei dem ich mich aller Vorrechte des Fremden erfreute, Vorrechte, welche man weder in England, noch in Spanien kennt, wo fremd zu ſeyn für einen Mangel gilt.

Als ich von Nismes abreiſte, beſchloß ich den Carneval in Aix, der Reſidenz des Parlements und dem Wohnſitze eines reichen und ausgezeichneten Adels zuzubringen. Beide wollte ich kennen lernen. Ich nahm daher, daſelbſt angekommen, meine Wohnung in den drei Dauphins, wo ich einen ſpaniſchen Cardinal fand, der auf der Reiſe nach Rom zu der Wahl eines Papſtes, an der Stelle des verſtorbenen Rezzonico, begriffen war.

Fünftes Capitel.

Aufenthalt in Aix. — Große Krankheit. — Die unbekannte Pflegerin. — Der Marquis d'Argens. — Abreiſe. — Brief von Henriette. — Geſchichte der Nina. — Nizza. — Turin. — Lugano. — Frau von **.

Mein Zimmer war von dem Sr. Eminenz nur durch einen leichten Breterverſchlag getrennt, und ſo konnte ich denn Wort für Wort einer ſtarken Strafpredigt folgen, die der Cardinal Abends über Tiſche einem ſeiner Leute, ſeinem Haushofmeiſter oder Reiſemarſchall, las. Was den gerechten Zorn Sr. Eminenz erregte, war der Umſtand, daß dieſer Diener, wie er behauptete, an den Mittag- und Abendmahlzeiten ſparte und überhaupt mit dem Gelde knickerte, als wäre ſein Herr der erſte unter allen ſpaniſchen Bettlern.

Ich ſpare ja nicht, gnädiger Herr, entgeg-

nete der Diener; allein es iſt unmöglich, in dieſem Lande mehr zu verzehren, wenn ich nicht die Gaſtwirthe zwingen will, das Doppelte von dem zu nehmen, was ſie für die Mahlzeiten fodern, die Sie ja ſelbſt ſo reichlich mit Wildpret, Fiſchen und Wein verſehen finden, als man nur wünſchen kann.

Das mag ſeyn, entgegnete der Cardinal; allein könnt Ihr nicht mit ein wenig Verſtand Mahlzeiten an Orten beſtellen laſſen, wo wir uns nicht aufhalten, und doch dafür bezahlen, oder für zwölf Perſonen zurichten laſſen, wenn wir ſechs ſind, oder doch zum wenigſten drei Tiſche, einen für uns, den zweiten für meine Hausofficiere und den dritten für meine Bedienten bereiten laſſen? Ueberdies habe ich hier bemerkt, daß Ihr den Poſtillons nur zwanzig Sous Trinkgeld reicht. Fürwahr, ich muß mich ſchämen; außer dem, was ihnen zukommt, habt Ihr jedesmal wenigſtens einen Thaler zu geben, und wenn man Euch auf ein Goldſtück herausgiebt, ſo iſt es Eure Sache, den Reſt auf dem Tiſche liegen zu laſſen. Ich habe bemerkt, daß Ihr ſolche Ueberſchüſſe in die Taſche ſteckt. Das ſind Betteleien. Wie? ſoll

man in Verſailles, in Madrid und in Rom, wo man alles dies wieder erfährt, ſagen, daß der Cardinal de la Cerda ein Bettler oder ein Knicker iſt? Weder das Eine, noch das Andere will ich ſeyn, Signor, darum hören Sie auf, mich zu entehren, oder verlaſſen Sie meinen Dienſt.

So ſind die ſpaniſchen Großen! Doch der Cardinal hatte Recht; ich ſah ihn den andern Morgen abreiſen; welche Jammergeſtalt! Nicht genug, daß er klein, ſchlecht gebaut und von widrigem braunem Teint war, ſo war er auch ſo häßlich und von ſo gemeinem Anſehen, daß ich das Bedürfniß für ihn erkannte, ſich durch Verſchwendung geltend zu machen und durch Aeußerlichkeiten ſich auszuzeichnen, da man ihn ſonſt für einen Stallknecht gehalten haben würde. Solche Leute von zurückſchreckendem Aeußern ſind in dem Falle, wenn ſie es irgend können, die Augen der prüfenden Welt durch Geld von ihrer Geſtalt abzulenken. Aeußerliche Auszeichnungen ſind für ſie ein treffliches Mittel gegen die Kargheit der Natur; denn Pomp und Verſchwendung gelten allein für fähig, die Schönheit wirkſam bekämpfen zu können.

Den folgenden Tag fragte ich nach dem Marquis d'Argens. Man hatte mir geſagt, daß er bei ſeinem Bruder, dem Marquis d'Eguille, Präſidenten des Parlements, auf dem Lande wohne, und ich begab mich dahin. Der Marquis, berühmt wegen der unveränderlichen Freundſchaft, mit der ihn Friedrich II. beehrte, mehr noch als durch ſeine Schriften, die Niemand mehr lieſt, ſtand damals ſchon in hohen Jahren. Den irdiſchen Freuden ergeben, dabei jedoch rechtſchaffen, liebenswürdig und ein entſchiedener Epikuräer, lebte er mit der Schauſpielerin Cochois, die er geheirathet hatte und die dieſer Ehre würdig war. Selbſt als ſeine Frau hielt ſie ſich immer nur für die erſte unter ſeinen Dienerinnen. Der Marquis ſelbſt war ein grundgelehrter Mann, im Griechiſchen und Hebräiſchen von tiefen Kenntniſſen, von der Natur mit einem ungewöhnlichen Gedächtniſſe ausgeſtattet, und daher voller Kenntniſſe. Er empfing mich auf die Empfehlung ſeines Freundes, des Lords Marſhal, der ihm von mir geſchrieben hatte, ſehr gütig, ſtellte mich ſeiner Frau und dem Präſidenten, ſeinem Bruder, vor, der als Parlementsglied berühmt, reich, ein Freund der Wiſſenſchaft,

und, was viel ſagen will, mehr aus Charakter, als aus Religion tugendhaft und trotz ſeiner Aufklärung im vollen Sinne des Wortes fromm war. Ein Freund der Jeſuiten, ſo entſchieden, daß man ihn ſelbſt als einen ſolchen de robe courte bezeichnete, liebte und beklagte er aufrichtig ſeinen Bruder, indem er die Hoffnung jedoch nicht aufgab, daß die waltende Gnade des Himmels ihn noch einſt in den Schooß der Kirche zurückführen würde. Lächelnd ermunterte ihn ſein Bruder, zu hoffen, und beide hüteten ſich wohl, einander durch Geſpräche über Religion zu mißfallen. Man ſtellte mich der zahlreichen, aus männlichen und weiblichen Verwandten beſtehenden Geſellſchaft vor; alle waren liebenswürdig und artig, wie es der ganze Adel der Provence im höchſten Grade iſt. Auf einem kleinen Theater führte man Schauſpiele auf, aß trefflich im Hauſe, und ging, der Jahreszeit zum Trotz, täglich ſpaziren. Der Winter in der Provence iſt nur fühlbar, wenn der Nordwind geht; doch leider läßt ſich dieſer nur allzuoft ſpüren.

Eine Berlinerin, die Witwe des Neffen des Marquis d'Argens, wohnte mit ihrem Bruder,

deſſen Name Schukowsky war, im Hauſe. Dieſer junge aufgeweckte Menſch hatte an den Freuden und Vergnügungen des Hauſes Geſchmack gefunden, ohne den religiöſen Handlungen, die man hier täglich vornahm, die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Ketzer, ſo oft er nur an die Kirche dachte, und mit ſeiner Flöte beſchäftigt, wenn die ganze Familie der Meſſe beiwohnte, die der Beichtvater, ein Jeſuit, täglich las, lachte er über Alles; doch nicht ſo die junge Witwe, ſeine Schweſter. Dieſe war nicht allein katholiſch geworden, ſondern hatte ſich einer ſolchen Frömmigkeit ergeben, daß die ganze Familie in ihr eine Heilige ſah. Dies war das Werk ihres jeſuitiſchen Beichtvaters. Sie war nicht über zwei und zwanzig Jahre alt, und ich hörte ihre Geſchichte von ihrem Bruder. Als ihr Mann, den ſie zärtlich liebte, in ihren Armen ſtarb, disputirte er bis zum letzten Augenblicke, wie alle an der Bruſt Leidenden, und verſicherte ihr, er habe keine Hoffnung, ſie in der Ewigkeit wiederzuſehen, wenn ſie ſich nicht entſchließe, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Seine Worte hatten ſich ihrem Gedächtniſſe ſo eingeprägt, daß ſie ſich nach ſeinem Tode

vornahm, Berlin zu verlaſſen und ſeine Verwandten in Frankreich aufzuſuchen. Niemand hatte ſich dieſem Entſchluſſe widerſetzt; ihren neunzehnjährigen Bruder überredete ſie, ihr zu folgen, und ſobald ſie ſich nun in Aix frei und unabhängig erblickte, eilte ſie, ihren dortigen Verwandten den an ſie ergangenen Ruf mitzutheilen. Dieſe Entdeckung hatte das Haus mit Freude erfüllt; man liebkoſete und betheuerte ihr, nun ſey ſie ſicher, ihren Mann leiblich und körperlich wiederzuſehen. Der Jeſuit vollendete das Proſelytenwerk, ohne, wie der Marquis d'Argens ſagte, ſie weiter catechumeniſiren zu brauchen; denn ſie war ſchon getauft und hatte abgeſchworen. Die junge Heilige war häßlich; ihr Bruder aber ward ſchnell mein Freund und begleitete mich täglich nach Aix, wo er mich überall vorſtellte. —

Bei Tiſche waren wir mindeſtens dreißig Perſonen. Ich fand hier eine wohlbeſetzte Tafel ohne Verſchwendung, den Ton der guten Geſellſchaft, eine feine Unterhaltung im reinſten Styl, und mit ſtrenger Ausſchließung aller auf den flüchtigen Genuß der Liebe bezüglichen Redensarten. Kam eine ſolche ja etwa aus dem Munde des Marquis d'Ar-

gens zu Tage, ſo verzogen alle Frauen die Geſichter und der Beichtvater wandte die Unterhaltung ſchnell auf einen andern Gegenſtand hinüber. Dieſen Mann würde ich, wenn ich ihn nicht gekannt hätte, nie für einen Beichtvater oder einen Jeſuiten erkannt haben; er war ganz wie ein Abbé auf dem Lande gekleidet und hatte weder das Anſehen, noch die äußere Haltung eines Kloſtergeiſtlichen; doch der Marquis d'Argens hatte mich ihn kennen gelehrt. Dennoch ſtörte mich ſeine Anweſenheit in meiner natürlichen Heiterkeit wenig; ich erzählte in gemäßigten Ausdrücken die Geſchichte von dem Madonnenbilde mit dem ſäugenden Kinde in Madrid, vor dem die Spanier allen Reſpect verloren, ſobald der unbeſonnene Pfarrer ihr den ſchönen Buſen mit einem dichten Schleier hatte bedecken laſſen. Kaum weiß ich ſelbſt, welche Wendung ich dieſer Erzählung gab; doch die Frauen lachten ohne Ausnahme. Dies mißfiel dem Jeſuiten ſo, daß er ſich herausnahm, mir zu bemerken, man müſſe ſolche Geſchichten, die einer zweideutigen Auslegung fähig wären, nicht öffentlich erzählen. Ich dankte ihm mit einer Verbeugung, und der Marquis d'Argens fragte

mich, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, wie ich wohl eine große Paſtete, welche Madame Argens ſo eben vorlegte und die von der ganzen Geſellſchaft trefflich gefunden wurde, auf Italieniſch nennen würde. Ich antwortete ihm, ich würde ſie una crostata nennen; allein die Leckereien, mit denen ſie gefüllt war, wußte ich ihm nicht auf Italieniſch zu ſagen. Dieſe Leckereien (béatilles) beſtanden in Würſtchen, Kalbsnieren, Champignons, Artiſchocken, Gänſeleber und was weiß ich! Der Jeſuit bemerkte, daß, indem ich dieſe Dinge béatilles nannte, ich mich über das Glück der Seligen luſtig zu machen ſcheine. Ueber dieſe Bemerkung konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, und ſelbſt Frau von Eguille glaubte meine Partie nehmen zu müſſen, indem ſie ſagte, man nenne dergleichen Leckereien allerdings im Franzöſiſchen ſo.

Nach dieſem abfälligen Urtheilsſpruche glaubte der kluge Gewiſſensrath ſchnell von etwas Anderm reden zu müſſen, und kam nun aus dem Regen in die Traufe, indem er mich fragte, welchen von den Cardinälen man wohl meiner Meinung nach zum Papſt erwählen würde. Ich wette, erwiderte

ich ihm, der Cardinal Ganganelli wird Papſt; denn er iſt im ganzen Conclave der einzige Cardinal, der zugleich Mönch iſt.

Was nöthigt aber das Cardinals-Collegium, fragte mein Gegner, einen Kloſtergeiſtlichen zu wählen?

Die Rückſicht, daß nur ein Mönch im Stande iſt, den Schritt zu thun, den Spanien von dem neuen Papſte verlangen wird.

Sie meinen die Unterdrückung der Jeſuiten?

Allerdings.

Dergleichen fodert man umſonſt.

Ich wünſche es, denn ich liebe in den Jeſuiten meine Lehrer; allein ich fürchte für ſie, denn mir ſind ſchreckliche Sachen zu Geſicht gekommen. Doch abgeſehen davon wird Ganganelli auch noch aus einer andern Rückſicht, die Ihnen zwar lächerlich vorkommen wird, allein in der That ſehr bedeutend iſt, zum Papſt erwählt werden.

Was iſt das für eine? Nennen Sie ſie, wir lachen gern.

Es iſt der Umſtand, daß Ganganelli der einzige Cardinal iſt, der keine Perücke trägt, und Sie werden mir zugeſtehen, daß, ſo lange der

heilige Stuhl beſteht, niemals ein Papſt mit einer Perücke darauf geſeſſen hat.

Dies alles brachte ich im ſcherzhaften Tone hervor und man lachte deshalb herzlich. Nachher jedoch ſuchte man mich ernſthaft über die Ausrottung des Ordens ins Geſpräch zu bringen, und ich ſagte alles, was ich von dem Abbé Pinzi darüber wußte. Der Jeſuit erblaßte. Der Papſt, wandte er mir ein, kann dieſen Orden nicht aufheben.

Wie es ſcheint, entgegnete ich ihm darauf, haben Sie, mein Herr, nicht bei den Jeſuiten ſtudirt, ſonſt würden Sie ihren Grundſatz kennen: daß der Papſt Alles kann und noch etwas mehr.

Die ganze Geſellſchaft glaubte nun, ich wiſſe nicht, daß ich mit einem Jeſuiten ſpräche; jener antwortete mir nicht und das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Ich ſollte durchaus zu einer Darſtellung des Polyeukt von Corneille im Schloſſe bleiben, allein ich verabſchiedete mich und kehrte mit Schukowsky nach Aix zurück, wo dieſer mir die ganze Geſchichte ſeiner Schweſter erzählte und mich mit den einzelnen Charakteren ihrer Geſellſchaft bekannt machte. Ich ſah ein, daß ich dahin nicht paßte

und würde daher gewiß ohne dieſen jungen Mann, der mir ſehr angenehme Bekanntſchaften eröffnete, nach Marſeille gegangen ſeyn. Doch ſo vertrieben mir Geſellſchaften, Bälle, Mahlzeiten und allerliebſte Mädchen-Bekanntſchaften die Zeit des Carnevals und einen Theil der Faſten, während Schukowsky mich täglich beſuchte, um mir neue Zerſtreuungen vorzuſchlagen. —

Ich hatte dem Marquis d'Argens, der Griechiſch ſo gut wie Franzöſiſch verſtand, eine Iliade, und ſeiner Adoptivtochter, die Lateiniſch trieb, eine Aeneide geſchenkt. Die Iliade war, mit den Scholien des Porphyrius, ein ſeltenes und ſchön gebundenes Exemplar. Er war nach Aix gekommen, um mir dafür zu danken, und ich mußte ihn zum zweiten Male aufs Land hinaus begleiten. Bei meiner Rückkehr nach Aix in einer offenen Kaleſche, bei einem ſtarken Nordwinde und ohne Mantel, litt ich unſäglich von Froſt. Anſtatt mich jedoch zu Hauſe ſogleich zu Bett zu legen, ließ ich mich von Schukowsky zum Beſuch bei einer Frau, die ein Mädchen von vierzehn Jahren bei ſich hatte, ſchön wie ein Engel und für alle bisherigen Liebhaber uneinnehmbar, verleiten. Schu-

kowsky war bereits mehrere Male ohne Erfolg Sturm gelaufen; ich lachte ihn aus und behaup- tete, es ſey nur ein feiner Kniff der ſchelmiſchen Kleinen. Er überredete mich, ihm zu folgen, und ich begleitete ihn, entſchloſſen, zu ſiegen, wie ich in England und in Metz geſiegt hatte, wo ich die beiden Begebenheiten erzählt zu haben glaube.

Vereint gingen wir ans Werk; das Mädchen erſchien vor den entſchloſſenen Kämpfern und er- klärte ſich, weit entfernt von jedem Widerſtande, bereit, ſich durch uns von einer Laſt befreien zu laſſen, die ihr nur unbequem war. Ich merkte ſogleich, die Schwierigkeit beſtehe nur in einer un- geſchickten Haltung, und hätte ſie daher, wie ich in einem ähnlichen Falle zu Venedig gethan hatte, derb zurecht weiſen oder ruhig meine Wege gehen ſollen. Statt deſſen aber beſchloß ich, wie ein Narr, durch Gewalt über die Schwierigkeit zu ſiegen, und ſie durch meine Stärke zu überwin- den. Doch die Zeit für dergleichen Thaten war vorüber. Nachdem ich mich faſt zwei Stunden lang vergeblich gequält und angeſtrengt hatte, kehrte ich nach Hauſe zurück und ließ meinen Freund al- lein bei der Heldin des Stücks. Hierauf legte ich

mich mit einem heftigen Seitenſtechen zu Bett und erwachte nach einem ſechsſtündigen Schlaf mit dem furchtbarſten Uebelbefinden. Eine Bruſtentzündung hatte ſich ausgeſprochen; dennoch wollte der alte Arzt, der mich in die Cur genommen hatte, mir nicht zur Ader laſſen. Am andern Tage quälte mich ein heftiger Huſten; ich fing an Blut aus⸗zuwerfen, und das Uebel wuchs binnen ſechs bis ſieben Tagen dergeſtalt, daß man mich zur Beichte hörte und mir die letzte Oelung gab. Endlich am zehnten Tage meiner Krankheit und nach einer drei⸗tägigen Bewußtloſigkeit bürgte der geſchickte alte Arzt für mein Leben, und verſicherte Allen, die an mir Theil nahmen, daß ich ſicherlich davon kommen würde; dennoch hörte ich erſt den achtzehnten Tag danach auf, Blut auszuwerfen. Nun fing meine Geneſung an, doch vergingen noch drei Wochen bis zu gänzlicher Herſtellung. Dieſe Zeit fand ich viel peinlicher, als die Krankheit ſelbſt; denn der Kranke leidet wohl, aber er ärgert und langweilt ſich nicht. Um ſich zu langweilen, bedarf man eines regen Geiſtes, und der Kranke beſitzt den nicht.

Während der ganzen Zeit meiner Krankheit ſah ich Tag und Nacht eine Frau um mich be⸗

ſchäftigt, die ich nicht kannte, und von der ich nicht wußte, woher ſie kam. So lange mein leidender Zuſtand währte, bekümmerte ich mich nicht ſehr darum, wie dieſe Frau zu mir kam; ich ſah nur ihre ſorgſame Pflege und nahm mir vor, ihr ſolche, wenn ich wieder hergeſtellt wäre, zu vergelten. Ohne gerade alt zu ſeyn, beſaß ſie doch nicht den Schnitt des Geſichts, der mir gefiel; ſie ſchlief in meinem Zimmer und hörte damit nicht eher auf, als bis ſie mich hergeſtellt ſah. Erſt nach Oſtern, als ich ſchon anfing wieder auszugehen, dachte ich daran, ſie zu bezahlen und dann zu entlaſſen.

Als dies geſchah und ich ſie mit ihrer Belohnung zufrieden erblickte, fragte ich ſie, wer ſie bei mir beſtellt habe, und ſie antwortete mir: Ihr Arzt. Hierauf verließ ſie mich. Einige Tage nachher dankte ich dem Arzte für dieſe treue Pflegerin, der ich vielleicht mein Leben ſchuldig war; doch er erwiderte mir, ſie habe mich hintergangen, er kenne ſie nicht. Sonach fragte ich die Wirthin, ob ſie ihr bekannt ſey, und auch dieſe antwortete mir, Nein. Kurz, Niemand wußte mir zu ſagen, wer dieſe Frau ſey, und durch wen ſie zu mir gekom-

men; ich erfuhr dies erſt bei meiner Abreiſe von Aix, wo der Leſer es in einer Viertelſtunde vernehmen wird.

Nach meiner Geneſung eilte ich meine Briefe von der Poſt einzufodern, und empfing nun eine überraſchende Nachricht, welche mir mein Bruder in einem Antwortſchreiben aus Paris auf meinen Brief von Perpignan mittheilte. Er dankte mir darin für meine Nachricht, durch die er erſt erfahren habe, daß das Gerücht von meiner Ermordung auf der ſpaniſchen Grenze falſch ſey. „Dieſe traurige Nachricht, ſchrieb er mir, iſt mir durch einen Deiner beſten Freunde, den Grafen Manucci, venetianiſchen Geſandtſchafts-Cavalier, für ganz gewiß mitgetheilt worden."

Dieſer Brief klärte mir mit einem Male das ganze Geheimniß auf. Dieſer beſte meiner Freunde hatte die Rache gegen mich ſo weit getrieben, daß er drei Meuchelmörder gedungen hatte, um mich aus der Welt zu ſchaffen. Von nun an war er offenbar im Unrecht gegen mich; ſeiner Sache war er aber ſo gewiß geweſen, daß er den Erfolg ſeiner Maßregeln als ſchon eingetroffen überall verkündet hatte; er hätte warten ſollen, denn durch

dieſe voreilige Ankündigung verrieth er ſich. Als ich ihn zwei Jahre nachher in Rom traf und ihm ſeine abſcheuliche That vorhielt, leugnete er alles dreiſt weg und behauptete, es ſey ihm aus Barcellona ſo geſchrieben worden. Doch wir werden davon weiter reden, wenn wir zu dieſem Zeitpunkte gelangt ſind.

Die Geſellſchaft an der Wirthstafel war vortrefflich; ich aß daher täglich dort zu Mittag und zu Abend. Eines Tages ſprach man über Tiſche von einem Pilger und einer Pilgerin, welche ſo eben angekommen wären, und verſicherte, ſie wären Italiener, die zu Fuß von St. Jago in Galicien kämen, und die durchaus Leute von Stande ſeyn müßten, da ſie bei ihrem Eintritte in die Stadt reichliche Gaben an die Armen vertheilt hätten. Die Pilgerin, erzählte man mir, ſey höchſtens achtzehn Jahr alt und reizend; doch ihre Ermüdung habe ſie genöthigt, ſogleich zu Bette zu gehen. Sie waren in demſelben Gaſthofe eingekehrt, wo ich wohnte, und die ganze Geſellſchaft ward neugierig, ſie zu ſehen. Als Italiener ſtellte ich mich natürlich an die Spitze der Neugierigen und machte dieſen Leuten, die entweder bigott

oder Betrüger ſeyn mußten, ſogleich meine Aufwartung.

Wir trafen die Pilgerin in einem Lehnſtuhl, mit dem Anſehen einer durch Anſtrengung erſchöpften und durch ihre Jugend intereſſanten Dame. Was die Theilnahme für ſie erhöhte, war ihre Schönheit, die ein ſichtbarer Kummer noch mehr hervorhob, und ein ſechs Zoll hohes Crucifix von gelbem Metall, das ſie in der Hand hielt. Bei unſerm Eintritte legte ſie es jedoch weg und erhob ſich, um uns ein zierliches Compliment zu machen. Der Pilger, der Muſcheln auf ſeinen ſchwarzen Wachsmantel zu befeſtigen beſchäftigt war, rührte ſich nicht; er blickte ſeine Frau an, und ſchien uns damit zu ſagen, daß nur ſie uns intereſſiren dürfte. Er ſchien fünf oder ſechs Jahre älter als ſie, klein von Geſtalt, doch wohlgebaut; auf ſeinem Geſichte las man Muth, Keckheit, Liſt und feinen Spott; er war gerade das Gegentheil von ſeiner Frau, deren ganzes Weſen Adel, Beſcheidenheit, Unbefangenheit, Sanftmuth und holde Schaam verrieth. Beide ſprachen nur ſo viel Franzöſiſch, um ſich verſtändlich zu machen, und ſchienen erſt wieder aufzuathmen, als ich ſie italieniſch anredete.

Sie verſicherte mich, ſie ſey aus Rom und ihre ſchöne Sprache bekundete ſie bald als Römerin; was ihn betraf, ſo hielt ich ihn für einen Sicilianer, allein er verſicherte, er ſey aus Neapel. Sein römiſcher Paß nannte ihn Balſamo und ſeine Begleiterin Seraphine Feliciani; ſie hat nie ihren Namen geändert, doch dieſen Balſamo wird der Leſer zehn Jahre ſpäter als den berüchtigten Caglioſtro kennen lernen.

Hierauf erzählte ſie uns, ſie kehre mit ihrem Manne nach Rom zurück, zufrieden, St. Jago von Compoſtella und der Madonna del Pilar ihre Ehrfurcht erwieſen zu haben. Sie wären zu Fuß dahin gegangen, ſagte ſie, und kehrten nun eben ſo heim, lebten nur von Almoſen, hätten jedoch, zur Erhöhung ihres Verdienſtes vor Gott, den ſie ſo vielfach beleidigt hätten, umſonſt nach Elend und Noth verlangt. Mochte ich auch immer nur um einen Sou betteln, ſagte ſie, man hat mir allemal Silber und Gold gegeben, ſo daß wir uns genöthigt ſahen, um wenigſtens unſerm Gelübde treu zu bleiben, bei unſerm Eintritt in die Stadt das uns übrig bleibende Geld an die Armen zu vertheilen, da, wenn wir es behalten, wir

uns eines Mangels an Vertrauen auf die Vorſehung ſchuldig gemacht hätten. Ihr Mann, der ſehr ſtark ſey, habe wenig gelitten, doch ſie ſelbſt habe nicht ohne große Mühe die Strapazen der Fußreiſe ertragen, ſo wie die Entbehrung guter Betten, da ſie aus Furcht vor Anſteckung ſich nie anders als in Kleidern zur Ruhe gelegt hätte.

Es ſchien mir dabei nicht unwahrſcheinlich, daß ſie uns dieſen Umſtand nur berichtete, um uns das Verlangen einzuflößen, die Weiße und Reinheit ihrer Haut auch an andern Theilen ihres Körpers zu bewundern, als an ihren Armen und Händen, deren Schönheit ſie während deſſen unſern Blicken unentgeltlich zum Beſten gab. Nur einen einzigen Fehler wurde ich auf ihrem ganzen Geſichte gewahr: ihre etwas ſtarken Augenwimpern thaten dem zärtlichen Ausdrucke ihrer ſchönen blauen Augen Eintrag. Sie erzählte uns, ſie hoffe hier drei Tage auszuruhen und dann nach Rom über Turin, wo ſie dem heiligen Schweißtuch ihre Ehrfurcht bezeigen wollten, aufzubrechen. Sie geſtand uns ein, zu wiſſen, daß es dieſer Schweißtücher mehrere in Europa gäbe; doch man hatte ſie verſichert, daß das zu Turin das ächte ſey, und ge-

wiß daſſelbe, deſſen die heilige Veronica ſich bedient hatte, um das von Schweiß triefende Antlitz unſers Herrn, deſſen Abdruck darauf zurückblieb, zu trocknen.

Hierauf verließen wir die ſchöne Pilgerin Alle ſehr zufrieden, doch mit einigen Zweifeln an ihrer Frömmigkeit. Was mich betraf, ſo hatte ich, noch ſchwach von der Krankheit, kein Urtheil über ſie; meine Begleiter äußerten jedoch ohne Ausnahme den Wunſch, mit ihr zu Abend zu eſſen, um ihr Glück bei ihr zu verſuchen. Den folgenden Morgen erſchien der Pilger bei mir, um mich zu fragen, ob ich mit ihm und ſeiner Frau bei ihm frühſtücken wolle, oder ob ich es lieber ſähe, wenn ſie zu mir kämen. Es wäre unartig geweſen, beides abzulehnen, und ich erwiderte ihm daher, es würde mich freuen, wenn ſie zu mir herunterkämen. Beim Frühſtück fragte ich ihn, womit er ſich beſchäftige, und er ſagte mir, er zeichne mit der Feder. Dieſe Kunſt beſteht nur darin, Copien von Kupferſtichen zu machen, keinesweges aber ſelbſt zu erfinden. Dennoch verſicherte er mir, er ſey in ſeinem Fache ausgezeichnet und copire jeden Kupferſtich ſo genau, daß er mich dreiſt her-

ausfodere, ſeine Copie von dem Originale zu unterſcheiden.

Ich gratulire Ihnen zu dieſem ſchönen Talent, erwiderte ich, das Ihnen, falls Sie nicht reich ſind, überall zu leben erlaubt, wo Sie Luſt haben ſich niederzulaſſen.

Jedermann ſagt mir das, entgegnete er, und doch täuſcht man ſich. Mit meinem Talent kann ich Hungers ſterben; wenn ich den ganzen Tag in Neapel oder Rom arbeitete, hatte ich nicht mehr als einen halben Teſtone verdient, und davon kann man nicht leben.

Bei dieſen Worten zeigte er mir Fächer, die er gezeichnet hatte und die nicht ſchöner ſeyn konnten. Sie ſchienen durchaus in Kupfer geſtochen; doch um mir zu beweiſen, daß ſie mit der Feder gezeichnet waren, zeigte er mir einen Rembrand, den er beinahe noch ſchöner als das Original copirt hatte. Von neuem ſchwor er mir zu, daß dieſe Kunſt, in der er ſo ausgezeichnet war, ihm nicht zu leben gewähre; ich glaubte ihm jedoch nicht. Er ſchien mir zu jenen Müßiggängern zu gehören, die das herumſchweifende Leben einer geregelten Thätigkeit vorziehen. Ich wollte ihm ei-

nen Louisd'or für einen ſeiner Fächer geben; doch er lehnte ihn ab, indem er mich bat, ihn als Geſchenk anzunehmen, und dagegen, da er übermorgen abzureiſen gedenke, für ihn bei Tiſche zu ſammeln. Ich nahm den Fächer an und verſprach, ſeine Bitte zu erfüllen.

Ohne Mühe brachte ich funfzig bis ſechzig Thaler zuſammen, die die Pilgerin ſelbſt bei Tiſche, wo wir noch ſaßen, in Empfang nahm. Weit entfernt von jeder Unſittlichkeit, ruhte der Schein der Tugend auf dieſer jungen Perſon. Als man ſie bat, ihren Namen auf ein Lotteriebuch zu ſchreiben, bat ſie um Entſchuldigung, und ſagte, daß man in Rom den Frauenzimmern, die man tugendhaft erziehen wolle, nicht ſchreiben lehre. Alles lachte, nur ich nicht; ich hatte Mitleid mit ihr und wollte ſie nicht verhöhnt ſehen; doch ich war nun gewiß, daß ſie ein Landmädchen war.

Am nächſten Morgen kam ſie zu mir und bat mich um einen Empfehlungsbrief nach Avignon; ich ſchrieb ihr deren zwei, den einen an den Banquier Audifred, den andern an den Wirth von St. Omère. Am Abend gab ſie mir den an Audifred zurück und ſagte, ihr Mann glaubte, daß

ſie deſſen nicht bedürfte. Zugleich bat ſie mich jedoch, genau zuzuſehen, ob der Brief, den ſie mir gäbe, auch der meinige ſey, und ich erwiderte ihr, nachdem ich ihn angeſehen, es ſey allerdings derſelbe. Lachend erwiderte ſie mir nun, daß ich mich irre, es ſey nur eine Copie. Ich beſtreite dies, und ſie ruft ihren Mann, der mich, mit meinem Briefe in der Hand, von ſeinem wunderbaren Nachahmungstalente überzeugt. Eine ſolche Copie war ein viel ſtärkeres Stück, als die Nachahmung eines Kupferſtichs. Erſtaunt bemerkte ich ihm, er könne aus ſeinem Talente große Vortheile ziehen; allein wenn er nicht wachſam auf ſich ſelbſt ſey, könne es ihm auch das Leben koſten.

Den Tag darauf reiſte das Paar ab. An ſeiner Stelle, zehn Jahre ſpäter, wird der Leſer erfahren, wie und wo ich dieſen Mann als Graf Pellegrini mit der guten Seraphine, ſeinem böſen Genius, wiederſah. In dem Augenblicke, wo ich dies ſchreibe, ſchmachtet er im Kerker, den er nicht mehr verlaſſen wird (ſpäter aber ſagte man mir, er ſey todt), und ſeine Frau iſt vielleicht in einem Kloſter glücklich.

Sobald ich mich wieder vollkommen wohl

fühlte, ging ich zu dem Marquis d'Argens, um von ihm und dem Präſidenten Eguille Abſchied zu nehmen. Nach Tiſche brachte ich drei Stunden im Geſpräch mit dem gelehrten Greiſe zu, der mich mit hundert kleinen Geſchichten aus dem Leben des Königs von Preußen unterhielt, die, wenn ich Zeit und Luſt hätte, ſie niederzuſchreiben, eine intereſſante Anekdotenſammlung abgeben würden. Dieſer Monarch beſaß bei ſeinen großen Eigenſchaften einige wenige Schwächen, wie ſie ſich bei allen ausgezeichneten Männern finden; doch waren ſie gering gegen die Zahl und Bedeutung ſeiner Tugenden. Der ermordete König von Schweden dagegen erregte nur Haß und trotzte nachher den Wirkungen deſſelben. Die Seele eines Despoten wohnte in ihm, und er bedurfte ihrer, um ſeiner herrſchenden Leidenſchaft, dem Verlangen, von ſich reden zu machen, um für einen großen Mann zu gelten, Genüge zu leiſten. Dadurch brachte er ſeine Feinde ſo weit, daß ſie ſich geradezu dem Tode weihten, nur um ihn zu tödten, und dies Schickſal, ſcheint es, hätte er vorherſehen müſſen, da ſeine Gewaltthätigkeiten die Verzweiflung derer zu den Waffen auf-

rieſen, die er unterdrückte. Der Marquis d'Argens machte mir alle ſeine Werke zum Geſchenk. Als ich ihn fragte, ob ich mich rühmen könnte, ſie wirklich alle zu beſitzen, antwortete er Ja, jedoch mit Ausnahme eines Theils ſeiner Lebensgeſchichte, die er in ſeiner Jugend geſchrieben, nachher aber beim Druck vernichtet habe, weil es ihn gereuete, ſie geſchrieben zu haben.

Und warum das? fragte ich ihn.

Weil ich mich mit meiner Sucht, die Wahrheit zu ſagen, dem Gelächter der Welt preisgegeben hätte. Sollte Ihnen je dieſe Luſt ankommen, ſo entziehen Sie ſich ihr ja bald. Ich ſage Ihnen voraus, daß es Sie gereuen wird. Denn als redlicher Mann können Sie die Wahrheit nicht ſagen, und als Geſchichtſchreiber haben Sie eine Pflicht, nicht allein nichts von dem zu verſchweigen, was Ihnen zugeſtoßen iſt, ſondern ſich auch bei Verirrungen nicht zu ſchonen und Ihren guten Handlungen, als Philoſoph das ihnen gebührende Relief zu geben. So ſind Sie genöthigt, ſich bald zu loben, bald zu tadeln; doch Ihre Geſtändniſſe wird man für baare Münze nehmen, und was Sie der Wahrheit gemäß zu Ihrem Lobe

ſagen, glaubt Ihnen Niemand. Außerdem machen Sie ſich durch die Aufdeckung von Geheimniſſen, die Andern nicht zur Ehre gereichen, nur Feinde. Verſchweigen Sie ihre Namen, ſo ſuchen ſie dieſe zu errathen, und das iſt eben ſo ſchlimm. Glauben Sie mir alſo, mein Freund, wenn es dem Manne ſchon nicht erlaubt iſt, von ſich zu reden, ſo wird es ihm noch viel weniger geſtattet, über ſich zu ſchreiben; denn nur in dem Falle, wenn eine offene Verleumdung ihn dazu zwingt, erlaubt man ihm bisweilen, ſich zu rechtfertigen. Drum — ſchreiben Sie nie Ihr Leben.

Vollkommen überzeugt durch die triftigen Anführungen des Marquis, verſicherte ich ihn, daß ich mich dieſer Thorheit nie ſchuldig machen würde — und dennoch mache ich mich ihrer ſeit ſieben Jahren ſchuldig, und glaube mich gegen mich ſelbſt verpflichtet, das Begonnene bis ans Ende fortzuführen, wie ſehr es mich auch gereuen möge, begonnen zu haben. Ich ſchreibe in der Hoffnung, daß meine Geſchichte das Tageslicht nicht ſehen ſoll, und gebe mir ſelbſt das Wort darauf, in meiner letzten Krankheit, wenn ich endlich vernünftig geworden ſeyn werde, alle meine Papiere verbren=

nen zu laſſen. Sollte dies nicht geſchehen, ſo wird der Leſer mir gewiß verzeihen, wenn er hört, daß dies Niederſchreiben meiner Lebensgeſchichte das einzige Mittel für mich war, um nicht närriſch zu werden, oder an dem Kummer zu ſterben, den die Schurken, welche ſich mit mir im Schloſſe des Grafen Waldſtein zu Dux befinden, mir täglich erregen. Indem ich ſo jeden Tag zehn bis zwölf Stunden ſchreibe, wehre ich der Schwermuth, mich zu tödten oder mich um den Verſtand zu bringen. Doch wir werden bei Zeit und Anlaß davon ausführlicher reden.

Den Tag nach dem Frohnleichnamsfeſte reiſte ich von Aix nach Marſeille ab. Doch ehe ich von dieſer Reiſe ſpreche, muß ich wenigſtens ein Wort von der Proceſſion ſagen, welche an dieſem Tage, zwar in allen katholiſchen Ländern bekannt, zu Aix mit ſo wunderlichen Eigenthümlichkeiten begangen wird, daß kein Fremder ohne Erſtaunen ihr beiwohnen kann. Der Leſer weiß gewiß, daß alle geiſtlichen und weltlichen Orden das höchſte Weſen auf dieſem Umzuge, bei dem man es unter der Geſtalt der Hoſtie umherführt, begleiten müſſen. Dies geſchieht überall und verdient keiner Erwäh-

nung. Aber was der Bemerkung würdig iſt und was Jeden in Erſtaunen ſetzen muß, ſind die Maskeraden, die Narrheiten und Ausgelaſſenheiten, die man hier überall zur Schau ſtellt. Der Tod, der Teufel, die Erbſünde, alle höchſt komiſch ausſtaffirt, laufen überall in den Gaſſen umher, zanken und ſchlagen ſich, und begehen den größten Unfug. Das Geſchrei, das Jauchzen, das Auspfeifen und Beifallrufen des Volks, das mit dieſen ehrwürdigen Perſonen allerhand Geſpött treibt, der Lärm der Geſänge, mit dem man ſie überall begrüßt, und die Schwänke und Poſſen, die man ihnen ſpielt, bilden ein Schauſpiel, das an Wunderlichkeit die Saturnalien der Römer weit übertrifft, wie alles, was das Heidenthum in dieſer Art Ausgelaſſenes kannte. Die Bauern der Landſchaft, fünf oder ſechs Meilen in der Runde, ſtrömen zur Ehre des Herrn nach der Stadt — es iſt ja ſein Feſt (Fête-Dieu)! Der Herr geht nur einmal im Jahre umher, und man glaubt in allem Ernſte, es ſey Pflicht, ihn an dieſem Tage zu erheitern und ihm zu lachen zu geben. Wer etwas dagegen einwenden wollte, würde für einen Ungläubigen gehalten werden, da der Biſchof ſelbſt, dem nichts

von allen dieſen Umgängen unbekannt bleibt, an der Spitze der luſtigen Genoſſenſchaft ſteht. Herr von St. Marc, ein Mitglied des Parlements, verſicherte mich in allem Ernſte, dies Feſt ſey eine herrliche Einrichtung, da es an einem Tage mehrere hunderttauſend Franken in die Stadt bringe. Dieſe Wahrheit erkannte ich ſogleich an und erwiderte nicht ein Wort darauf.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Aix hatte ich beſtändig an Henrietten gedacht. Ich wußte ihren wahren Namen, allein ich hatte nicht vergeſſen, was ſie mir durch Marcolina hatte ſagen laſſen, und hoffte ſie immer irgendwo in Aix zu treffen, wo ich einſt ihr gegenüber die ſeltſame Rolle ſpielte, die ſie mir aufgelegt hatte. Mehrmals hörte ich in verſchiedenen Geſellſchaften ihren Namen nennen; allein ich hütete mich wohl, nach ihr zu fragen, um nicht den Verdacht zu erregen, als kennte ich ſie. Uebrigens glaubte ich, ſie ſey auf dem Lande, und hatte mich nur in der Abſicht noch ſechs Wochen lang nach meiner großen Krankheit dort aufgehalten, um ſie bei vollkommener Geſundheit aufzuſuchen und wiederzuſehen. Ich verließ daher Aix mit einem Briefe in der

Taſche, der ihr meine Abſicht kund that, und den ich ihr, vor ihrem Schloſſe haltend, zuſtellen laſſen und nicht eher abſteigen wollte, als bis ſie mich einladen ließ.

Nach einigen Stunden hält mein Poſtillon, den ich von meinem Vorhaben unterrichtet hatte, vor ihrem Landſitze; es war elf Uhr. Meinen Brief übergebe ich einem Menſchen, der herauskommt, um zu fragen, was ich wünſche. Er nimmt ihn an und ſagt, er würde ihn ihr ſchicken.

Madame iſt alſo nicht zu Hauſe? frage ich.

Nein, mein Herr, ſie iſt in Aix.

Seit wie lange?

Seit ſechs Monaten.

Und wo?

In ihrem eigenen Hauſe. Binnen drei Wochen kommt ſie heraus, um hier, wie gewöhnlich, den Sommer zuzubringen.

Wollen Sie mir erlauben, ein paar Zeilen an ſie zu ſchreiben?

Sie dürfen nur ſo gütig ſeyn, abzuſteigen; ich werde Ihnen ein Zimmer öffnen, wo Sie alles, was Sie brauchen, finden.

Kaum bin ich abgeſtiegen, als ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen dieſelbe Perſon erblicke, welche mich in meiner Krankheit ſo ſorgſam gepflegt hat. Wohnen Sie hier? frage ich ſie.

Ja, mein Herr.

Und ſeit wie lange denn?

Seit zehn Jahren.

Und wie ſind Sie denn zu mir gekommen?

Wenn Sie mit mir ins Haus kommen wollen, will ich Ihnen alles erzählen.

Sie ſagte mir nun, daß ihre Gebieterin ſie habe rufen laſſen und ihr befohlen habe, ſich zu mir in den Gaſthof zu begeben, wo ich krank lag, ſich dreiſt in meinem Zimmer einzurichten und mich zu pflegen, als wenn ſie es ſelbſt wäre; im Fall man aber wiſſen wolle, wer ſie ſchicke, meinen Arzt zu nennen.

Wie? Er behauptet ja, Sie nicht zu kennen.

Das iſt möglich und er kann die Wahrheit geſagt haben; vielleicht jedoch war es auch ſo der Befehl meiner Herrſchaft. Mehr weiß ich darüber nicht; nur wundere ich mich, daß Sie Madame in Aix nicht geſehen haben.

Es ſcheint, ſie ſieht keine Geſellſchaft bei ſich.

Das iſt wahr; allein ſie geht überall hin.

Sonderbar! So muß ich ſie geſehen haben, und begreife nur nicht, wie ich ſie nicht wieder erkannt habe. Sie ſind ſeit zehn Jahren bei ihr: hat ſie ſich verändert? Wie? Hat ſie irgend eine Krankheit beſtanden, die ſie unkenntlich macht? Iſt ſie alt geworden?

Ganz und gar nicht; blos ſtärker iſt ſie geworden. Sie werden ihr keine dreißig Jahr geben.

So will ich ihr ſchreiben.

Sie geht, und ganz erſtaunt über dies ſonderbare Zuſammentreffen denke ich nach, ob ich nicht beſſer thue, ſogleich nach Aix zurückzukehren. Sie iſt dort, ſage ich mir, ſie ſieht Niemand bei ſich, nichts kann ſie abhalten, mich anzunehmen. Thut ſie es nicht, ſo gehe ich meiner Wege; allein Henriette liebt mich noch; ſie hat mir durch dieſe Pflegerin einen Beweis davon gegeben. Vielleicht iſt ſie nur böſe darüber, daß ich ſie nicht wieder erkannt habe; ſie weiß, daß ich Aix verlaſſen habe; ſie iſt überzeugt, daß ich in dieſem Augenblicke hier bin, und erwartet nun die Entwickelung dieſes ſonderbaren Spiels durch mei-

nen Beſuch. Soll ich gehen oder ſoll ich ihr ſchreiben?

Ich entſchließe mich, ihr zu ſchreiben und ihr in meinem Briefe zu ſagen, daß ich ihre Antwort poste restante in Marſeille erwarte. Ich gebe das Blatt meiner Pflegerin und reiche ihr zugleich Geld, um es durch einen Expreſſen nach Aix zu ſchicken; hierauf aber fahre ich weiter nach Marſeille. Hier wollte ich nicht gekannt ſeyn und nahm alſo meine Wohnung in einem geringen Gaſthofe, wo ich zu meiner Freude Madame Schizza, die Schweſter der Nina, fand. Sie kam ſo eben von Barcellona, das ſie vor einigen Tagen mit ihrem Manne verlaſſen hatte, und war im Begriff, nach Livorno zu gehen. Sie hatte bereits gegeſſen, ihr Mann war nicht da und mich trieb die Neugierde, ſie nach hunderterlei Dingen zu fragen; ich bat ſie daher, mich, bis man mir zu eſſen brächte, auf mein Zimmer zu begleiten.

Wie geht es Ihrer Schweſter? Iſt ſie noch in Barcellona?

Meine Schweſter iſt noch dort, aber ſie wird nicht lange mehr da bleiben. Der Biſchof will ſie weder in der Stadt, noch in ſeinem Kirch-

ſprengel dulden, und er vermag mehr als der Graf Riela. Sie iſt von Valencia nur als Durchreiſende zurückgekommen, die man auf ihrem Wege nach Italien nicht aufhalten konnte; allein man bleibt nicht neun oder zehn Monate an einem Orte, durch den man blos reiſen will. So wird ſie gewiß Barcellona in einem Monate verlaſſen müſſen; doch ſie grämt ſich deshalb nicht, denn ſie iſt überzeugt, daß der Graf ſie überall, wohin ſie auch gehe, mit großem Aufwande unterhalten werde, und daß es ihr noch gelingen muß, ihn an den Bettelſtab zu bringen. Unterdeß iſt ſie zufrieden, ſeinen guten Ruf völlig vernichtet zu haben.

Ich kenne ihre Art zu denken einigermaßen; aber am Ende kann ſie doch nicht einen Mann anfeinden und haſſen, der ſie durch ſeine Freigebigkeit reich gemacht haben muß.

Sie irren ſich, ſie beſitzt nichts als Diamanten. Doch wie? Halten Sie dies Ungeheuer denn des Gefühls der Dankbarkeit fähig? Oder ſetzen Sie überhaupt nur menſchliche Empfindungen bei ihr voraus? Sie iſt eine Abſcheuliche, ein Ungeheuer, das Niemand beſſer kennt, als ich. Nur

darum hat ſie den Grafen zu hundert Ungerechtigkeiten verleitet, um ganz Spanien von ſich reden zu machen, und um es überall bekannt werden zu laſſen, daß ſie die Herrin ſeines Leibes und ſeiner Seele, ſeines Vermögens und ſeines Willens ſey. Je ſchreiender eine Ungerechtigkeit iſt, je mehr gefällt ſie ihr; denn ſie weiß alsdann um ſo ſicherer, daß man von ihr rede, und dies iſt alles, was ſie will. Ihre Verbindlichkeiten gegen mich ſind unzählig; ſie verdankt mir Alles, ſelbſt ihr Leben, und dennoch hat die Verworfene, anſtatt meinen Mann im Dienſte befördern zu laſſen, was ihr nur ein Wort gekoſtet hätte, nicht eher geruht, als bis man ihm den Abſchied gab.

Ich erſtaune, daß Sie mit ſolchen Empfindungen ſich doch gegen mich ſo edel benommen hat.

Ja, ich weiß Alles; doch wenn Sie auch Alles wüßten, ſo würden Sie ihr wenig Dank für ihre Wohlthaten ſchuldig zu ſeyn glauben. Sie hat Sie im Gaſthofe und im Gefängniſſe nur beköſtigt, um der Welt damit zu zeigen, daß Sie wirklich, zur Schmach des Grafen, ihr Geliebter ſeyen. Ganz Barcellona weiß, daß man Sie an ihrer Thür hat ermorden wollen, und daß der

Meuchelmörder, den Sie verwundet haben, geſtorben iſt.

Doch ſie hat dieſen Anfall weder befohlen, noch darum gewußt, das wäre unnatürlich.

Ich weiß es; doch giebt es etwas, was natürlich wäre in dieſer Nina? Was ich Ihnen als gewiß ſagen kann, iſt nur das, was ich ſelbſt geſehen habe. So oft der Graf zu ihr kam, ſprach ſie von nichts, als von Ihnen, von Ihrem Geiſte und von Ihrem Benehmen, das ſie mit dem der Spanier verglich, um dieſe herabzuwürdigen. Der Graf, hierdurch gereizt, bat ſie oft und anhaltend, davon aufzuhören und von etwas Anderm zu reden; doch umſonſt. Endlich verließ er ſie unter Flüchen auf Sie, zwei Tage vor dem Anfalle, und verſicherte ihr beim Weggehen, er wolle Ihnen eine Artigkeit erweiſen laſſen, worauf Sie nicht rechneten. Als wir am Abend bei Ihrem letzten Weggehen den Schuß fallen hörten, rief Nina, ohne die geringſte Bewegung zu verrathen, aus: dies ſey gewiß die Artigkeit, die der unglückliche Graf Ihnen habe erzeigen wollen. Ich entgegnete ihr, daß Sie vielleicht getödtet worden wären; doch ſie antwortete, dies ſey um ſo ſchlim-

mer für den Grafen, der dann gewiß ſey, einen Rächer zu finden. Gleich darauf fing ſie jedoch an zu lachen, indem ſie an das Aufſehen dachte, was dieſe Geſchichte in Barcellona machen würde. Den andern Morgen fand ich ſie in der heiterſten Laune, als Ihr Bedienter erſchien, um uns anzuzeigen, daß Sie verhaftet ſeyen.

Mein Bedienter, wie? Stand der mit ihr in Verbindung?

Sie ſollten es nicht wiſſen; doch ſeyn Sie verſichert, der Menſch liebte Sie.

Davon bin ich überzeugt; doch fahren Sie fort.

Hierauf ſchrieb ſie an Ihren Wirth ein Billet, das ſie mir nicht zeigen wollte, worin ſie ihn jedoch angewieſen haben wird, Sie mit allem Nöthigen zu verſehen. Ihr Diener erzählte uns, er habe den blutigen Degen und Ihren durchbohrten Mantel geſehen, und ſie äußerte darüber die größte Freude, nicht etwa, weil Sie den Mördern entgangen waren, ſondern in der Hoffnung, daß Sie nun Ihre Rache nehmen würden. Nur das wußten wir uns nicht zu erklären, unter welchem Vorwande Sie der Graf hatte verhaften laſſen.

Am Abend bekamen wir ihn nicht zu ſehen; den folgenden Tag erſchien er um acht Uhr, und die Nichtswürdige empfing ihn mit lautem Lachen und allen Zeichen der größten Heiterkeit. Sie ſagte ihm, ſie habe Ihre Verhaftung erfahren und lobte ihn deshalb, da dies nur geſchehen ſeyn könne, um Sie vor den Angriffen Ihrer Verfolger zu ſchützen. Der Graf erwiderte ihr jedoch trokken, Ihre Verhaftung habe mit dem nächtlichen Abenteuer nichts gemein; Sie wären nur für einige Tage verhaftet, während man Ihre Päſſe unterſuche, und Sie würden in Freiheit geſetzt werden, ſobald man nichts entdecke, was dem entgegen ſey. Nun fragte ſie ihn, wer der Verwundete ſey, und er erwiderte ihr, die Polizei forſche nach ihm, doch man habe bis jetzt Niemand entdeckt. Nur Ihr Hut ſey aufgefunden und Ihnen zugeſchickt. Hierauf ließ ich ſie allein und er blieb bis Mitternacht. Die ganze Stadt wußte in wenig Tagen von Ihrer Einſchließung in den Thurm. Am Abend fragte Nina den Grafen nach der Veranlaſſung hierzu, und er antwortete ihr hierauf, man habe Urſache, Ihre drei Päſſe für falſch zu halten, da wenigſtens der des venetianiſchen Geſandten es ge-

wiß ſey. Sie wären bei Ihrer Regierung in Ungnade, und es ſey daher unwahrſcheinlich, daß Ihr Geſandter Ihnen dieſen Paß gegeben habe. Bei dieſer Vorausſetzung aber müßte auch der königliche Paß und der des Grafen Aranda nachgemacht ſeyn, da ſolche Päſſe nur denen ertheilt würden, die von ihrer Regierung mit einem Paſſe verſehen wären. Dies ſey der Grund Ihrer engern Verhaftung, und man würde Sie nur in Freiheit ſetzen, wenn Ihre Päſſe von den Ausſtellern anerkannt würden. Dies iſt Alles, was ich davon weiß.

Die Verhaftung des Malers Pogomas überzeugte uns, daß nur er Ihr Ankläger ſeyn könnte, wahrſcheinlich um ſich dafür zu rächen, daß Sie ihn hatten fortweiſen laſſen. Er blieb im Gefängniſſe, wie wir glaubten, um für ſeine Anklage zu bürgen. Somit hofften wir auch Sie in Freiheit zu ſehen, als wir hörten, daß Pogomas aus der Citadelle nach Genua zurückgeſchickt ſey. Ihre Päſſe waren alſo richtig befunden; doch als Sie immer noch nicht erſchienen und der Graf auf Nina's Fragen nicht mehr antwortete, wußten wir nicht, was wir von Ihrem Schickſale denken ſollten. In ihrer Verſtellung lobte ſie den Grafen wegen dieſes Geheim-

thuns und fragte nicht weiter nach Ihnen. Endlich hörten wir jedoch, daß Sie frei wären. Nina glaubte Sie nun im Theater ſehen zu müſſen, und hoffte vor dem Publikum damit zu triumphiren, daß ſie es ſey, die den Vicekönig genöthigt habe, Sie wieder frei zu geben. Sie ſchickte ſich daher an, mit allem Glanze in ihrer Loge zu erſcheinen, als wir zu unſerer Verwunderung hörten, daß das Theater auf drei Tage geſchloſſen ſey. Am Abend erfuhren wir von dem Grafen ſelbſt, daß Sie Ihre Papiere mit der Weiſung zurückerhalten hätten, das Reich zu verlaſſen, und Nina lobte die Vorſicht ihres Liebhabers. Sie ſah wohl, daß Sie es nicht wagen würden, ſie zu beſuchen, und glaubte, daß Ihnen auch das Schreiben unterſagt ſey; doch behauptete ſie, daß, wenn Sie den Muth gehabt hätten, ſich zu ihr zu ſchleichen, ſie mit Ihnen davongegangen ſeyn würde. Nicht wenig erſtaunte ſie aber, als ſie von Ihrem Diener vernahm, wie Sie faſt durch ein Wunder den Mördern auf der Grenze entgangen ſeyen, und erzählte dem Grafen lachend die ſeltſame Geſchichte. Dieſer that, als wiſſe er nichts davon. Danken Sie alſo Gott, Spanien lebend verlaſſen zu haben; Ihre Bekannt-

ſchaft mit dieſem Ungeheuer hätte Ihnen das Leben koſten können. Ich bin jetzt nur unglücklich durch ſie, und der Himmel ſtraft mich dafür, dieſe Verworfene in die Welt geſetzt zu haben.

Wie! rief ich erſtaunt, in die Welt geſetzt?

Ja; erfahren Sie Alles: Nina iſt meine Tochter.

Iſt es möglich! Wir hielten ſie für Ihre Schweſter.

Das iſt ſie auch; ſie iſt die Tochter meines Vaters.

Was muß ich hören! Ihres Vaters?

Ja, ich war ſechzehn Jahr alt, als ich ſie gebar; ſie iſt die Tochter der Sünde und der gerechte Himmel ſtraft mich durch ſie. Ihr Vater iſt todt und ſeiner Rache entgangen; doch mir iſt es aufbehalten, ſie entweder umzubringen oder von ihren Händen zu ſterben. Hätte ich ſie doch lieber in der Wiege erwürgt!

Außer mir vor Entſetzen bei dieſer gräßlichen Erzählung, deren Wahrheit ich nicht in Zweifel ziehen konnte, wußte ich kein Wort darauf zu erwidern. Ich fragte daher nur, ob die Nina wiſſe, daß ſie ihre Tochter ſey, und ſie ſagte mir nun,

ihr Vater ſelbſt habe es ihr bekannt, als er in ihrem elften Jahre, wie ein guter Vater, auch ihre Blumen gebrochen habe, worauf er kurz nachher geſtorben ſey.

Bei dieſer zweiten Unthat des Charlatans Pelandi wurde mir die Sache ſo arg, daß ich lachen mußte. Dieſer wunderliche Kauz hatte das Unglück, ſich in ſeine Töchter und Enkelinnen zu verlieben. Aufrichtig geſtanden, glaube ich, daß unſer Abſcheu vor einer ſolchen Verbindung weniger in der Natur, als durch unſere Erziehung und Gewohnheiten begründet iſt.

Ich fragte die Schizza, auf welche Weiſe der Graf Riela in die Nina verliebt geworden ſey. Hören Sie, erwiderte ſie; die Geſchichte iſt nicht lang und ſehr ſonderbar. Kaum war ſie nämlich vor zwei Jahren bei ihrer Rückkehr von Liſſabon, wo ſie den Bergonzi zurückgelaſſen hatte, in Barcellona angekommen, ſo verſchaffte ihr ihre ſchöne Geſtalt eine Anſtellung als Figurantin beim Ballet; ihr Talent war unbedeutend, ſie wußte keinen Pas zu machen. Alles was ſie verſtand, war ein Sprung im Umwenden, den man die Rebaltada nennt. Mit dieſem Sprunge debütirte ſie,

und hatte das Vergnügen, das Parterre laut klat=ſchen zu hören, was jedoch nicht ihrer Kunſt, ſon=dern dem Umſtande zuzuſchreiben war, daß man dabei ihre Beinkleider bis an den Gurt ſah. Nun müſſen Sie aber wiſſen, daß es beim Ballet ein Geſetz giebt, das jede Tänzerin zu einem Thaler Strafe verurtheilt, die beim Tanzen ihre Tricots ſehen läßt. Nina wußte davon nichts und machte ihre Rebaltada auf gewohnte Art, das Publikum klatſchte und ſie machte ſie noch ſchöner zum zwei=ten Male. Am Ende des Ballets erſchien der Re=giſſeur und zeigte ihr an, daß er von ihrer Gage für dieſen Monat für ihre unverſtändigen Sprünge zwei Thaler abzuziehen habe. Nina ſchmäht und flucht, allein gegen das Geſetz vermag ſie nichts. Doch wiſſen Sie, was ſie den andern Tag thut, um ſich zu rächen? Sie figurirt ohne Beinklei=der, wiederholt ihre Rebaltada noch frecher als zuvor und bringt das Parterre dadurch faſt außer ſich vor Jubel. Man hatte einen ſolchen Lärm, ſo lange Barcellona ſtand, nicht erlebt. Der Graf Riela hatte aus ſeiner Parterre=Loge auf dem Theater ſelbſt alles beſſer, als irgend ſonſt Jemand geſehen. Ueberraſcht und außer ſich vor Erſtau=

nen läßt er den Inſpector rufen und befiehlt ihm, dieſe Unverſchämtheit auf das ſtrengſte und nicht durch bloße Geldſtrafe zu ahnden. Laſſen Sie ſie vor mir erſcheinen, ſagte er zu ihm, indem er geht.

Nina tritt in die Loge des Vicekönigs mit all' der Frechheit, die Sie an ihr kennen, und fragt ihn, was er von ihr wolle.

Sie ſind eine Unverſchämte, redet er ſie an, die die Achtung gegen das Publikum und die Geſetze aus den Augen ſetzt, und eine ſtrenge Züchtigung verdient.

Was habe ich denn gethan? fragte ſie naiv.

Denſelben Sprung wiederholt, der Ihnen geſtern verboten wurde.

Das iſt wahr; allein ich habe Ihr Geſetz ja nicht verletzt, da gewiß Niemand behaupten kann, meine Beinkleider geſehen zu haben; um vor Strafe ſicher zu ſeyn, habe ich gar keine angezogen. Konnte ich wohl mehr für Euer vermaledeites Geſetz thun, das mich nun ſchon zwei Thaler koſtet? Antworten Sie mir darauf.

Der Vicekönig mit ſeinem ganzen anſehnlichen und ernſten Gefolge mußte ſich Gewalt anthun,

um nicht in lautes Lachen auszubrechen, denn, wie Sie wiſſen, erlaubt der ſpaniſche Ernſt das nicht. Im Grunde genommen hatte Nina Recht, und ein weiterer Streit darüber, ob dies lächerliche Geſetz wirklich verletzt ſey, würde bei genauerer Erörterung die ganze Sache nur lächerlich gemacht haben. Der Vicekönig begnügte ſich daher damit, ihr zu eröffnen, daß, wenn ſie ſich noch einmal herausnähme, ohne Beinkleider zu tanzen, ſie einen Monat lang auf Waſſer und Brod ins Gefängniß ſpaziren würde. Nina gehorchte.

Acht Tage darauf gab man ein neues Ballet von meinem Manne, welches dem Publikum dergeſtalt gefiel, daß man ſeine ſofortige Wiederholung begehrte. Der Graf befahl, dieſem Wunſche zu genügen, und die Tänzer und Tänzerinnen erhielten daher Befehl, das Ballet noch einmal zu beginnen. Nina, die faſt ſchon entkleidet war, erklärte jedoch meinem Manne, ſie tanze nicht mehr, und er möge daher nicht auf ſie rechnen. Sie war nicht zu entbehren, da ſie eine Hauptfigur des Ballets vorſtellte. Seine Vorſtellungen verlacht ſie, keine Gründe vermögen etwas über ſie; ſie will nicht. Mein Mann zeigt dem Inſpector an,

was die Urſache ſey, dem Wunſche des Parterres nicht entſprechen zu können; dieſer verfügt ſich zur Nina, will ſie durch Ueberredung gewinnen, und ſchmäht und droht, als alles umſonſt bleibt, wie raſend. Nun reißt der Nina die Geduld; ſie ergreift den kleinen Mann bei der Schulter und ſchiebt ihn ſo unſanft zur Thüre hinaus, daß er faſt der Länge nach hinſtürzt. Der Beleidigte eilt in die Loge des Vicekönigs, giebt ihm von dem Vorgefallenen Rechenſchaft, und gleich darauf erſcheinen zwei Soldaten, um ſie, wie ſie geht und ſteht, vor den Gouverneur zu führen. Sie war faſt im Hemde, zum Unglück für ihren Züchtiger, der, wenn er ſtandhaft bleiben wollte, ſie in ſolchem Negligé nicht ſehen durfte. Sie wiſſen, wie ſchön ſie iſt, die Abſcheuliche. Der Vicekönig hat ſie kaum erblickt, als er ihr mit ſchwankender Stimme Vorwürfe über ihr Benehmen macht; Nina, hierdurch ermuthigt, erwidert ihm rund heraus, er könne ſie tödten laſſen, doch nicht ſie zwingen, zu tanzen. Mag Spanien, das Publikum, mag die ganze Welt zu Grunde gehen, ich will nicht tanzen, und Sie haben unrecht, mich dazu zwingen zu wollen, da in meinem Contracte

nichts davon ſteht, daß ich in einem und demſelben Ballet zweimal an einem Abend figuriren ſoll. Ihre Tyrannei und der Schimpf, den Ihr unerträglicher Despotismus mir in dieſem Augenblicke anthut, empören mich ſo, daß ich Ihnen hiermit erkläre, daß ich auf Ihrem Theater weder heute, noch morgen, noch jemals wieder tanzen will. Ich verlange keinen Heller von Ihnen; laſſen Sie mich gehen, und erfahren Sie, daß ich eine freie Venetianerin bin. Glauben Sie nicht, daß mich die Mißhandlungen ſchrecken, die Sie über mich verhängen können; ich bin entſchloſſen, ſie ſtandhaft zu tragen, und wenn Sie mich nicht umbringen, ſo will ich in Italien bekannt machen, wie man ehrliche Leute bei Ihnen behandelt; das ſoll meine Rache ſeyn. Der Gouverneur, außer ſich vor Erſtaunen, erklärte Nina für toll. Er ließ meinen Mann rufen und befahl ihm, das Ballet ohne ſie zu geben, und für die Zukunft nicht auf ſie zu rechnen, da ſie nicht mehr im Dienſte ſey. Hierauf entließ er Nina und befahl, ſie gehen zu laſſen. Sie kehrte in die Garderobe zurück, kleidete ſich an und blieb von nun an bei uns. Mein Mann gab das Ballet, wie es gehen wollte; doch

der Vicekönig fühlte ſein Herz von glühender Leidenſchaft für die Unverſchämte entflammt. Sie hatte ihre Hoffnung auf einen koſtbaren Ring geſetzt, den ſie zu verkaufen und mit dem Gelde nach Italien zurückzukehren dachte.

Molinari war es, ein ſchlechter Sänger dieſer Truppe, der den folgenden Tag bei ihr erſchien, um ihr im Auftrage Sr. Excellenz zu ſagen, daß er ſie in ſeinem Landhauſe zu ſehen wünſche, um ſich zu überzeugen, ob ſie wirklich närriſch ſey oder nicht, da ſie mit ihm in einem Tone geredet habe, den ſich noch Niemand gegen ihn herausgenommen. Das war es, was die Nina wollte, jetzt war ſie ihrer Eroberung gewiß. Sie erwiderte Molinari daher, Se. Excellenz würde ſie vernünftig und ſanft finden. Auf dieſe erſte Zuſammenkunft, von der Molinari das Verdienſt hatte, folgte nun alles Uebrige ganz natürlich. Um ſich ſein Herz zu erhalten und der Fortdauer ſeiner Leidenſchaft gewiß zu ſeyn, mißhandelte ſie ihn von Zeit zu Zeit und machte ihn dann durch Nachgiebigkeit und Anmuth wieder zu dem glücklichſten der Menſchen. So kam es bald dahin, daß er nicht mehr ohne ſie leben zu können glaubte.

Dies war es, was ich von der Schizza erfuhr, die damals nicht über vierzig Jahr alt war. In zwei Jahren wird ſich der Leſer mit mir in Bologna befinden und dort die Nina wiederſehen; — alsdann mehr von ihr.

Den andern Tag erhielt ich durch die Poſt eine Antwort von Henrietten; Folgendes war der Inhalt Ihres Briefes: „Nichts iſt romantiſcher, mein alter Freund, als die Geſchichte unſers Wiederſehens vor ſechs Jahren in meinem Landhauſe, und die unſers jetzigen Zuſammentreffens, zwei und zwanzig Jahre nach unſerer Trennung in Genf. Wir ſind beide ſeitdem alt geworden; doch wollen Sie glauben, daß ich, trotz dem, daß ich Sie noch immer liebe, doch froh bin, von Ihnen nicht wieder erkannt worden zu ſeyn? Argwöhnen Sie darum nicht, daß ich häßlich geworden bin; meine Stärke nur hat meine Züge verändert. Ich bin Wittwe, glücklich und wohlhabend genug, um Ihnen ſagen zu können, daß Sie in Henriettens Börſe alles Nöthige finden werden, wenn Ihre Fonds bei den Banquiers ausgehen ſollten. Doch nach Aix kehren Sie nicht zurück, dies würde den Leuten nur zu reden geben; führt Ihr Weg Sie

in einiger Zeit wieder hierher, ſo können wir uns jedoch ſehen, wenn gleich nicht wie alte Bekannte. Ich bin in dem Gedanken glücklich, zur Erhaltung Ihres Lebens vielleicht dadurch beigetragen zu haben, daß ich Ihnen eine Pflegerin gab, deren Treue und Gutherzigkeit ich kannte. Es iſt mir auch ganz recht, daß ſie Ihnen Alles erzählt hat. Wollen Sie mit mir in brieflichem Verkehr bleiben, ſo werde ich mein Möglichſtes thun, ihn zu unterhalten. Sehr neugierig bin ich, zu erfahren, wie es Ihnen ſeit Ihrer Flucht aus den Bleikammern ergangen iſt. Dagegen verſpreche ich jetzt, wo Sie mir einen ſo großen Beweis Ihrer Discretion gegeben haben, Ihnen auch die ganze Geſchichte zu erzählen, die uns in Ceſena zuſammenführte, und die Begebenheiten meiner Rückkehr in mein Vaterland. Die erſte iſt der ganzen Welt ein Geheimniß, und Herr d'Antoine allein weiß einen Theil davon. Ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, daß Sie ſich hier bei Niemand nach mir erkundigt haben; Marcolina muß Ihnen alſo alles geſagt haben, was ich ihr auftrug. Schreiben Sie mir, was aus dem lieben Kinde geworden iſt. Adieu!" —

Dieſer Brief beſtimmte meinen Entſchluß. Henriette war verſtändig geworden, die Oberherrſchaft des Temperaments war bei mir, wie bei ihr, verſchwunden. Sie war glücklich, ich nicht. Wäre ich nach Aix zurückgekehrt, ſo hätte man unfehlbar errathen, was Niemand wiſſen durfte, und wozu hätte dies geführt? Ich konnte ihr nur zur Laſt ſeyn. Darum antwortete ich ihr in einem ausführlichen Schreiben und nahm den angebotenen Briefwechſel an. Mit wenigen Worten erzählte ich ihr meine Erlebniſſe, und ſie theilte mir die ihrigen in einigen dreißig Briefen mit, die ich dieſen Memoiren beifügen werde, wenn Henriette vor mir ſtirbt. Jetzt lebt ſie noch in hohem Alter und glücklich.

Den Tag darauf beſuchte ich Madame Audibert und ging mit ihr zur N. N., die damals drei Kinder hatte, welche ihr Mann anzubeten ſchien. Ich gab ihr gute Nachrichten von Marcolinen, die ich von Venedig erhalten hatte, und von der ich im Jahre 1774, wenn ich dahin zurückkehre, noch zu reden haben werde. Auch die Geſchichte von La Croce und den Tod der Charlotte, der ſie ſehr ergriff, erzählte ich ihr. Sie theilte mir dagegen

neue Nachrichten von Roſalien mit, die durch ihren Mann ſehr reich geworden war. Ach! ich durfte nicht hoffen, ſie wiederzuſehen, denn von Genua ſcheuchte mich der Anblick des ehrlichen Grimaldi zurück. Meine geweſene Nichte kränkte mich, ohne es zu wiſſen, nicht wenig; ſie fand mich gealtert und ſagte es mir. Gewöhnlich tröſtet der Mann ſich ziemlich ſchnell über dies unfreundliche Compliment, dennoch mißfällt es immer dem, der auf galanten Verkehr noch nicht Verzicht gethan hat. Sie gab mir ein koſtbares Mittageſſen, und ihr Mann machte mir Anerbieten, die ich mich ſchämte anzunehmen. Noch beſaß ich funfzig Louisd'or und war entſchloſſen, nach Turin zu gehen, wo ich neue Mittel zu finden hoffte. In Marſeille traf ich den Herzog von Vilardi, den Tronchin künſtlich am Leben erhielt. Dieſer, der jetzt Gouverneur der Provence war, lud mich zum Abendeſſen ein, bei welchem ich nicht ohne Erſtaunen den Marquis d'Aragon wiederfand, der hier Bank machte. Ich pontirte niedrig und verlor; der Marquis lud mich mit ſeiner Frau, einer alten Engländerin, die ihm vierzigtauſend Guineen als Mitgift zugebracht hatte, ungerechnet zwanzig-

tauſend Pf. Sterl., welche auf ihren Sohn fielen, bei ſich zum Eſſen ein. Von dieſem glücklichen Abenteurer ſcheute ich mich nicht, funfzig Louisd'or, die er mir anbot, zu borgen.

Hierauf verließ ich Marſeille ganz allein in einem Lohnwagen, der nach Antibes ging, von wo ich nach Nizza reiſte, das ich in Geſellſchaft eines Abbé's verließ, um über den Col di Tenda, dem höchſten aller Alpenpäſſe, nach Turin zu gehen. Auf dieſem Wege hatte ich Muße, die Schönheit der Landſchaften von Piemont zu bewundern. In Turin empfingen mich der Ritter Raiberti und der Graf la Perouſe auf das freundſchaftlichſte. Alle fanden mich gealtert; dennoch war ich erſt vier und vierzig Jahr, die man mir keineswegesanſah. Mit dem engliſchen Miniſter, Ritter L., wurde ich genau bekannt; er war ein höchſt liebenswürdiger, mit Geſchmack und Kenntniſſen ausgerüſteter Mann, reich, ein Freund der Tafel, von Jedermann geliebt, und unter andern von einer Tänzerin aus Parma, Namens Carpioni, die eine vollendete Schönheit war.

Sobald ich meinen Freunden meine Idee mittheilte, nach der Schweiz zu gehen und auf meine

Koſten eine italieniſche Widerlegung der Geſchichte Venedigs von Amelot de la Houſſaye drucken zu laſſen, beeiferten ſich alle, mir Subſcribenten zu ſammeln, die mir eine beſtimmte Anzahl Exemplare vorausbezahlten. Der großmüthigſte unter dieſen war der Graf la Perouſe, der mir fünf und zwanzig Piſtolen in Gold für funfzig Exemplare einhändigte. Acht Tage darauf reiſte ich, mit zweitauſend piemonteſiſchen Livres in meiner Börſe, von Turin ab, und ſah mich ſo in den Stand geſetzt, das ganze Werk, das ich in der Citadelle von Barcellona entworfen hatte, und jetzt, mit dem zu widerlegenden Autor und mit der Geſchichte Venedigs des Procurators Nani in der Hand, ausführen wollte, drucken zu laſſen. Mit dieſen Büchern machte ich mich nach Lugano auf den Weg, wo eine gute Druckerei und keine Cenſur zu finden war, und wo ich mein Werk drucken zu laſſen beſchloß. Der Inhaber der Druckerei war, wie ich überdies wußte, ein Gelehrter; man lebte gut dort und die Geſellſchaft ließ nichts zu wünſchen übrig. Unfern von Mailand und von Vareſe, wo der Herzog von Modena den Sommer zuzubringen pflegte, nahe bei Chur, bei Como, Chiavenna und dem

Lago maggiore, mit ſeinen berühmten borromäiſchen Inſeln, war Lugano ein Ort, wo es mir leicht werden mußte, mich angenehm zu unterhalten. Meine Reiſe war bald zurückgelegt und ich nahm meine Wohnung in dem Gaſthofe, der für den beſten galt. Der Wirth, Tagoretti, wies mir die beſten Zimmer ſeines Hauſes zur Wohnung an.

Den folgenden Morgen ging ich zu dem Doctor Agnelli, dem Beſitzer der Druckerei, der außerdem Theolog, Prieſter und als rechtſchaffener Mann bekannt war. Ich ſchloß mit ihm einen Contract in aller Form, nachdem er ſich anheiſchig machte, mir vier Bogen wöchentlich zu zwölfhundert Exemplaren, die ich ihm am Schluſſe jeder Woche bezahlte, zu liefern; ſeiner Seits behielt er ſich eine Art von Cenſurrecht vor, das jedoch, wie er hoffte, das gute Einverſtändniß unter uns nicht ſtören ſollte. Ich gab ihm hierauf meine Vorrede, und eine Einleitung, die ihn eine Woche lang beſchäftigen ſollte, nachdem ich mein Papier ausgewählt und das Format, groß Octav, wie ich es wollte, beſtimmt hatte.

Als ich zum Eſſen nach dem Gaſthofe zurückkehrte, kündigte der Wirth mir den Bargello,

der mich ſprechen wolle, an. Dieſer Bargello war der Chef der Stadtmiliz. Obgleich nämlich Lugano zu den dreizehn Cantonen gehörte, ſo war die Polizeiverwaltung der Stadt doch der in den übrigen Städten Italiens gleich. Neugierig, zu wiſſen, was dieſer Unglücksvogel von mir wollte, ließ ich ihn eintreten, da ich ihm doch am Ende Gehör nicht verweigern konnte. Den Hut in der Hand, verſicherte er mich, er käme, mir ſeine Dienſte anzubieten, und mir zu melden, daß ich, obſchon fremd, die Stadt mit aller erdenklichen Sicherheit vor meinen äußern Feinden, ſo wie ohne alle Furcht in Abſicht der Händel, die ich etwa mit der Regierung von Venedig haben möchte, bewohnen könnte.

Ich danke Ihnen, erwiderte ich, und glaube dies ohne Weiteres, denn ich bin ja in der Schweiz.

Doch die Regel iſt, fuhr er fort, daß die Fremden, die ſich unſers Schutzes erfreuen wollen, eine Kleinigkeit wöchentlich, oder monatsweiſe, oder jährlich vorausbezahlen.

Und wenn ſie das nicht thun? fiel ich ihm ein.

So können ſie ſich nicht für ſicher halten.

Vortrefflich; doch ich habe nichts zu fürchten,

und halte mich daher für ſicher, auch ohne zu bezahlen.

Ich weiß jedoch, daß der Herr, ich bitte um Verzeihung, gewiſſe Beziehung mit der venetianiſchen Regierung —

Sie irren ſich, mein Freund.

O darin irre ich mich nicht.

Suchen Sie Jemand, der mit mir um zweihundert Zechinen wettet, daß ich von Venedig nichts zu fürchten habe; ich deponire ſie in einer Stunde.

Der Bargello ſtutzte; der Wirth, welcher gegenwärtig war, bemerkte ihm, er könne ſich doch wohl irren, und erſtaunt ging er von dannen. Der Letztere, erfreut über dieſe Unterhaltung, ſagte mir nun, daß, da ich drei oder vier Monate in Lugano zuzubringen gedächte, ich dem Capitain, der hier die Stelle eines Gouverneurs bekleidete, aus Artigkeit wohl einen Beſuch machen könnte. Er iſt ein Edelmann aus der Schweiz, ſagte er, ein trefflicher, liebenswürdiger Mann mit einer jungen geiſtreichen Frau, die ſchön wie ein Engel iſt. — O in dem Falle, erwiderte ich, gehe ich morgen früh, verlaſſen Sie ſich darauf, zu ihm.

Den andern Tag gegen Mittag ging ich zu dem Capitain; man meldet mich, ich trete ein und erblicke Herrn von —, mit ſeiner reizenden Gattin und einem kleinen Knaben von fünf oder ſechs Jahren; unbeweglich bleiben wir vor einander ſtehen und ſehen uns an. —

Sechstes Capitel.

Marazzani wird beſtraft. — Abreiſe von Lugano. — Turin. — Dubois in Parma. — Livorno. — Orloff's Abfahrt mit der Escadre. — Piſa. — Stratico. — Die Marquiſe Chigi. — Abreiſe von Siena in Geſellſchaft einer Engländerin.

Dies war einer von den ſchönen Augenblicken meines Lebens. Dergleichen unerwartete, ja ungeahnete und nur dem Zufalle zu dankende Scenen des Wiederſehens gewährten mir immer eine unausſprechliche Freude. Herr von — war der erſte, welcher Worte fand und mich zärtlich in ſeine Arme ſchloß. Schnell hatten wir gegenſeitig alle Verſicherungen alter Freundſchaft ausgetauſcht, und entſchuldigten uns nun darüber, ich, daß ich nicht früher nach ſeinem Namen gefragt, und er, daß er geglaubt hatte, auch andere Italiener könn-

ten ſo heißen wie ich. Ich mußte natürlich für heute ſeinen Tiſch annehmen, wie ich ihn fand, und dies ſtellte denn unſere alte Vertraulichkeit ſchnell wieder her. Seine Regierung hatte ihm dieſe ſehr einträgliche Stelle gegeben, und er bedauerte nur, daß dieſe Sendung nur zwei Jahre währte. Er freute ſich gleich mir, daß ein glückliches Ungefähr ihn gerade zu einer Zeit hierher geführt habe, wo er mir nützlich ſeyn konnte, und verſicherte mir wiederholt, ich könne in allem, was von ihm abhänge, völlig über ihn disponiren. Ich konnte nicht mehr wünſchen. Mit den Zeichen der lebhafteſten Freude empfing er die Nachricht, daß der Druck eines Werks, welcher mehrere Monate dauern könnte, mich hierher geführt habe, und bewies mir lebhaftes Bedauern, als ich das Anerbieten ſeines Tiſches bis auf ein einziges Mal in der Woche abzulehnen mich genöthigt ſah. Mein Werk war nur erſt entworfen, und ich mußte die Nächte mit zu Hülfe nehmen, um das auszuarbeiten, was am Tage gedruckt wurde, indeß den Tag hindurch die Correctur mich beſchäftigte.

Seine Gattin konnte ſich von ihrem Erſtaunen gar nicht erholen. Es war jetzt neun Jahr,

daß ich ſie in Solothurn verlaſſen hatte, ſo ſchön, daß ich nicht glaubte, daß einige Jahre mehr ihren Reizen noch neue hinzufügen könnten; dennoch fand ich ſie jetzt noch ſchöner als damals. Ich machte ihr mein Compliment darüber, und ſie ſchien zu wiſſen, daß ich nicht ſchmeichelte. Mehrere Male ſtellte ſie mir den einzigen Sprößling ihrer Verbindung vor, von dem ſie vier Jahre nach meiner Abreiſe Mutter geworden war. Sie liebte ihn auf das zärtlichſte und ſchien in der That ihn verziehen zu wollen; indeſſen ſoll das Kind doch, wie man mir ſagt, ein liebenswürdiger junger Mann geworden ſeyn. In einer Viertelſtunde hatte Frau von — mir von allen Vorfällen in Solothurn, die mich intereſſiren konnten, Kunde gegeben. Das Bedeutendſte darunter war, daß Lebel ſich mit ſeiner Frau in Beſançon niedergelaſſen hatte, wo ſie ſehr gemächlich leben ſollten. Was meine Erlebniſſe während der verfloſſenen neun Jahre betraf, ſo fand Frau von —, daß ihre Erzählung ihr hinreichenden Stoff zur Unterhaltung während meines Aufenthaltes in Lugano geben würde.

Das offene Geſtändniß dieſer liebenswürdigen

Frau, daß ſie mich lange nicht mehr ſo jugendlich fände, wie ich in Solothurn ihr erſchienen ſey, ließ mich ſchnell auf alle Pläne verzichten, die ich auf eine Erneuerung unſers frühern Verhältniſſes hätte bauen können. Deſto beſſer, dachte ich zu Hauſe bei mir ſelbſt, ſo bleibe ich ihr Freund und der ihres Gemahls. Das Werk, mit deſſen Bekanntmachung ich mich beſchäftigte, erlaubte mir keine Zerſtreuung, und eine Liebſchaft dieſer Art hätte leicht meine beſte Zeit in Anſpruch nehmen können. Den folgenden Morgen fing ich an zu arbeiten und wurde nur eine einzige Stunde lang durch Hrn. v. — Beſuch unterbrochen. Den Tag darauf erhielt ich den erſten Bogen, den ich corrigirte und der mich vollkommen befriedigte. So brachte ich den ganzen erſten Monat in meinem Zimmer zu, das ich nur Sonntags verließ, um in die Meſſe zu gehen, bei Frau von — zu eſſen und mit ihr und ihrem reizenden Knaben ſpaziren zu gehen. Täglich arbeitete ich vierzehn Stunden, und nach Ablauf eines Monats war der erſte Theil im Druck vollendet, während ich das Manuſcript des zweiten fertig im Pulte hatte. Vier Wochen ſpäter war das ganze, drei Bände ſtarke

Werk beendet, und der Drucker überlieferte es mir zu Ausgang Octobers. In weniger als einem Jahre hatte ich die ganze Ausgabe abgeſetzt.

Mein Hauptzweck bei dieſem Werke war, mich mit den Staatsinquiſitoren von Venedig wieder auszuſöhnen. Nachdem ich ganz Europa durchirrt hatte, fühlte ich ein brennendes Verlangen, in meine Heimath zurückzukehren, in mir, und dieſe Sehnſucht wurde zu Zeiten ſo unerträglich, daß ich nirgends als dort mehr leben zu können glaubte. Amelot de la Houſſaye hatte die Geſchichte Venedigs als Feind und Widerſacher der Venetianer geſchrieben; ſeine Darſtellung war eine wahre Satyre, allerdings voll von gelehrten Bemerkungen, allein auch voller ſchnöder Verleumdungen. Seit ſiebzig Jahren befand ſich dies Werk in den Händen der Welt, und Niemand hatte ſich die Mühe gegeben, es zu widerlegen. Ein Venetianer, der die Lügen dieſes Hiſtorikers durch den Druck hätte zurückweiſen wollen, würde in Venedig ſelbſt die Erlaubniß der Regierung dazu nicht bekommen haben. Bei dieſer war es Grundſatz, weder etwas für, noch wider ſich, weder etwas zum Lobe, noch zum Tadel über ſich ſchreiben zu laſſen. So

war es gekommen, daß Niemand, bei der Ausſicht auf Strafe ſtatt der Belohnung, es über ſich genommen hatte, den Verleumder zu widerlegen. Ich glaubte mich dazu berufen und verpflichtet. Die Gründe, welche ich hatte, mich über eine Regierung zu beklagen, die eine ungeſetzliche Verfolgung gegen mich rechtfertigte, machten meine Unparteilichkeit unverdächtig, und die überzeugende Klarheit, mit der ich die Lügen und Irrthümer Amelot's vor Aller Augen hinzuſtellen ſicher war, ließ mich mit Zuverſicht auf eine Belohnung rechnen, die ja nur in einem Act der Gerechtigkeit gegen mich beſtand. Seit vierzehn Jahren war man mir die Erlaubniß zur Rückkehr in mein Vaterland, von dem eine ungerechte Gewalt mich entfernt hielt, ſchuldig, und ich rechnete mit Zuverſicht darauf, daß die Staatsinquiſitoren dieſe Gelegenheit benutzen würden, ihren Gewaltſtreich unter dem Schein einer Begnadigung, deren meine Vaterlandsliebe mich würdig machte, wieder auszugleichen. Der Leſer wird ſehen, daß ich richtig gerathen hatte; allein man ließ mich noch fünf Jahre darauf warten. Herr von Bragadin war todt, und ich hatte nur noch zwei Freunde in Ve=

nedig, Dandolo und Barbaro; dieſe hatten mir in Venedig ſelbſt nicht weniger als funfzig Subſcribenten zu meinem Werke verſchafft.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Lugano war das Haus der Frau von — das einzige, das ich beſuchte. Nur zuweilen ſah ich den gelehrten Abbé Riva, einen Verwandten des berühmten Angelo Querini, der mich ihm empfohlen hatte. Dieſer Gelehrte genoß einer ſo entſchiedenen Achtung unter ſeinen Landsleuten, ſowohl von Seiten ſeines Verſtandes, als ſeines Herzens, daß man ihn faſt in allen vorkommenden Streitigkeiten zum Schiedsrichter erwählte und dadurch der Nothwendigkeit zu klagen entging. Die Diener der Rechtschikane verabſcheuten ihn daher einſtimmig und ſahen in ihm ihren Todfeind; doch ihr Haß erhöhte nur ſeinen Ruhm. Sein Neffe, Graf Baptiſt Riva, ein Verehrer der Muſen, wie des Bacchus und der Venus, war mein einziger Freund, obſchon ich ihm keineswegs mit dem Glaſe in der Hand gewachſen war. An jungen Mädchen fehlte es uns beiden auch nicht; er trat ſie mir ab, ich gab ihnen Geld, und ſie liebten ihn deshalb nur um ſo mehr. Mit ihm und zwei rei-

zenden Schweſtern machte ich auch die Reiſe nach den borromäiſchen Inſeln. Ich wußte, daß Graf Friedrich Borromeo, der mich in Turin mit ſeiner Freundſchaft beehrt hatte, daſelbſt verweilte, und ſicher, von ihm freundlich aufgenommen zu werden, ging ich mit meinem Freunde und den beiden Schweſtern, von denen die eine für ſeine Frau galt und ſo die andere decken mußte, zu ihm. Dieſer Graf lebte, obgleich am Rande des Unterganges, doch wie ein Fürſt; von der Schönheit ſeiner Inſeln aber iſt es unmöglich, eine Schilderung zu geben, die dem Leſer ein Bild dieſes köſtlichen Schauſpiels mittheilen könnte. Hier waltet in der That ein ewiger Frühling, den weder Hitze, noch Kälte unterbricht. Der Graf bewirthete uns köſtlich und unterhielt unſere Schönen mit dem Fiſchfang und andern Ergötzlichkeiten. Obgleich über alle Maßen häßlich, alt und gebrechlich, wußte er doch noch zu gefallen. Als wir am vierten Tage nach Lugano zurückkehrten, wollte ich auf der Chauſſee einem Wagen Platz machen; mein Pferd ſtrauchelte, glitt in den Graben hinab und ich ſtürzte ihm zehn Fuß tief nach. Ich ſchlug mit dem Kopfe an einen großen Stein und glaubte mich tödtlich

verletzt. Dennoch ſtellte mich ein tüchtiger Aderlaß bei meiner Ankunft in Lugano ſchnell wieder her; doch war dies das letzte Mal in meinem Leben, daß ich mich zu Pferde ſetzte.

Um dieſe Zeit trafen in Lugano die verordneten Viſitatoren der dreizehn Kantone ein; die Luganer nannten ſie Geſandte; Herr von — nannte ſie Schultheiſſen. Sie wohnten mit mir bei Tagoretti, wo ich täglich mit ihnen aß. Der Landesbote von Bern gab mir Nachrichten von meinem Freunde, Herrn v. M. und ſeiner Familie, die mir Freude machte; die liebenswürdige Sara, ſeine Tochter, hatte Herrn v. B. geheirathet und war glücklich.

Die Viſitatoren waren ſchon fort, als ich eines Morgens den elenden Marazzani in meinem Zimmer erſcheinen ſehe, den ich kaum erblicke, als ich ihn beim Kragen faſſe. Er ſchreit und wehrt ſich umſonſt mit aller Macht; ich ſchleppe ihn zur Thür hinaus, werfe ihn nieder und ſtürze auf ihn, ehe er ſeinen Stock oder Degen gebrauchen kann. Während ich ihm noch reichlich Ohrfeigen und Fauſtſtöße ertheile, kommt der Wirth auf den Lärm herbei und nöthigt mich mit ſeinen Leuten, mei-

nem gerechten Zorne Einhalt zu thun. Ich heiße ihn den Schurken feſthalten, bis ich den Bargello herbeigeholt habe, um ihn in Verhaft zu nehmen. Hierauf gehe ich in mein Zimmer zurück, um mich ſchnell anzukleiden, während der Elende lärmt und ſchreit, Herrn v. — von dem Vorgefallenen Bericht zu erſtatten. Der Bargello erſcheint, fragt mich, warum er den Mann verhaften ſoll, und ich erwidere ihm, daß er dies von dem Gouverneur erfahren ſolle, zu dem ich in dieſem Augenblick eilte. Folgendes aber war die Urſache meines gerechten Grimmes.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich, als mich der Alcalde Meſſa aus dem Gefängniſſe von Buen Retiro wieder in meine Wohnung führte, den Elenden daſelbſt zurückließ. Nachher hörte ich, daß man ihn nach Africa in eine Feſtung geſchickt habe, wo er mit Soldaten-Löhnung auf einer Galeere arbeitete. Er that mir leid; doch da ich nichts für ihn thun konnte, ſuchte ich ihn zu vergeſſen. Er war unglücklich, aber keines Vergehens ſchuldig; ſein einziges Verbrechen war, ohne Geld und ohne Protection zu ſeyn, und ſich als Müßiggänger in Madrid aufzuhalten, wo die Po-

lizei damals gegen alle Weſen ſeines Gelichters unmäßig ſtreng war.

Acht Monate darauf fand ich in Barcellona unter den Operntänzerinnen die Pellucci wieder, die ich als Mädchen in Venedig geliebt hatte. Ich hatte ihren Mann in Riga zurückgelaſſen, wo er noch iſt, und fühlte den Wunſch in mir, ihr Nachrichten von ihm zu hinterbringen, und wenn ſie wollte, meine alte Verbindung mit ihr wieder anzuknüpfen. Ich gehe zu ihr und ſie ſchreit vor Freuden bei meinem Anblicke laut auf. Nach einer herzlichen Umarmung wünſcht ſie mir Glück, daß ich dem Elende entgangen ſey, in das eine abſcheuliche Tyrannei mich geſtürzt habe. Ich weiß nicht, von welchem Elende Sie reden, antworte ich ihr.

Von der Galeere, erwidert ſie, die doch gewöhnlich jeden, der daran nicht gewöhnt iſt, das Leben koſtet.

Niemals habe ich dieſes Unglück erfahren. Wer hat Ihnen dies Mährchen aufgebunden, das mich beſchimpft?

Der Graf Marazzani, der drei Wochen lang

hier war und ſich aus demſelben Verderben glücklich durch die Flucht gerettet hat.

Der Schurke hat gelogen; doch dieſe Lüge ſoll ihm das Leben koſten.

Von dieſem Augenblick an konnte ich dieſes Menſchen nie gedenken, ohne den brennenden Wunſch in mir zu fühlen, ihn irgendwo anzutreffen und ihn ſeine Verleumdung theuer bezahlen zu laſſen. Erſt in Lugano führte ſein Unſtern ihn mir entgegen. Was ich mit ihm vorgenommen hatte, war das Werk eines erſten Impulſes geweſen; ich glaubte, nichts gethan zu haben; denn am Ende hatte ich eben ſo viel Stöße und Schläge empfangen, als ausgetheilt. Jetzt war er verhaftet und ich eilte zu Herrn v. —, um zu ſehen, ob dieſer mir zu einiger Genugthuung gegen dieſen Elenden verhelfen könne.

Sobald Herr v. — den Zuſammenhang der Sache vernommen hatte, ſagte er mir, er könne den Verleumder weder im Kerker behalten, noch ihn aus der Stadt weiſen, wenn ich nicht bei ihm mit einer Vorſtellung einkäme, in der ich um Sicherheit des Lebens vor dieſem Menſchen antrüge, von dem ich ſtarke Gründe hätte zu glauben, daß

er nach Lugano gekommen ſey, um mich zu er=morden. Dieſe Klage könne ich mit der Darſtel=lung meiner Beſchwerden wider ihn, ſo wie mit Erzählung der Umſtände, wie er bei mir einge=drungen ſey, ohne ſich vorher anmelden zu laſſen, unterſtützen. Entwerfen Sie eine ſolche Vorſtel=lung, ſagte der Gouverneur, wir werden ja als=dann ſehen, was er darauf antwortet. Unterdeß werde ich ihm ſeinen Paß abfodern, die Sache hinziehen und ihm hart begegnen laſſen; allein am Ende aller Dinge kann ich doch nichts thun, als ihn aus der Stadt weiſen laſſen, wofern er nicht etwa Bürgſchaft zu leiſten im Stande iſt.

Dies war alles, was ich vom Herrn von — erlangen konnte. Ich verfaßte die Eingabe, und hatte am folgenden Tage die Genugthuung, den Elenden gebunden vor mir erſcheinen zu ſehen. Er leugnete, bei mir eingedrungen zu ſeyn, in der Abſicht, mich zu überfallen oder gar zu morden, und ſagte uns, daß er in Barcellona nur wieder=erzählt habe, ich ſey in einer Feſtung zu öffent=lichen Arbeiten verurtheilt, weil man ihm dies als gewiß verſichert habe, und daß es ihn freue, wenn dem nicht ſo ſey. Der Gouverneur erwiderte ihm,

dies ſey keine Entſchuldigung für die grobe Verleumdung, deren er ſich gegen mich ſchuldig gemacht habe, und er könne mir eine anderweite Genugthuung dafür nicht verweigern. Zugleich führte er ihm zu Gemüthe, der Verdacht des beabſichtigten Mordes gegen ihn ſey dringend, weil er ſich einen falſchen Namen im Gaſthofe gegeben habe, wie ich behauptete und wofür ich Bürge geworden ſey; wäre dem nicht ſo, ſo würde er von mir Entſchädigung verlangen können, in ſofern er wirklich der Graf Marazzani ſey. So lange bis dies jedoch auszuweiſen ſey, müſſe er in Verhaft bleiben; man werde indeß ſeinetwegen nach Piacenza ſchreiben, um zu erfahren, ob er der ſey, für den er ſich ausgebe, oder nicht. Sind Sie es wirklich, ſo hat ſich Herr Caſanova gegen Sie zu jeder Genugthuung anheiſchig gemacht; ſind Sie es jedoch nicht, ſo müſſen Sie ſich darauf gefaßt machen, mit Schimpf und Schande von Lugano und ſeinem Gebiete weggewieſen zu werden.

Hierauf mußte er ins Gefängniß zurück, wo es für den Bargello nur eines Winkes bedurfte, um ihm nach meinen Wünſchen zu begegnen, da der arme Teufel keinen Heller im Vermögen hatte.

Herr von — ſchrieb nach Parma an den Agenten der Eidgenoſſenſchaft, um das Nöthige ſeinetwegen zu ermitteln, und der Unverſchämte, der den ungünſtigen Ausgang dieſer Nachforſchungen vorherſah, legte ſich nun aufs Bitten. Er ſchrieb den kläglichſten Brief an mich, den man leſen konnte, geſtand mir, er ſey ein armer Handwerker aus Bobio, habe, obſchon er Marazzani heiße, mit der gräflichen Familie dieſes Namens nichts gemein, und bat mich zum Schluß flehentlich und demüthigſt, ihm ſeine Freiheit wiedergeben zu laſſen.

Nachdem ich dieſen Brief Herrn von — gewieſen hatte, ließ ich ihn in Freiheit ſetzen, mit dem Befehl jedoch, Lugano binnen 24 Stunden zu verlaſſen. Er war im Ganzen nur vier Tage im Gefängniſſe geweſen; ich hatte die gewünſchte Genugthuung erhalten und gab ihm daher Geld und einen Empfehlungsbrief nach Augsburg an Herrn von Sellentin, der dort als preußiſcher Werbeofficier ſtand, mit. Wir werden an ſeinem Ort auf dieſen Menſchen zurückkommen.

Der Ritter de Breche beſuchte die Meſſe von Lugano, um hier Pferde zu kaufen; ich verlebte vierzehn Tage mit ihm bei Frau von —, deren

Reize ſein Herz beſiegt hatten. Drei oder vier Tage nach ſeiner Abreiſe verließ auch ich Lugano, um den Winter in Turin zuzubringen. Meine dortigen Freunde und der engliſche Miniſter ließen mich angenehme Zerſtreuungen in Menge dort erwarten. Zugleich erhielt ich in dieſen Tagen einen Wechſel von hundert Ducaten von Seiten des Fürſten Lubomirski, der nach dem Tode des Großmarſchalls der Krone Polens, Bilinski, zu dieſem hohen Poſten erhoben ward. Dieſe hundert Ducaten waren der Betrag für funfzig Exemplare meines Werks, die ich ihm geſchickt hatte.

In Turin fand ich einen Brief von dem edlen Venetianer Girolamo Zulian, demſelben, den ich mit Erlaubniß der Staatsinquiſitoren dem venetianiſchen Miniſter Mocenigo in Madrid empfohlen hatte. In dieſem Briefe fand ich einen zweiten an Herrn Berlendis, Geſandten der Republik in Turin, dem ich denſelben kaum überreicht hatte, als er mir dafür ſeinen Dank bezeigte, daß ich ihn dadurch aus der Verlegenheit über die Art und Weiſe reiße, wie er mich zu empfangen habe. — Dieſer Berlendis war reich und dem ſchönen Geſchlecht im Uebermaaß ergeben. Sein Haus war glänzend,

und dies genügte, um ihm in Venedig den Ruf zu erwerben, daß er ſeinem Geſandtſchaftspoſten Ehre mache. Zu den Geſandtenſtellen der Republik iſt nichts weniger erfoderlich, als Verſtand und Kenntniſſe. Ein ſolcher Mann würde vielmehr, ſobald er beide anzuwenden ſich einfallen ließe, die Ungnade des Senats ſchnell auf ſich zu ziehen, in Gefahr ſtehen, da dieſer keinen andern Willen hat, als den des Colleggio, unter welcher Bezeichnung man in Venedig das Staatscabinet verſteht, das von den Miniſtern gebildet wird. Berlendis jedoch konnte dieſem Corps auf keine Art mißfällig ſeyn, da er weder auf eigenen Willen, noch auf Geiſt den geringſten Anſpruch machte.

Er war mit mir einig darüber, daß die Herausgabe meines Werks mir nur vortheilhaft ſeyn könne, und ließ ſich daher bereitwillig finden, ſelbiges von Amtswegen an die Staatsinquiſitoren zu ſenden. Die Antwort, welche er darauf empfing, war höchſt ſonderbar. Der Secretair des furchtbaren Tribunals antwortete ihm, daß er wohl daran gethan habe, dies Werk, deſſen bloßer Titel genüge,

die Verwegenheit ſeines unbeſonnenen Verfaſſers zu zeigen, an den Gerichtshof einzuſenden. Man würde es unterſuchen laſſen; unterdeſſen aber möge er mich ſtreng beobachten, und ſich hüten, mir irgend ein Zeichen von Begünſtigung zu gewähren, das den Verdacht erregen könnte, als wolle er mich in meiner Eigenſchaft als Venetianer in ſeinen Schutz nehmen.

Dieſe Antwort war vollkommen im Geiſte des Tribunals, von dem ſie kam. Die Mitglieder deſſelben waren nicht mehr dieſelben Männer, die mir den Zutritt bei Mocenigo in Madrid verſchafft hatten. Ich fand daher auch Berlendis Vorſicht ganz natürlich, und ging nicht mehr zu ihm, außer einige Mal früh am Morgen zum Kaffee.

Der Erzieher ſeines Sohnes, ein Abbé aus Corſica, war mir überhaupt intereſſanter, als er ſelbſt. Er war Gelehrter, und ſchrieb in Proſa, wie in Verſen, mit gleicher Auszeichnung. Er hieß Andreis, und iſt derſelbe, der jetzt in England lebt, wo er aller der Freiheit genießt, nach der ſein Geiſt verlangte. Mit dieſem und einigen erklärten Epikuräern verlebte ich meine Tage in Turin höchſt angenehm und ruhig. Der alte Ritter

Raiberti, der Graf La Perouſe, der Wollüſtling Riva, der engliſche Miniſter, ein liebenswürdiger Abbé Roubien, und ein wenig literariſche Beſchäftigung erfüllten meine Zeit — allen Liebſchaften blieb ich fremd. Häufige Abendeſſen mit allerliebſten Mädchen ſtillten unſere Wünſche, noch ehe ſie lebhafter werden oder uns Seufzer koſten konnten.

Eine Modehändlerin, die Geliebte des Grafen La Perouſe, ſtarb um dieſe Zeit an Verſchlukkung des Bildniſſes ihres Geliebten anſtatt der geweihten Hoſtie. Ich machte auf dieſen Vorfall zwei Sonnette, mit denen ich zufrieden war und noch bin. Mit Bavetti hatte ich einen literariſchen Streit; es war dies derſelbe Bavetti, der nachher zu London ſtarb und deſſen Motto „Ille Bioneis sermonibus et sale nigro“ hätte ſeyn ſollen. Er ſchrieb im reinſten Italieniſch und intereſſirte mich durch die beißende Satyre, mit der alles, was er ſchrieb, gewürzt war. Er verſtand Engliſch, allein er machte es dadurch unangenehm, daß er die Schönheiten der italieniſchen Sprache durchaus mit denen der engliſchen paaren wollte.

Um dieſe Zeit kam ich auf den Gedanken,

nach Livorno zu gehen und dem Grafen Alexis Orloff, der das dort liegende und nach Conſtantinopel beſtimmte Geſchwader befehligte, meine Dienſte anzubieten und auf dieſe Art mein Glück zu machen. Hätte ein Engländer dieſe Expedition befehligt, ſo würde ſie ihr Ziel wahrſcheinlich erreicht haben.

Der engliſche Miniſter gab mir einen dringenden Empfehlungsbrief an den engliſchen Conſul in Livorno mit; durch ein anderes Blatt hatte der Abbé Andreis mich dem Corſen Rivarola, einem Manne von Geiſt und genauem Freunde Paoli's, empfohlen, und endlich hatte mir einer meiner engliſchen Freunde, Namens Aſton, einige Zeilen an einen Kaufmann ſeiner Nation, jedoch ohne alle Ermächtigung zu einer Geldzahlung, mitgegeben, ſo daß ich Turin ohne allen Credit bei irgend einem Wechſelhauſe in Italien und mit ſehr wenigem baaren Gelde in der Taſche verließ.

Der eben erwähnte Aſton war damals in eine wunderliche Geſchichte verwickelt, die ich nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen kann. — Er hatte ſich nämlich in Venedig in eine überaus ſchöne Frau, von der ich mich nicht erinnere, ob ſie Griechin oder Nea-

politanerin von Geburt war, verliebt. Der Mann dieſer Schönheit war aus Turin und hieß Slopis. Ohne gerade dem freigebigen Engländer in ſeiner galanten Neigung große Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſo war doch nicht ganz zu verhindern, daß der Herr Gemahl ſich nicht gerade in Augenblicken ſtörend und unbequem bewieſen hätte, wo er es am wenigſten hätte ſeyn dürfen, wenn er anders ein Mann von Wort geweſen wäre. Ein ſolcher Gemahl iſt widriger, als ein eiferſüchtiger, und dies um ſo mehr, als der Liebhaber keine ſtarke Sprache mit ihm reden darf. In dieſer Lage entſchloß ſich Aſton, der, getrieben von engliſcher Freimüthigkeit, Aufrichtigkeit und Liebe, ein ſolches halbes Verhältniß nicht ertragen konnte, dem Herrn Gemahl ſeine Meinung frei herauszuſagen. Er fragte ihn daher, ob er vielleicht tauſend Guineen brauche, und bot ihm dieſe unter der Bedingung an, drei Jahre lang mit ſeiner Frau, ohne ſeine Begleitung, auf Reiſen gehen zu dürfen. Slopis nahm das Anerbieten an und unterzeichnete eine Schrift darüber. Nach Ablauf der drei Jahre ſchreibt dieſer, der in Turin geblieben iſt, an ſeine Frau nach Venedig, und verlangt von ihr, daß ſie zu ihm zurückkehre, von

Aſton aber, daß er ſich ihrer Abreiſe nicht wider=ſetze. Die Frau antwortet ihm, ſie wolle nicht mehr mit ihm leben, und Aſton erwidert, daß er ſie weder verſtoßen könne, noch wolle. Zugleich empfahl er jedoch, in der Vorausſetzung, daß Slo=pis die diplomatiſchen Wege einſchlagen würde, ſeine Sache dem engliſchen Geſandten in Turin, der darüber ſogleich mit dem Ritter Raiberti, dem damaligen Chef des auswärtigen Departements, Rückſprache nahm. Von dieſem hatte jedoch ſchon Slopis das Verſprechen erhalten, daß man ſeinet=wegen an Camerana, den piemonteſiſchen Reſi=denten in Venedig, ſchreiben und von der dor=tigen Regierung die Auslieferung ſeiner Frau ver=langen würde. Zu gleicher Zeit hatte ſich auch Berlendis von ihm überreden laſſen, ſeine Fode=rungen in Venedig, als vollkommen gerecht, zu unterſtützen und die Zurückſendung der Frau auch gegen ihren Willen zu bewirken. Die Sache wäre abgemacht geweſen, wenn Camerana ſeine Fode=rung zugleich mit Raiberti geltend gemacht hätte; allein dieſer Letztere, mehr Mann von Wort, als gewiſſenhaft hinſichtlich der Pflichten der Ehe, hatte den Brief an Camerana zurückgehalten, ergriff die

entgegengeſetzte Partei und empfing, Berlendis zum Trotz, den Ritter Aſton, der um dieſer Sache willen ſelbſt nach Turin gekommen war, während die Slopis unter engliſchem Schutze in Venedig zurückblieb, auf das freundlichſte. Der Gemahl ſchämte ſich, ſeine Sache öffentlich zur Verhandlung kommen zu laſſen, da ſein Contract ihn mit Schmach bedeckte; doch Berlendis brachte, wie ein neuer Don Quixote, Jedermann durch den Eifer zum Lachen, mit dem er ihm zu ſeinem Rechte verhelfen wollte, und ſich darüber erhitzte, daß man ihm nicht öffentlich Beiſtand leiſte. Sein Recht war klar, eine geſetzliche Trennung war nicht vorhanden, und nichts konnte ihn daher hindern, ſich nach Ablauf der drei Contracts-Jahre wieder in den Beſitz ſeiner Frau zu ſetzen, die er nur für dieſe Zeit veräußert hatte.

Was würden Sie aber ſagen, ſprach ich zum Eiferer Berlendis am Tage vor meiner Abreiſe, wenn Ihr Schützling Slopis ſich mittelſt tauſend Guineen abermals zur Veräußerung ſeiner Ehehälfte auf drei Jahre bereit finden ließ?

An eine ſolche Nichtswürdigkeit kann ich nicht glauben, erwiderte er.

Daran thun Sie unrecht, ſprach ich. Die Sache iſt Jedermann bekannt, und Sie machen ſich ohne allen Zweifel lächerlich, oder eines unredlichen Verfahrens verdächtig. Doch tröſten Sie ſich, man kennt Sie als reich und als einen Ehrenmann; nur muß ich Ihnen als Freund rathen, die ſogenannte gerechte Sache dieſes Slopis aufzugeben, der ſich der Vorrechte eines Sacraments dadurch unwürdig gemacht hat, daß er ſie zu verkaufen im Stande war.

Berlendis ſprühete bei meinen Worten Feuer und Flamme; ich reiſte ab, und zwei Jahre darauf fand ich in Bologna den Engländer Aſton und die Slopis, deren Schönheit zu bewundern ich Gelegenheit hatte. Sie ſchaukelte auf ihren Knieen einen kleinen Aſton, der unbeſchreiblich reizend war; ich brachte ihr Nachricht von ihrer Schweſter; doch davon mehr an ſeinem Ort.

Von Turin nach Parma reiſte ich mit einem Venetianer, der, wie ich, aus ſeinem Vaterlande verbannt war, aus Gründen, die nur den Staatsinquiſitoren bekannt ſeyn mochten. Er war, um zu leben, Schauſpieler geworden, und reiſte mit zwei Damen, von denen die Eine ſeine Geliebte ſeyn

mochte. Als er erfuhr, wer ich war, bot er mir ſeine Freundſchaft an und verſtattete mir Zutritt zu allen Ergötzlichkeiten der Reiſe, welche unſere Verbindung nur gewähren konnte. Doch ich war verſtimmt und fand keine Freude an ſeinen Scherzen. Mit chimäriſchen Hoffnungen eilte ich nach Livorno. Ich glaubte mich dem Grafen Orloff bei der Einnahme von Conſtantinopel unentbehrlich machen zu können; ich bildete mir ein, daß er ohne mich die Dardanellen nicht durchſchiffen könne, und kam mir wie ein neuer Achilles vor, ohne den nach dem Schluſſe des Schickſals Troja nicht erobert werden konnte. Indeß hinderten dieſe Ideen mich doch nicht, für meinen neuen Freund, der Angelo Bentivoglio hieß, innige Zuneigung zu faſſen. Die Staatsinquiſitoren aber konnten dieſem ein Vergehen nicht vergeben, das unter allen, welche die Philoſophie kennt, gewiß das kleinſte und unbedeutendſte iſt. Ich werde von ihm nähere Nachricht geben, wenn der Leſer mich, vier Jahre ſpäter, nach Venedig zurückgekehrt ſehen wird.

Wir erreichten Parma um Mittag und ich nahm von ihm und ſeiner Geſellſchaft Abſchied.

Der Hof war gerade in Calorno; doch da ich am Hofe nichts zu thun hatte, ſo beſchloß ich, am folgenden Morgen ſogleich nach Bologna weiter zu gehen. Inzwiſchen ging ich doch zu dem buckligen Dubois, dem Münzdirector des Infanten, einem Manne von Geiſt, Talent und vieler Eitelkeit, ihn um ein Abendeſſen zu bitten. Der Leſer wird ſich unſerer Bekanntſchaft vor nun zwei und zwanzig Jahren in der glücklichen Zeit erinnern, wo ich in Henrietten verliebt war. Seitdem hatte ich ihn nur zweimal flüchtig wiedergeſehen. Er empfing mich mit einem lauten Freudenrufe wie einen alten vertrauten Freund, und konnte nicht aufhören, mir für die Aufmerkſamkeit zu danken, daß ich die wenigen Stunden meines Aufenthalts in Parma ihm zu ſchenken beſchloſſen hatte. Ich erzählte ihm, ich gehe nach Livorno, wo Graf Alexis Orloff mich erwarte, und müſſe Tag und Nacht reiſen, da die Flotte zum Auslaufen bereit läge. Er beſtätigte dies und zeigte mir Briefe aus Livorno, die er ſo eben erhalten hatte, und die davon ſprachen. Dennoch verſicherte ich ihm keck, Graf Orloff könne ohne mich nicht auslaufen, und Dubois verbeugte ſich, voll Bewunderung vor

meiner politiſchen Wichtigkeit, bei dieſen Worten. Er machte Miene, von dieſer Expedition, die damals ganz Europa in Bewegung ſetzte, zu reden; allein meine künſtliche Zurückhaltung und mein Heimlichthun gab dem Geſpräch bald eine andere Wendung. Er zeigte mir hierauf ſeine ſchönen Zeichnungen und Kupferſtiche, die in der That wahre Meiſterſtücke waren, und ließ mich dann mit ſich und ſeiner Gouvernante ſpeiſen. Wir ſprachen viel von Henrietten, die er genau zu kennen ſich rühmte; er ſprach mit der höchſten Achtung von ihr, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, mir das, was ich von ihr wußte, zu entlocken. So blieb ihm endlich nichts übrig, als mir den ganzen Tag über von ſich zu erzählen, und über die Monarchen Europa's zu klagen, auf die er, jedoch mit der einzigen Ausnahme des Königs von Preußen, ſchmähte, der ihn, ohne ihn zu kennen und weder mittelbar, noch unmittelbar mit ihm zu thun zu haben, zum Baron erhoben hatte.

Vor allem aber klagte er über den Infanten von Parma, der ihn nicht aus ſeinem Dienſte laſſen wolle und ſich doch nicht entſchließen könne, eine Münze prägen zu laſſen, ſo daß er nicht das

mindeſte bei ihm zu thun hätte. Darüber beſchwerte er ſich nun bitter und verſicherte, er würde nicht nach Parma gekommen ſeyn, wenn er geglaubt hätte, hier ſein Brod, wie ein Domherr ſeine Pfründe, in Müßiggang und Nichtsthun verzehren zu müſſen. Eben ſo heftig klagte er über die Miniſter Ludwigs XV., von denen er, wie er ſich ausdrückte, nur ein Glas Waſſer begehrt habe, ohne dies jedoch erhalten zu können. Dies Glas Waſſer beſtand in dem ſchwarzen Bande des St. Michael-Ordens, das man Leuten von viel geringerm Verdienſt, als das ſeinige war, ertheilt hatte. Auch über die Republik Venedig mußte ich ſeine bittern Klagen vernehmen, die ihm für ſeine Verdienſte die kärglichſte Belohnung zugemeſſen hatte. Er war ein Jahr lang in Venedig damit beſchäftigt geweſen, den Wageſtempel in der Münze einzuführen, und hatte ſeinem Verſprechen vollkommen genügt. Die Republik ſah ſich durch ihn in den Stand geſetzt, eben ſo vollkommene Münzen zu prägen, als irgend ein Staat in Europa, und dennoch hatte ſeine Belohnung dafür in einer wahren Kleinigkeit beſtanden. Er verſicherte mich, viermal ſo viel bei ſeiner Reform des Münzweſens

aufgewandt zu haben, als ſeine Belohnung dafür betrug.

Nachdem ich ihm eingeräumt hatte, daß er vollkommen Recht habe, über die ganze Welt zu klagen, bat ich ihn, mir bei irgend einem Banquier einen Credit von funfzig Zechinen zu verſchaffen, die ich ihm in Livorno an der beſtimmten Stelle wiederbezahlen wolle. Sehr freundlich erwiderte er mir, daß ich nicht nöthig habe, um einer ſolchen Kleinigkeit willen zu einem Banquier zu gehen, da er mir dieſe kleine Summe wohl ſelbſt vorſtrecken könne. Ich nahm dies Anerbieten an und verſprach die pünktlichſte Wiederbezahlung, ohne mich jedoch je im Stande befunden zu haben, mich dieſer geringen Schuld zu entledigen. Ich weiß nicht, ob er noch lebt; allein wenn er auch Neſtor's Alter erreichte, ſo darf ich doch kaum hoffen, ihn jemals wieder zu bezahlen, denn ich werde alle Tage ärmer und erblicke mich nach gerade am Ende meiner Laufbahn.

Den folgenden Tag erreichte ich Bologna und zwei Tage darauf Florenz, wo ich den Ritter Moroſini, einen Neffen des Staatsprocurators, antraf, der in einem Alter von neunzehn Jahren

mit dem Grafen Stratico, Profeſſor der Mathematik in Padua, zu reiſen anfing. Dieſer begleitete den jungen Mann als Hofmeiſter. Er gab mir einen Brief an ſeinen Bruder, den Jacobinermönch und Profeſſor der ſchönen Literatur an der Univerſität von Piſa, mit. Hier hielt ich mich jedoch nur zwei Stunden auf, blos um dieſen berühmten Mann kennen zu lernen, deſſen Geiſt und Wiſſen ich noch über ſeinen Ruf fand. Ich verſprach ihm, nächſtens einige Zeit, blos um mich ſeiner Bekanntſchaft recht erfreuen zu können, in Piſa zuzubringen. Bei den Bädern verweilte ich eine Stunde lang und machte mit dem ſogenannten Prätendenten von England Bekanntſchaft. Hierauf erreichte ich Livorno, wo ich den Grafen Orloff, nur noch von ungünſtigen Winden zurückgehalten, antraf.

Der engliſche Conſul ſtellte mich ihm ſogleich vor, da er in ſeinem Hauſe wohnte. Als er mich erblickte, ſchien er auf das lebhafteſte erfreut. Er hatte mich in Petersburg hinlänglich gekannt, und ſchien ſich daher des Briefes wahrhaft zu erfreuen, den der Conſul ihm von Seiten des engliſchen Reſidenten zu Turin mittheilte. In aller Eile er-

klärte er mir, er freue ſich, mich auf ſeinem Schiffe bei ſich zu haben, und ich möge daher meine Sachen nur eilig an Bord bringen laſſen, da er bei der erſten günſtigen Veränderung des Windes unter Segel zu gehen gedenke. Hierauf ließ er mich, unter Klagen über ſeine unzähligen Geſchäfte, mit dem engliſchen Conſul allein. Dieſer fragte mich nunmehr, in welcher Eigenſchaft ich den Admiral zu begleiten dächte.

Das iſt es, was ich auch gern wiſſen möchte, erwiderte ich ihm, ehe ich meine Effecten zu Schiffe bringen laſſe. Sie fühlen wohl mit mir, daß ich darüber zuvor mit ihm aufs Reine kommen muß. Sollte man glauben, daß ein Ruſſe ſo zum Franzoſen werden könnte, wie dieſer Orloff?

Sie werden ihn vor morgen früh nicht mehr zu ſprechen bekommen, erwiderte er.

Den folgenden Morgen erſcheine ich mit dem Früheſten und ſende ihm ein Billet voraus, in dem ich nur ſage, daß ich, ehe ich meine Sachen an Bord ſchicken könnte, wenigſtens auf eine einzige Viertelſtunde unter vier Augen mit ihm zu ſprechen habe. Sein Adjutant meldete mir als

Antwort hierauf, er ſchriebe in ſeinem Bette und bäte mich deshalb, zu warten.

Sehr gern, antworte ich.

Unterdeß erſcheint da Loglio, Agent des Königs von Polen in Venedig, ſein alter Freund. Er kannte mich von Berlin, und aus alter Bekanntſchaft ſelbſt von meinen Kinderjahren her.

Wie kommen Sie hierher? fragt er mich.

Ich habe mit dem Admiral zu ſprechen, entgegne ich.

Der iſt außerordentlich beſchäftigt. —

Mit dieſer Nachricht geht er in das Zimmer des Admirals. Dieſe Ungeſchliffenheit empörte mich. Hieß dies nicht mir klar und deutlich ſagen, daß er für ihn nicht zu beſchäftigt ſey? — Einen Augenblick darauf erblicke ich den Marquis Marucci mit ſeinem großen St. Annen-Orden, und ſeine kalte und gekünſtelte Miene ſagte mir, unter allen Freudenbezeigungen über mein Wiederſehen in Livorno, doch, daß er meine Widerlegung Amelot's geleſen und ihren Verfaſſer hier keinesweges wiederzufinden gehofft habe.

Er hatte recht, dies nicht zu erwarten, obgleich er mit meinem Werke nichts gemein hatte;

allein er war nicht dafür geboren, nur überall anzutreffen, was er wünſchte. Wäre er nicht ſchnell bei dem Admiral eingetreten, ſo würde ich ihm dies oder etwas Aehnliches geſagt haben. Er bezeigte mir ſein Erſtaunen über meine Anweſenheit nur, weil er fühlte, daß er nicht ſo ſtand, wie er es meinetwegen gewünſcht hätte, und weil ich um die Urſachen darum wußte. Ich lachte ihn aus — nescit vox missa reverti. — Allein dennoch ärgerte es mich, jene Herren drinnen zu wiſſen, während ich vor der Thür ſtand, und meine Pläne fingen an mir zu mißfallen. Fünf Stunden nachher trat der Admiral heraus, ſein ganzes Gefolge hinter ihm; er ſagt mir freundlich: er müſſe zu Jemandem gehen, und wir würden uns bei Tiſche oder nach dem Eſſen wiederſehen. Nachmittag alſo, antwortete ich und ging. —

Um zwei Uhr kam er wieder und ſetzte ſich zur Tafel, wo jeder, der daran Platz fand, zu ſeinen Gäſten gehörte. Glücklicherweiſe fand auch ich mich unter dieſer Zahl; Orloff wiederholte in einem fort: Eſſen Sie doch, meine Herren! während er ſelbſt nichts that, als Briefe leſen, mit einem Bleiſtift darauf notiren und ſie alsdann ei-

nem hinter ihm ſtehenden Secretair geben. Nach Tiſche, bei dem ich kein Wort geſprochen hatte, nahm man ſtehend ſeinen Kaffee, als Orloff mich erblickte, meine Hand ergriff und mich zu einer Fenſteröffnung führte, wo er mir einſchärfte, meine Sachen eilig an Bord zu ſchaffen, da, wenn der Wind ſo bliebe, wie er jetzt wäre, er noch vor morgen in See zu gehen denke.

Erlauben Sie mir die Frage, entgegnete ich, in welcher Eigenſchaft Sie mich bei ſich zu behalten denken, und von welcher Art meine Anſtellung ſeyn wird?

Einen Poſten habe ich Ihnen in dieſem Augenblicke nicht zu geben; doch das wird ſich finden. Begleiten Sie mich unterdeß als mein Freund.

Gewiß eine höchſt achtungswerthe Beſtimmung, entgegnete ich, die mich geneigt machen muß, Ihr Leben mit Gefahr des meinigen zu vertheidigen; allein wird man mir nach der Expedition, oder ſelbſt während derſelben, dafür Dank wiſſen, wenn Sie der Einzige ſind, der mich mit Zeichen des Vertrauens und der Achtung beehrt, während von den Andern Niemand die geringſte Rückſicht für mich hat? Oder wird man mich nicht vielmehr

wie einen Menſchen anſehen, der gut genug dazu iſt, Ihnen Spaß zu machen, und mich dadurch nöthigen, den Erſten, der mir verächtlich begegnet, todtzuſtechen? Ein Amt iſt mir nothwendig, ein Amt, das mir die beſtimmte Pflicht giebt, Ihnen dienen zu können, zugleich mit dem Rechte, Ihre Uniform zu tragen. Ich kann Ihnen vielfach nützlich ſeyn. Das Land, wohin Sie ſegeln, iſt mir bekannt, ich ſpreche ſeine Sprache, ich bin geſund, und es fehlt mir nicht an Muth. Das koſtbare Geſchenk Ihrer Freundſchaft will ich erſt verdienen, und zwar in der Stelle, die mir zu Theil werden wird. —

Beſter Freund, ich habe keine beſtimmte Stelle für Sie.

So wünſche ich Ihnen eine glückliche Reiſe und gehe nach Rom. Möge es Sie nie gereuen, mich nicht mitgenommen zu haben; doch ohne mich, ſage ich Ihnen, werden Sie die Dardanellen nie durchſchiffen.

Soll das eine Prophezeiung ſeyn?

Prophezeiung oder Orakelſpruch!

Nun wir werden ja ſehen, mein lieber Kalchas. —

Dies war Wort für Wort die Unterhaltung, welche ich mit dem guten Grafen hatte, der die Dardanellen nie durchſchnitt. Wer kann wiſſen, ob es geſchehen wäre, wenn er mich bei ſich behalten hätte! —

Den folgenden Tag gab ich die Briefe ab, welche ich an Rivarola und den engliſchen Kaufmann mit hatte; die ruſſiſche Escadre aber ſtach in See. Den Tag darauf reiſte ich nach Piſa, wo ich acht Tage mit dem Pater Stratico, welcher zwei oder drei Jahre nachher durch einen eben ſo kühnen als gefährlichen Schritt ſich ein Bisthum errang, auf das angenehmſte zubrachte. Er hatte es nämlich gewagt, dem Pater Ricci, dem letzten General der Jeſuiten, eine feierliche Leichenrede zu halten. Dieſe Rede war in dem erhabenſten Styl, eine wahrer Panegyricus des Verſtorbenen, und ſetzte den Papſt Ganganelli in die Nothwendigkeit, entweder den Redner zu ſtrafen, was nicht wenig gehäſſig geweſen ſeyn würde, oder der Welt ein Beiſpiel heroiſcher Selbſtüberwindung zu geben, indem er ihn öffentlich belohnte. Das Letztere ſchien Seiner Heiligkeit vorzüglicher; Stratico wurde zum Biſchof ernannt. Drei oder vier Jahre

nachher geſtand er mir ſelbſt, daß er, als Kenner des menſchlichen Herzens, überzeugt geweſen wäre, daß der heilige Vater ihn durch eine ſolche Belohnung zu beſtrafen ſuchen würde.

Durch ihn genoß ich alle Reize der Geſellſchaft, die Stratico's größte Freude ausmachten. Er hatte mehrere junge Mädchen von Auszeichnung, welche Schönheit des Körpers mit einem reich begabten Geiſte vereinten, bei ſich, die er in der Kunſt des Improviſirens unterrichtete, wobei er, ſonderbar genug für einen Mönch, ſie mit der Guitarre begleitete. So theilte er ihnen das Talent der damals ſo berühmten Corilla mit, die man ſechs Jahre ſpäter auf dem römiſchen Capitol mitten in der Nacht als Dichterin krönte, an einem Orte, wo die größten Dichter Italiens den Lorbeerkranz empfangen hatten. Dieſer Mißgriff erregte damals nicht geringen Anſtoß, da das Verdienſt der Corilla, ſo ſelten es auch ſeyn mochte, ſtreng genommen, doch in weiter nichts, als in einem beſtechenden Klingklang beſtand. Die beißendſten Satyren und Spottgedichte wurden gegen die gekrönte Dichterin laut; doch dieſe Satyriker hatten ſelbſt beinahe noch mehr Unrecht, als

diejenigen, welche durch ihre Krönung das Capitol entwürdigt hatten. In allen dieſen Ergüſſen des ſchwärzeſten Neides, durch die man den Ruhm dieſer Frau zu vernichten ſtrebte, war nämlich nur immer die Rede davon, daß die ſtrengſte Sittlichkeit nicht zu ihren Lieblingstugenden gehörte, und hierin zeigte ſich die Unwiſſenheit dieſer vom Neide gegeißelten Satyriker. Alle Frauen, die von Homer's Zeiten her, von den Sibyllen bis auf unſere Tage als Dichterinnen Ruhm erworben haben, verdankten dieſen der Liebe. Ohne ſie wäre ihr Ruhm nie auf die Nachwelt gekommen; denn was ſie unſterblich machte, war meiſtens nur die Feder derjenigen, die ſich ihrer Gunſt zu erfreuen gehabt hatten. So würde auch Niemand von Corilla etwas wiſſen, hätte ſie nicht durch die Liebe alle Herzen zu gewinnen verſtanden, und hätte ſie nicht eben jenen Prinzen von Gonzaga-Solferino in Rom für ſich zu begeiſtern gewußt, der nachher die hübſche Rangoni, die Tochter des römiſchen Conſuls zu Marſeille, wo ich ſie gekannt hatte, heirathete.

Den Abend vor der Krönungsfeierlichkeit fand man an der Thür der Kirche, wo dieſe vor ſich

gehen ſollte, folgende lateiniſche Verſe ange-
ſchlagen:

Arce in Tarpeja Cajo regnante, sedentem
  Nunquam vidit equum; Roma videbit equam.
Corillam patres obscura nocte coronant.
  Quid mirum! tenebris nox tegit omne nefas!*)

Man hätte ſie am hellen Tage oder gar nicht krönen ſollen; die Nacht dazu zu wählen, war auf jeden Fall übel gethan. Den Tag darauf fand man folgende Verſe durch die ganze Stadt angeſchlagen:

Corillam patres turba plaudente coronant;
  Altricem memores geminis esse lupam.
Proh scelus! impuri redierunt secla Neronis
  Indulget scortis laurea serta pius**).

---

*) Während Cajus herrſchte, ſah man nie auf der tarpejiſchen Burg ein Roß; Rom aber wird eine Stute ſehen. Die Väter krönen Corilla'n in dunkler Nacht. Was Wunder! die Nacht bedeckt mit Finſterniß alles Schändliche.

**) Die Väter krönen Corilla'n in Beifall jauchzendem Chor, eingedenk, daß eine Wölfin (lupa) die Ernährerin des Zwillingspaares war. Ha der Schande! Es

Es war dies für die ganze Regierung dieſes Papſtes ein unauslöſchlicher Fleck; denn es iſt nur zu gewiß, daß für die Zukunft nach dieſem Tage kein Dichter mehr auf die Ehre Anſpruch machen wird, in Rom, das dieſe Auszeichnung bisher nur ſehr wenigen, ganz außerordentlich begabten Geiſtern zuerkannt hatte, gekrönt zu werden. Am Vatican fand man daher auch folgendes Diſtichon angeſchrieben:

Sacra fronde vilis frontem meretricula cingit.
Quis vatum tua nunc praemia, Phoebe, velit? *)

Ein junger Abbé ſteckte der Corilla in dem Augenblick, als ſie zitternd in den Saal des Apollo eintrat, wo eine große Verſammlung von Cardinälen, Senatoren und die Conſervatoren Roms ſie erwarteten, eine Papierrolle in die Hand. Sie nahm ſie dankbar in Empfang, in der Voraus-

---

kehren die Zeiten des verworfenen Nero wieder; der Prieſter ſchmückt mit gewundenem Lorbeer die Dirnen.

*) Mit heiligem Laub gürtet er die Stirn der feilen Dirne; wer, Phöbus, möchte jetzt noch deine Belohnung der Sänger?

ſetzung, daß es irgend ein Lobgedicht ſeyn würde; doch da die Verſe lateiniſch waren, ſo war es der Prinz von Gonzaga, der ſie ihr, auf das vorletzte Wort darin wenig vorbereitet, mit lauter Stimme vorlas:

Quis pallor tenet ora? tuos tremor occupat artus?
Ad Tarpeja times tecta movere pedes?
Foemina, pone metum: sint pronae Heliconis alumnae;
Si nec Apollo tibi presto, Priapus erit! *)

Man ſuchte den unverſchämten Abbé überall; allein er war verſchwunden. Den zweiten Tag nach der Krönung verließen Corilla und ihre Freunde Rom, voller Schaam, daß es ihnen gelungen war, einem ſolchen ärgerlichen Vorfalle Oeffentlichkeit zu geben. Der Abbé Pizzi, Guardian der heiligen

*) Welch bleicher Schrecken feſſelt dir den Mund? Zittern befällt deine Glieder? Fürchteſt du zum tarpejiſchen Palaſte die Schritte zu lenken? Weib, laß die Furcht! Gefällig müſſen des Helicons Schülerinnen ſeyn; und wenn Apollo nicht für dich zugegen, ſo wird es Priapus ſeyn.

Arcaden, und der vorzüglichſte Beförderer dieſer ſonderbaren Apotheoſe, ſah ſich mit Spottſchriften und ſatyriſchen Poeſien von allen Seiten überſchüttet, und wagte es mehrere Monate lang nicht, ſein Haus zu verlaſſen.

Doch nach dieſer langen Abſchweifung nunmehr zu Pater Stratico zurück, deſſen Freundſchaft ich acht glückliche Tage in Piſa verdankte. Der Mönch, welcher, ohne ſchön zu ſeyn, die Kunſt, ſich liebenswürdig zu zeigen, in ihrer höchſten Vollendung beſaß, wußte mich zu überreden, daß ich auf acht Tage nach Siena ging, wo er mir mittelſt zweier Empfehlungsbriefe, an die Marquiſe Chigi und den Abbé Chiacheri, alle möglichen Genüſſe des Herzens und des Geiſtes verſprach. Ich hatte nichts Beſſeres zu thun, als dem Vergnügen nachzugehen, und nahm ſein Anerbieten daher bereitwillig an. Auf dem kürzeſten Wege eilte ich nach Siena, ohne Florenz auch nur einmal zu berühren.

Ich brachte dem Abbé Chiacheri meinen Brief von Stratico. Er verſprach mir alle Freuden, welche von ihm abhängen würden, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, und hielt Wort. Vor

allem führte er mich, ſobald ich meines Briefes an die Marquiſe Chigi erwähnte, zu dieſer Dame, welche mich ſogleich lebhaft für ſich einnahm, nachdem ſie Stratico's Brief leiſe geleſen und dieſen mit großer Innigkeit ihren lieben Stratico genannt hatte. Dieſes Beiwort gewann ihr mein Herz.

Die Marquiſe war ſchön; obgleich ſchon in den Jahren des Hinabſteigens, war ſie doch noch ſicher, überall zu gefallen, da ſie die fehlende Jugendfriſche durch Anmuth und verbindliche Manieren, durch einen leichten und gefälligen Ton, und durch die geiſtvollen Wendungen ihrer Unterhaltung, wie durch die Reize ihrer ſchönen Sprache und eine eigenthümliche Kraft der Beredtſamkeit, die gerade durch ihre Anſpruchloſigkeit glänzte, zu erſetzen wußte. In dieſen Worten hat der Leſer das Bild dieſer Frau, wie es mir am folgenden Tage klar ward, nachdem ich den erſten nur dazu verwandt hatte, ſie zu ſtudiren und ihre Natur zu ergründen.

Sie werden hier acht Tage zubringen, wie mir mein lieber Stratico ſagt, ſprach ſie. Das iſt wenig für uns und wahrſcheinlich zu viel für

Sie. Ich will nur wünſchen, daß er Ihnen nicht zu viel Vortheilhaftes von uns geſagt hat.

Er hat mir nichts weiter geſagt, als daß ich acht Tage hier bleiben ſoll. Was er mir von Genüſſen des Geiſtes und des Herzens verſprach, habe ich ihm nicht geglaubt, und komme daher nur, um zu ſehen, ob er Recht hat und Wort hält. Sie ſehen nun, daß ich mich nicht von ihm habe einnehmen laſſen.

Deſto beſſer; allein Stratico hätte Sie wenigſtens zu einem Monat Arreſt unter uns und zwar ohne Gnade für Sie verurtheilen ſollen.

Warum ohne Gnade? Was hätte ich denn zu fürchten?

Sich bis zum Tode zu langweilen oder ein Theilchen Ihres Herzens in Siena zurückzulaſſen.

Beides kann auch ſchon in acht Tagen geſchehen; doch ich trotze dieſen Gefahren, denn Stratico hat mir für die erſte durch Verweiſung auf Sie, gnädige Frau, und für die zweite durch ſein Vertrauen auf mich ſelbſt gebürgt. Sie werden meine Huldigungen nicht verſchmähen, und um dieſe ohne alle Gefahr annehmen zu können, gelobe ich Ihnen, daß ſie rein geiſtiger Art bleiben

ſollen. So wird mein Herz, frei, wie es kam, Siena verlaſſen, während ſeine Niederlage bei meiner Hoffnungsloſigkeit mich nur unglücklich machen könnte.

Sollte es möglich ſeyn, daß Sie ſchon zu den Verzweifelnden gehören?

Ja, dem Himmel ſey Dank! Denn dieſer Verzweiflung verdanke ich meine jetzige Ruhe.

Wie unglücklich und bedauernswerth, wenn Sie ſich irrten!

Nicht ſo ſehr, wie Sie glauben mögen. Apollo gewährt mir eine treffliche Ausflucht und eine unfehlbare Hülfe in der Noth. Er hat mir nichts übrig gelaſſen, als die Freiheit, des Augenblicks zu genießen; doch dieſe Einſchränkung iſt eine Gunſt des Gottes, und ich genieße ihrer aus allen Kräften. „Carpe diem!“*) iſt jetzt mein Motto.

Sie entlehnen dies von dem alten Epikuräer Horaz; doch ich kann es nur allenfalls ſeiner Bequemlichkeit wegen gelten laſſen. Das Vergnügen, welches dem Begehren folgt, ja manchmal ſelbſt der Sehnſucht und den Seufzern, ſcheint mir

---

*) Benutze die Zeit.

vorzüglicher; denn es iſt unendlich feiner und leb=hafter.

Das gebe ich zu; allein man kann nicht mit Sicherheit darauf rechnen, und das ſtört den be=rechnenden Weltweiſen. Der Himmel behüte Sie, gnädige Frau, dieſe grauſame Wahrheit aus Er=fahrung kennen zu lernen; doch gewiß, das höchſte Gut iſt das, deſſen wir gerade genießen. Was wir begehren, gewährt oft außer dem Begehren kein weiteres Vergnügen. Es iſt eine Dichtung der Seele, deren Nichtigkeit mir mein ganzes Le=ben bewieſen hat, und ich kann Ihnen nur Glück dazu wünſchen, daß Sie noch nicht ſelbſt erfahren haben, wie ſehr der alte Horaz Recht hat.

Die Marquiſe machte ſich durch ein anmuthi=ges Lächeln von der Verbindlichkeit frei, mir bei=zuſtimmen oder mich zu beſtreiten. Chiacheri, der bis jetzt kein Wort geſprochen hatte, bemerkte nun: das Glücklichſte, was uns begegnen könne, ſey, unter uns niemals einig zu ſeyn. Die Marquiſe lächelte über die feine Anſpielung Chiacheri's, und ſtimmte ihm bei, während ich ſeinen Satz beſtritt.

Das leugne ich, und leiſte auf das Glück Verzicht, das aus dieſer Uneinigkeit entſpringen

kann, ſagte ich. Lieber will ich Ihnen widerſprechen, gnädige Frau, als auf die Hoffnung Verzicht leiſten, Ihnen zu gefallen. Der Abbé Chiacheri iſt ein böſer Geiſt, der zwiſchen uns den Apfel der Zwietracht hingeworfen hat; doch das muß ich Ihnen ſagen: fahren wir ſo fort, wie wir angefangen haben, ſo endige ich damit, mich für immer in Siena niederzulaſſen.

Die Marquiſe, zufrieden mit dieſer Probe ihres Geiſtes, die ſie mir gewährt hatte, ſprach nun vom Regen und dem Wetter, von Piſa, von Stratico, Livorno, Rom, von den Freuden des Reiſens, und fragte mich, ob ich geſonnen ſey, mich mit den ſchönen Frauen Siena's näher bekannt zu machen, indem ſie ſich zugleich erbot, mich in alle große Zirkel der Stadt einzuführen. Ich bat ſie in allem Ernſte, ſich dieſe Mühe zu erſparen. Ich will bei meinem Abſchiede von Siena ſagen können, erwiderte ich ihr, daß ich nur Ihnen allein den Hof gemacht habe, und nur an der Hand Chiacheri's die Kunſtdenkmäler der Stadt und ihre ausgezeichneten Gelehrten kennen gelernt habe.

Geſchmeichelt durch dieſe Erklärung, lud ſie mich nebſt dem Abbé für den folgenden Tag zum

Eſſen nach einem reizenden Luſthauſe, das ſie Vico nannte, kaum hundert Schritte von der Stadt, ein.

Je älter ich wurde, deſto entſchiedener wurde mein Geſchmack für den Reiz des Geiſtes bei dem Umgange mit Frauen. Er wurde endlich zu dem Vehikel, an dem meine Sinne allein ſich entzündeten, und das ſie zur Thätigkeit aufrief. Bei Männern eines andern Temperaments, als das meinige war, pflegt das Gegentheil zu geſchehen. Der Lüſtling behält in höhern Jahren gewöhnlich für nichts, als für die reine Materie mehr Sinn übrig: er ſucht nur Frauen auf, die im Dienſt der Liebe Erfahrung haben; Unterhaltung, Geiſt und Philoſophie iſt ihm nichts. — Beim Hinausgehen ſagte ich zu Chiacheri, daß, wenn ich in Siena bliebe, die Marquiſe die einzige Dame ſeyn ſollte, die ich ſähe, möchte auch geſchehen, was der Himmel verfügt hätte. Der Abbé mußte mir darin Recht geben. Während der acht Tage meines Aufenthalts war er es, der mir alles Sehenswürdige Siena's zeigte, und mich die Bekanntſchaft aller Leute von Auszeichnung machen ließ. Abends führte er mich in ein Haus, wo es, wie er ſagte, ohne alle Umſtände zuging; keine

Verſtellungen, keine von den gewöhnlichen Manieren des hohen Adels; Alles lachte, ſang, trieb Muſik und las Gedichte vor. Ein junges Mädchen recitirte Verſe, um dadurch ihre Häßlichkeit zu verſtecken; ihre liebenswürdige jüngere Schweſter beurtheilte ſie und erſann Stoffe zu Verſen für diejenigen, welche ihre Schönheit entflammt hatte. Dieſe beiden Schweſtern hatten zwei Brüder, von denen der Eine das Pianoforte ſpielte, der Andere aber malte. Dies waren die Mitglieder des Hauſes, wo Chiacheri mich in Geſellſchaft eines andern jungen Abbé's, des Profeſſors Piſtoc, den Abend zubringen ließ; man ſah weder Vater, noch Mutter, noch Dienerſchaft. So ſchön die jüngere der beiden Schweſtern war, ſo häßlich war die ältere, ohne darum jedoch verwachſen, lahm, ſchielend oder unreinlich zu ſeyn. Sie war häßlich, und alles Häßliche ſchreckt zurück. Dennoch hörte ſie nicht auf, voller Anmuth und Beſcheidenheit über Poeſie mit mir zu ſprechen, und bat mich endlich, ihr etwas von mir mitzutheilen, wogegen ſie mir von ihren Dichtungen verſprach. Ich recitirte ihr, was mir zuerſt in den Mund kam, und mit großer Anſpruchloſigkeit antwortete ſie mir

hierauf mit einem ſehr gelungenen Gedicht, deſſen Schönheit ich gebührend lobte, indem ich mich ſtellte, als ob ich ſie für die Verfaſſerin deſſelben hielte. Chiacheri, der ihr Lehrer geweſen war, bemerkte dieſe Verſtellung und ſchlug nun auf geſchickte Weiſe aufgegebene Endreime vor. Die jüngere Schweſter gab dieſelben auf; alle Viere fingen zugleich an zu arbeiten und die Häßliche legte zuerſt die Feder nieder; für die Form war das Sonnet gewählt; die achtſylbigen Verſe der Häßlichen waren die beſten. Ich erſtaunte, und noch immer ungläubig, machte ich ein Impromptu auf ſie und überreichte es ihr. Auf der Stelle giebt ſie es mir, mit einigen Verſen auf mich, zurück; ich finde dieſelben Reime gebraucht und werde nun nachdenkend und ernſthaft. Hierauf frage ich nach ihrem Namen, und ſie nennt mir den, welchen ſie in der Akademie der Arkadier führt, nebſt ihrem Familiennamen, Maria Fortuna.

Wie, frage ich, das ſind Sie? Ich hatte nämlich Stanzen von ihr geleſen, die ſie auf Metaſtaſio hatte drucken laſſen. Sobald ich dieſer Poeſien erwähnte, ſtand ſie auf und holte mir die Antwort des unſterblichen Dichters, die ſie von

ſeiner Hand beſaß. Ergriffen von Bewunderung, unterhielt ich mich von nun an nur mit ihr und ihre Häßlichkeit verſchwand vor meinen Augen. Hatte mich die Unterhaltung am Morgen mit der Marquiſe entzückt, ſo begeiſterte mich nun dieſe mit Maria Fortuna vollends. Auf dem Rückwege nach meinem Gaſthofe konnte ich Chiacheri nicht genug danken für das außerordentliche Vergnügen, das er mir durch dieſe Bekanntſchaft gewährt hatte. Ein Zufall hatte ihm die dichteriſchen Anlagen dieſes Mädchens entdeckt, und binnen drei Jahren hatte er ſie zu dieſer Vollendung ausgebildet. Ich fragte ihn, ob ſie auch nach Art der Corilla improviſire, und er antwortete mir, daß ſie immer danach verlange, doch daß er es ihr nicht erlaube, weil es ſchade ſey, die trefflichen Anlagen dieſes Kindes dadurch zu verderben.

Beim Abendeſſen hatte er keine Mühe, mich von der Richtigkeit dieſes Grundſatzes zu überzeugen; ich war vollkommen einverſtanden mit ihm. Der Dichter, welcher berufen wird, über einen gegebenen Stoff aus dem Stegreife in Verſen zu reden, kann etwas Gutes nur durch einen glücklichen Zufall hervorbringen; ſeine Aufmerkſamkeit

für den Stoff wird durch den Reim gewaltſam von ſeinem Hauptzweck abgelenkt und wider Willen zum Sklaven der Aſſonanz, mag ſeine Kenntniß der Sprache auch noch ſo groß und unbegrenzt ſeyn. Die Nothwendigkeit zwingt ihn, ſich des erſten Reimes, den der Zufall ihm darbietet, zu bedienen; er behält keine Zeit übrig, nach einem andern zu ſuchen, der ſeinen Gedanken mehr entſpricht, und ſo kommt es, daß er niemals ſagt, was er will, und immer ausdrückt, was er mit der Feder in der Hand verworfen haben würde. Bei den Griechen konnte die Poeſie aus dem Stegreif nur deshalb einiges Anſehen genießen, weil ſie, wie die Römer, den Reim verwarfen. Dieſen duldete man bei ihnen eher in der Proſa, als in den Verſen; in der Poeſie verwarfen die großen lateiniſchen Dichter den Reim mit entſchiedenem Widerwillen, ſie hätten ſich ſeiner entnervenden Schwäche geſchämt. Horaz brachte oft ganze Nächte mit dem Sinnen über einen einzigen kraftvollen Vers zu, ſchrieb ihn an die Wand, wenn er ihn gefunden hatte, und ſchlief dann ruhig und zufrieden ein. Das Einzige, was ihm keine Mühe koſtete, waren jene proſaiſchen Verſe, deren er ſich

in ſeinen Epiſteln oft, wie von Amtswegen, be=
dient. Hieraus ſehen wir, daß Römer und Grie=
chen ſelbſt für die Quantität ihrer erſten Sylben
noch Ohr beſaßen, von der wir keinen Begriff
mehr haben; für uns z. B. iſt sine nur ein Wort
von zwei kurzen Sylben; doch wir wiſſen nicht,
was mit dieſer Bezeichnung gemeint iſt; denn wir
würden das Wort sine nicht anders auszuſprechen
im Stande ſeyn, wenn die beiden Sylben deſſel=
ben auch noch ſo lang wären.

Ich ſchreibe hier nieder, was der gelehrte,
ſinnreiche und liebenswürdige Chiacheri mir hier=
von ſagte. Er geſtand mir übrigens, in ſeine
häßliche Schülerin von Grund aus verliebt zu ſeyn,
etwas, was er beim Beginn ſeines Unterrichts nie=
mals geahnet oder für möglich gehalten hätte.
Ich erwiderte ihm, daß ich ihm gern glaube, weil
sublata lucerna etc.; doch er lachte mich aus.
Nichts von sublata lucerna, ſagte er; ich bin
in ihre Phyſiognomie, in ihre Züge verliebt, denn
dieſe ſind für mich von ihrem Weſen untrenn=
bar. —

Den Toscanern muß es allerdings leichter
werden, als allen übrigen Italienern, den Ton

der poetiſchen Sprache zu treffen, da ſie ſich von Jugend auf das ſchöne dialektfreie Italieniſch zu eigen machen, deſſen die Poeſie bedarf. Die Sprache Siena's iſt reich, lieblich, anmuthig und kraftvoll in höherm Grade, als das Florentiniſche ſelbſt, trotz des Vorranges, den die Florentiner für ſich in Anſpruch nehmen, und den ſie wirklich, ihrer größern Reinheit wegen, beſitzen. Dieſen Vorzug danken ſie ihrer Akademie, welche auch dem Reichthum der Sprache keinesweges feindlich entgegentritt, wie die franzöſiſche. Dieſem Umſtande danken wir es, daß wir uns einer größern Auswahl unter den Synonymen erfreuen, als die Franzoſen, in deren Sprache ſich kaum ein Dutzend gleichbedeutender Worte findet. Voltaire ſpottete daher auch über diejenigen unter ſeinen Landsleuten, welche die Armuth ihrer Sprache leugneten, blos darum, weil ihr Idiom doch alle Worte beſitze, deren ſie bedürften, ihre Empfindungen zu bezeichnen. Wer nur hat, was er nothwendig braucht, iſt arm; der Eigenſinn der Akademie, kein fremdes Wort aufnehmen zu wollen, zeigt nur, daß Stolz und Armuth Brüder ſind und ſich gemeiniglich zuſammenfinden. Wir entlehnen

aus fremden Sprachen alles, was uns in ihnen wohlgefällt, wir wollen noch reicher werden, als wir ſchon ſind, ja, wir plündern ſelbſt nicht ohne Vergnügen die Armen; das iſt das Charakteriſtiſche des Reichthums, der nie genug zu haben glaubt.

Die Marquiſe Chigi gab uns ein köſtliches Mittagsmahl; ihr ungemein zierliches Landhaus war von Palladio erbaut. Auf dem Wege zu ihr hatte Chiacheri mich gewarnt, der Marquiſe nichts von dem Vergnügen zu ſagen, das mir die Geſellſchaft des vorigen Abends gewährt hatte; doch unſere Wirthin fing ſelbſt über Tiſche davon an und ſagte, ſie ſey überzeugt, er habe mich zur Fortuna geführt. Chiacheri wagte nicht zu leugnen, und nun verbarg ich auch die Freude nicht länger, die ich in dieſem Zirkel gefunden hatte; vielmehr überhäufte ich den Abbé mit Complimenten über das ſeltene Talent ſeiner Schülerin.

Stratico, ſprach die Marquiſe, iſt nicht minder ihr Bewunderer, als Sie es ſind; ich ſelbſt habe Einiges von ihr geleſen, und kann nicht umhin, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Schade,

daß man dies Haus nicht anders als heimlich be=ſuchen kann.

Warum das? fragte ich ganz erſtaunt.

Wie, ſprach die Marquiſe, zu Chiacheri ge=wandt, haben Sie es ihm nicht geſagt?

Ich habe das nicht für nöthig gehalten, er=widerte Chiacheri, da weder Vater noch Mutter ſichtbar werden.

Das glaub' ich, entgegnete die Marquiſe; doch das ändert die Sache nicht.

Wer iſt denn ihr Vater? fragte ich geſpannt. Es wird doch der Henker nicht ſeyn?

Schlimmer als das; er iſt der Bargello der Stadt. Sie ſehen, daß es mir unmöglich iſt, einen Fremden in meinem Hauſe zu empfangen, welcher das des Bargello beſucht, wo er unvermeidlich in ſchlechte Geſellſchaft gerathen muß. Dies iſt kein bloßes Vorurtheil; ich gebe Ihnen vielmehr zu, daß der Bargello ſelbſt der ehrlichſte Mann ſeyn könne; allein ſein Geſchäft trennt ihn einmal von jedem anſtändigen Umgange, und Niemand kann den Verkehr mit ihm anerkennen.

Chiacheri ſchien von dieſen Worten ein wenig gekränkt, ſo unverwerflich ſie auch ſcheinen moch=

ten, und ich glaubte daher die Marquiſe durch die Verſicherung beruhigen zu müſſen, daß ich nicht mehr in das anſtößige Haus zu gehen beſchloſſen hätte; nur den Abend vor meiner Abreiſe, um von der liebenswürdigen Familie Abſchied zu nehmen, behielt ich mir einen zweiten Beſuch bei derſelben vor. Die Marquiſe bemerkte hierauf, man habe ihr die eine Tochter auf einem Spaziergange gezeigt, und ſie habe dieſe in der That höchſt reizend gefunden; es ſey wahrlich zu beklagen, daß dies ſchöne Mädchen, dem man nicht den geringſten Vorwurf machen könne, keine Hoffnung habe, ſich außer ihrem Stande zu vermählen. — Ich entgegnete hierauf, ich habe einen gewiſſen Coltellini, den Sohn oder Bruder des Bargello in Florenz, gekannt, der im Dienſte der Kaiſerin von Rußland ſtehe, und an den ich ſchreiben wolle, um ihm dieſe Partie vorzuſchlagen. Die Marquiſe fand dies wünſchenswerth, da Coltellini, den ich in Wien bei Calſabigi gekannt hatte, ein junger Mann von den ſeltenſten und trefflichſten Eigenſchaften war. Jetzt ſoll er jedoch todt ſeyn. In ganz Italien giebt es nichts Verhaßteres, als einen Bargello, mit Ausnahme von Modena jedoch,

wo der hohe Adel ſein Haus beſucht und ſich ſei=nen Tiſch gefallen läßt. Dies Verhältniß iſt na=türlich, da der Bargello von Amtswegen hinter=liſtig, verrätheriſch, Spion und Jedermanns Feind ſeyn muß. Seine verachtete Stellung macht, daß er Jedermann verachtet, ſo wie Haß, Haß er=zeugt.

Dies Geſpräch hatte die Folge, daß ich die übrigen acht Tage meines Aufenthalts in Siena mit der Marquiſe Chigi und mit Chiacheri, der mich allen bekannten Profeſſoren vorſtellte, zu=brachte. Der Anatomiker Tabaroni ſchenkte mir ſein Werk und ich ihm das meinige. Man zeigte mir ferner einen Grafen Piccolomini, der als Mann von Geiſt, Gelehrſamkeit und liebenswürdigem Um=gange eben ſo ſehr, wie durch ſeine Sonderbar=keiten bekannt war. Sechs Monate des Jahres pflegte er, ohne ſein Haus je zu verlaſſen, ohne einen einzigen Beſuch anzunehmen, und ohne mit irgend Jemand, ſelbſt mit ſeinen Leuten, ein ein=ziges Wort zu wechſeln, ununterbrochen mit Leſen und Schreiben zuzubringen; in den übrigen ſechs Monaten des Jahres aber entſchädigte er ſich als=dann für dieſe Enthaltſamkeit dadurch, daß er un=

ausgeſetzt von einer Geſellſchaft in die andere ging und vom Morgen bis zum Abend nichts that als ſprechen. Er war Ritter des St. Stephan-Ordens und lebt vielleicht noch jetzt.

Die Marquiſe verſprach mir, während des Sommers nach Rom zu kommen, wo ſie einen mehr als vertrauten Freund in Bianconi beſaß, der den Arzt aufgegeben hatte, um als Geſchäftsträger von Sachſen in Rom zu leben. Sie kam wirklich dahin, ohne daß ich ſie jedoch wiederſah.

Am Abend vor meiner Abreiſe erſchien der Vetturin, der mich nach Rom führen ſollte, und mit dem ich in der Art accordirt hatte, daß er nicht ohne mich über den zweiten Platz in ſeiner Kaleſche verfügen konnte, um mich zu bitten, daß ich mir einen Reiſegefährten gefallen laſſen möchte, der mir drei Ducaten erſparen würde.

Ich mag Niemand bei mir haben, erwiderte ich.

Das bringt mich um eine und Sie um drei Zechinen, ſprach der Vetturin. Ueberdies thun Sie unrecht, denn Ihre Reiſegeſellſchaft iſt eine liebenswürdige Dame, die ſo eben hier eintrifft.

Ganz allein? frage ich.

Das nicht; ein Herr zu Pferde begleitet ſie und will bis Rom neben dem Wagen herreiten.

Wie ſind ſie denn angekommen?

Beide zu Pferde; doch erſchöpft von Ermüdung, hat ſie ſich nun zu Bett gelegt und will nicht weiter reiten. Der Herr hat mir vier Zechinen verſprochen, wenn ich ſeine Dame nach Rom führe. Laſſen Sie ſich ſelbige alſo gefallen und wenden Sie mir armen Manne etwas zu.

Der Herr will uns alſo zu Pferde begleiten und nebenher reiten?

Mag er das halten, wie er will; das gilt mir und Ihnen gleich.

Sie iſt jung und hübſch, ſagt Ihr?

So hat man mir geſagt; bis jetzt habe ich ſie noch nicht geſehen.

Was iſt ihr Begleiter für ein Mann?

Ein hübſcher junger Menſch, der kaum ein Wort Italieniſch ſpricht.

Hat er das Pferd verkauft, auf dem die Dame angekommen iſt?

Nein, es war ein Miethpferd, und der Eigenthümer deſſelben iſt damit nach Hauſe zurückgekehrt.

Und ſein Gepäck?

Er hat nur einen Koffer, den ich mit auf meinen Wagen nehmen ſoll.

Ich kann nichts beſtimmen, bevor ich den jungen Menſchen nicht ſelbſt geſprochen habe; die ganze Sache ſcheint mir wunderbar.

So will ich ihn zu Ihnen ſenden.

Er geht, und bald darauf erſcheint ein junger Franzoſe in Uniform, behend, von unternehmendem Anſehen, der ſich nicht übel darzuſtellen weiß und mir ungefähr daſſelbe ſagt, was der Vetturin bevorwortet hat. Er ſchließt ſeine Anrede mit der Verſicherung, wie er nicht glaube, daß ich ſeiner Frau einen Platz neben mir verweigern würde.

Ihrer Frau, mein Herr? frage ich franzöſiſch.

Gott ſey Dank, ruft er aus, daß Sie meine Sprache reden! Ja, meiner Frau, die eine geborene Engländerin und nichts weniger als ungeſellig iſt. Sie wird Ihnen gewiß in nichts beſchwerlich fallen.

Wohl denn. Doch ich möchte meine Abreiſe nicht verſpäten; kann ſie um fünf Uhr bereit ſeyn?

Unbedenklich.

Den folgenden Morgen zur beſtimmten Stunde erblicke ich den Wagen und die Dame darin. Ich begrüße ſie mit einem kurzen Compliment, ſetze mich neben ſie, und die Reiſe geht von dannen. —

Siebentes Capitel.

Miß Betty. — Der Graf de l'Etoile. — Sir B. M. wird zur Vernunft gebracht.

Es war dies das vierte Abenteuer, das mir in dieſer Art bereits aufgeſtoßen war. Die drei früheren hatten für Jemand, der allein reiſt und der einen Wagen miethet, wo er ihn findet, nichts Außerordentliches und Auffallendes; das gegenwärtige übertraf jedoch alle an romantiſchem Anſehen. Ich hatte etwa zweihundert Zechinen in der Taſche und funfzig Jahre auf dem Rücken; ich liebte das ſchöne Geſchlecht noch, obſchon mit abnehmendem Feuer, vermehrter Erfahrung und geringerm Muth zu kühnen Unternehmungen, als früher. Mein Ausſehen war mehr das eines Familienvaters, als eines Galans, deſſen Rechte und

Anſprüche mir nicht mehr zu gehören ſchienen. Die junge Dame an meiner Seite war hübſch, überaus reinlich und ganz nach engliſcher Art gekleidet, blond und ein wenig mager, ihr Buſen, den ein Gazetuch bedeckte, war jungfräulich, ihre Schüchternheit faſt die eines Kindes, und ſprach ſich in beſtändiger Sorge, mir beſchwerlich zu werden, aus; ihre Züge fein und edel; ihre Haltung beſcheiden und mädchenhaft.

Ich hoffe, Madame, ſagte ich, daß Sie Franzöſiſch ſprechen.

Und auch ein wenig Italieniſch, mein Herr, antwortete ſie.

So preiſe ich mich glücklich, daß das Schickſal mich erwählt hat, Sie nach Rom zu begleiten.

Vielleicht bin ich darin glücklicher als Sie, erwiderte die Dame.

Man hat mir geſagt, Sie ſeyen zu Pferde hier eingetroffen.

Das iſt wahr; doch es war eine Thorheit von mir, die ich nicht wieder begehen werde.

Es ſcheint, Ihr Herr Gemahl hätte ſein Pferd verkaufen und für Sie beide ein Cabriolet, wie dieſes, nehmen ſollen.

Das Pferd kann er nicht verkaufen; er hat es in Livorno gemiethet und muß es in Rom an einem beſtimmten Orte abgeben. Von Rom wollen wir zu Wagen zuſammen nach Neapel reiſen.

Sie lieben alſo das Reiſen?

Sehr, doch wenn es mit mehr Bequemlichkeit geſchehen kann.

Bei dieſen Worten erröthete die ſchöne Blondine, deren blendend weiße Geſichtsfarbe bis dahin nicht einen Tropfen Bluts verrathen hatte, über und über. Ich glaubte ihr jungfräuliches Gemüth verletzt zu haben, bat ſie um Vergebung und ſchwieg von nun an. Wohl eine Stunde lang brachte ich im Nachdenken über dies junge Weſen, das mich lebhaft zu intereſſiren anfing, zu; doch als Kenner meines Herzens hielt ich mich in Zaum. Ich wußte, daß das, was ſich in mir regte, kein tadelloſer Trieb war, und beſchloß, trotz des zweifelhaften Anſehens dieſes Abenteuers, die weitere Aufklärung in Buon Convento zu erwarten, wo der Fuhrmann zu füttern beſtimmt hatte, und wo der Gemahl meiner Schönen uns erwarten ſollte.

Hier trafen wir Punkt zehn Uhr ein. Die

italieniſchen Vetturini fahren nie anders als im Schritt, und man kommt zu Fuß ſchneller fort, als ſie. Drei italieniſche Meilen in einer Stunde zurückzulegen iſt viel für ſie; man langweilt ſich zum Verzweifeln mit ihnen, und wenn es heiß iſt, läuft man Gefahr, krank zu werden, wenn man nicht fünf oder ſechs Stunden während der größten Hitze des Tages ausruht. Der Vetturin meldete uns, daß, da er nur bis St. Quirico, wo ein trefflicher Gaſthof ſey, fahren wolle, wir vor vier Uhr nicht weiter zu reiſen brauchten. So hatten wir denn ſechs Stunden zum Ausruhen vor uns, und ein leidliches Zimmer gegen Norden, um uns vor der Hitze zu ſchützen.

Meine Schöne ſchien etwas betroffen, ihren Gemahl nicht zu finden, und ſuchte ihn überall. Ich ſelbſt frage den Wirth nach ihm, und dieſer berichtet uns, daß er ſeinem Pferde nur habe Hafer geben laſſen, und hierauf, nachdem er einen Schluck Wein getrunken und eine Taube verzehrt habe, weiter geritten ſey, mit dem Auftrage, uns zu ſagen, daß er uns in St. Quirico erwarte, wo er für ein gutes Abendeſſen Sorge tragen wolle. Das ſcheint mir ein wenig außer der Ord=

nung, allein ich ſchweige. Es war ganz im franzöſiſchen Geſchmack. Madame fand es jedoch gegen alle Regel, und äußerte ſich darüber unverholen, indem ſie mich bat, die Unbeſonnenheit eines Mannes zu entſchuldigen, der mich nur ſeit geſtern kenne und mit mir verfahre, als wären wir alte Bekannte.

Ich ſehe hierin, erwiderte ich ihr, nur ein Zeichen des Vertrauens, das Ihr Gemahl mir giebt, und bin weit entfernt, dies übelzunehmen. Es iſt franzöſiſch.

Darin haben Sie wohl recht, unterbrach mich die Dame; denn engliſch iſt dies Verfahren gewiß nicht.

Unterdeß erſchien der Wirth, um mich zu fragen, ob der Fuhrmann oder ich ſelbſt für mein Eſſen bezahle, und ich antwortete ihm, daß dies meine Sache ſey. Die junge Dame wurde unruhig und bat den Wirth, den Vetturin zu fragen, ob er ſie zu beköſtigen habe. Jener kam mit dieſem zurück, der, um uns zu überzeugen, daß er dazu nicht verpflichtet ſey, ſeinen ſchriftlichen Contract aus der Taſche zog. Ich leſe ihn durch und finde ihn „Graf de l'Etoile" unterzeichnet.

Der Unterſchriebene verpflichtete ſich darin, vier Zechinen, zwei in Siena und die beiden andern bei ihrer Ankunft in Rom, für die Reiſe der Gräfin, ſeiner Gemahlin, auf dieſem Wege, der in fünf Tagen zurückgelegt ſeyn ſollte, zu bezahlen. Von der Verpflichtung des Vetturins, die Reiſende zu beköſtigen, war nicht die Rede. Dies war genug; der Wirth wußte nun, woran er ſich zu halten habe, und beide verließen das Zimmer wieder. Die Schöne kam zurück und bat mich, den Wirth anzuweiſen, daß er nur für mich allein zu eſſen mache; ſie habe, verſicherte ſie, ſehr ſtark zu Abend gegeſſen, und wolle daher zu Mittag faſten.

Im Augenblick durchſchaue ich alles. Ich ſehe, wie beſchämt die ſchöne Engländerin ſich fühlen muß, von ihrem vorgeblichen Gemahl ſich auf dieſe Art behandelt zu ſehen, und beſchließe, ſo viel an mir iſt, mit Worten, die die Freundſchaft allein wohl auszuſprechen verſteht, ſie zu beruhigen.

Madame, begann ich, ich vermuthe, daß Sie kein baares Geld bei ſich haben, und bitte Sie inſtändig, ſich deshalb nicht Entbehrungen aufzu=

legen. Der Graf, Ihr Gemahl, ſoll mich, wenn er durchaus darauf beſteht, dafür ſchadlos halten; allein Sie fühlen wohl, daß ich dem Wirth nicht ſagen kann, für mich allein zu eſſen zu machen, ohne dadurch Ihren Gemahl, Sie ſelbſt und mich zuerſt zu entwürdigen.

Mein Herr, antwortete ſie, Sie haben vollkommen recht. Man muß es geſchehen laſſen, daß der Wirth das Mittageſſen für uns beide bereitet; allein ich kann nicht eſſen. Ich fühle mich krank, und bitte Sie, mir zu vergeben, wenn ich mich hier auf dies Bett niederlege.

Das thut mir unausſprechlich leid; doch ich bitte Sie, ſich gar keinen Zwang anzuthun. Dies Zimmer iſt kühl und ſtill, ich werde in dem andern decken laſſen; legen Sie ſich nieder und ſuchen Sie, wenn es möglich iſt, zu ſchlafen. Erſt um drei Uhr wird unſer Tiſch gedeckt ſeyn, und alsdann werden Sie ſich hoffentlich wohler befinden. Vergeben Sie Ihrem Gemahl dieſe kleine Unbeſonnenheit.

Ohne ihr Zeit zu laſſen, hierauf ein Wort zu erwidern, verließ ich das Zimmer, verſchloß die Thür und eilte zu dem Wirth, um mein Mittag-

eſſen zu beſtellen. Der Wirth war gewandt in ſeiner Kunſt; ich lehrte ihm in aller Geſchwindigkeit einen Plumppudding bereiten und Roſtbeef auf dem Roſte braten. Dann ging auch ich, von Ermüdung ergriffen, mich auf das Bett zu werfen.

Die Engländerin, deren Wuchs ich bis dahin noch nicht geſehen hatte, war eine Schönheit erſten Ranges. Ihr Gang, ihre Haltung waren über jeden Tadel erhaben. Der Kummer ihrer Seele und die Schaam über ihre Lage hatten mein Intereſſe für ſie auf den höchſten Gipfel geſteigert. Ich war entſchloſſen, mich mit dem ſogenannten Gemahl, den ich keinesweges mehr dafür hielt, auf Tod und Leben zu ſchlagen. Meiner Ueberzeugung nach war hier eine Entführung oder etwas der Art im Spiel, und abergläubig, wie immer, glaubte ich mich von ihrem guten Genius berufen, ſie vor, ich weiß nicht welcher Gefahr zu ſchützen, für ſie Sorge zu tragen und ſie aus der ſchmachvollen Lage zu retten, in die Rohheit, Geiz oder unverſchuldete Armuth ſie ſtürzen zu wollen ſchienen. So ſchmeichelte ich meiner erwachenden Leidenſchaft. Der Name eines Grafen de l'Etoile ſchien mir nur lächerlich, und ich fand die Sache

erſt dann ernſthaft, wenn ich mir als möglich dachte, daß dieſer Abenteurer ſeine Geliebte wohl für immer verlaſſen und ſie mir auf dieſe liſtige Weiſe überlaſſen haben müſſe. Wie dem auch ſey, ſo war ich feſt entſchloſſen, ſie nicht zu verlaſſen. Mit dieſen romanhaften Ideen ſchlief ich ein.

Es war die Wirthin des Hauſes, welche mich aus dem Schlafe weckte, indem ſie mir leiſe zurief, es ſey drei Uhr vorüber. Ich hieß ſie noch einen Augenblick mit dem Eſſen warten, und ſchlich mich zur Thür, um zu ſehen, ob die Engländerin ſchlafe. Sie ſchlief in der That; aber ein kleines Geräuſch, das ich mit der Thür machte, als ich ſie wieder ſchließen wollte, weckte ſie auf. Sie richtete ſich empor und fragte, ob ich gegeſſen habe; doch ich antwortete ihr, wenn ſie nicht zu Tiſche käme, ſo läge mir auch nichts am Eſſen; ich hoffe indeß, ſie befinde ſich nach dieſem fünfſtündigen Schlafe beſſer als vorher. Mit ſanftem Tone antwortete ſie, ſie wolle kommen, und ich ging nun, den Tiſch zu beſorgen.

Sie aß wenig, doch das Wenige mit gutem Appetit, und war nicht wenig erſtaunt, zwei engliſche Gerichte und den Plumppudding, von treff-

licher Butter bereitet, zu finden. Verwundert fragte ſie die Wirthin, ob ihr Koch ein Engländer ſey, und als dieſe ihr erwiderte, ich ſey der Koch, verrieth ſie mir durch ihre Mienen, doch ohne ein Wort darüber zu ſagen, ihr von Erkenntlichkeit durchdrungenes Herz. Sie ward ſichtbar heiterer, gratulirte mir zu meinem guten Appetit, und trank, jedoch in kleinen Zügen, mit mir, indem ſie dem Montepulciano und Monteſiascone unſers Wirthes volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. So kam es, daß ich faſt berauſcht war, während ſie dem Einfluſſe des Weines, von dem ſie immer nur gekoſtet hatte, entgangen war. Sie ſprach Italieniſch, das ſie während eines ſechsmonatlichen Aufenthaltes in Florenz gelernt hatte, erzählte mir, ſie ſey aus London gebürtig, wo ſie in einer Erziehungsanſtalt Franzöſiſch gelernt habe, und ſetzte mich durch die Nachricht, daß ſie mit Sophien, der Tochter Cornelis, in eben der Anſtalt zuſammengeweſen ſey, faſt außer mir vor Freude. Die Mutter ſelbſt hatte ſie nicht gekannt. O reden Sie, ſprach ich, iſt Sophie groß geworden?

Nein, ſie iſt klein von Wuchs, aber reizend und voller Talente.

Sie muß jetzt ſiebzehn Jahr alt ſeyn.

Ja, eben ſo alt wie ich.

Bei dieſen Worten hielt ſie inne, ſchlug die Augen nieder und erröthete.

Iſt Ihnen etwas? fragte ich ſie.

Nein, nicht das Mindeſte; ich wage es nur nicht auszuſprechen, daß Sophie Ihnen täuſchend gleicht.

Warum ſcheuen Sie ſich, mir das zu ſagen? Man hat es mir oft verſichert; es iſt ein reiner Zufall. Doch haben Sie Sophien ſchon lange nicht mehr geſehen?

Seit achtzehn Monaten nicht. Sie verließ die Anſtalt, um zu ihrer Mutter nach Soho-ſquare zurückzukehren, und, ich weiß nicht wen, zu heirathen.

Dieſe Nachricht iſt mir außerordentlich intereſſant.

Der Wirth brachte die Rechnung, auf der ich außer dem Mittageſſen auch drei Paoli für den Ritter und ſein Pferd fand. Er hat mir verſichert, ſprach er, Sie würden alles bezahlen. Die ſchöne Engländerin erröthete von neuem; ich bezahlte und wir reiſten weiter. Im Grunde ge-

nommen gewährte mir das Erröthen des reizenden Kindes das größte Vergnügen; ich ſchöpfte daraus die Ueberzeugung, daß ſie mit dem anſtößigen Benehmen ihres Ritters nicht einverſtanden war. Mich quälte eine unſägliche Neugierde nach den nähern Umſtänden ihrer Flucht von London, und wie ſie endlich in die Hände dieſes Franzoſen gefallen war; wie ſie Livorno ohne Geld verlaſſen, und was ſie in Rom wollten. Doch ich fürchtete ſie durch meine Fragen zu beläſtigen und erwartete, daß ſie mir ihre Geſchichte ſelbſt erzählen ſollte, was ſie bei der Erwähnung Sophiens bereits füglich gekonnt hätte. Wir hatten noch drei Stunden bis St. Quirico und ich brachte daher das Geſpräch wieder auf meine Tochter Sophie. Sie hatte, wie ſie ſagte, ein Jahr lang in derſelben Anſtalt zugebracht, und ich fragte ſie daher, ob Miß Nanci Stein zu jener Zeit noch dort geweſen ſey. Der Leſer wird ſich erinnern, daß dies reizende Kind von etwa zehn oder eilf Jahren einſt mit mir gegeſſen hatte, wobei ich ſie mit meinen Küſſen faſt verzehrte, und daß ihr Vater Sophien ein Geſchenk mit einem ſchönen Ringe machte.

Als die Engländerin den Namen Nanci vernahm, ſeufzte ſie und ſagte, ſie habe ſie noch dort getroffen, als ſie in die Anſtalt eingetreten; allein ſieben oder acht Monate ſpäter habe Nanci dieſe verlaſſen. Iſt ſie hübſch geblieben? fragte ich.

Sie iſt eine vollendete Schönheit; doch die Schönheit iſt ſo oft ein verderbliches Geſchenk der Natur, welches die unglückliche Beſitzerin deſſelben nur ins Elend zu ſtürzen geeignet iſt. Nanci wurde binnen acht Monaten meine vertrauteſte Freundin; wir liebten uns aufs zärtlichſte, vielleicht nur, weil daſſelbe Verderben unſer wartete. Die ſanfte, die zärtliche und ſchöne Nanci iſt vielleicht noch unglücklicher als ich.

Wie? fiel ich ein, Sie nennen ſich unglücklich? Haben Sie über Ihr Geſchick zu klagen? Iſt es möglich? Können Sie mit dem ſchönen Empfehlungsbriefe, den die Natur Ihnen gab, unglücklich ſeyn?

Ach, mein Herr! — Doch ich bitte Sie, reden Sie von etwas Anderm.

Ich las die Bewegung ihres Gemüths in ihren Augen, beklagte ſie von Herzen, und wandte,

mit immer ſteigendem Intereſſe für ſie, das Geſpräch von neuem auf Miß Nanci.

Glauben Sie nicht mir ſagen zu können, fragte ich, warum Sie Nanci für unglücklich halten?

Sie iſt mit einem jungen Menſchen, der ihr Herz zu rauben verſtand, und dem ſie mit der Einwilligung ihres Vaters nicht anzugehören hoffen durfte, davon gegangen; weiter habe ich nichts mehr von ihr gehört, und Sie ſehen daher, daß meine Freundſchaft für ſie mit Recht Beſorgniſſe hegt.

Sie haben Recht. O wie gern würde ich mich für ſie opfern, wenn ich ſie irgendwo meiner Hülfe bedürftig anträfe!

Wo haben Sie ſie gekannt?

Als zwölfjähriges Mädchen in meinem Hauſe, wo ſie mit ihrem Vater zu mir zum Eſſen gekommen war.

Ich beſinne mich darauf; er ſchenkte Miß Cornelis bei dieſer Gelegenheit einen Ring. Wie, das wären Sie alſo? Wenn Sie wüßten, wie oft ich ſie mit Sophien von Ihnen ſprechen hörte! Nanci liebte Sie wie ihren Vater und pries Sophien wegen der Zärtlichkeit glücklich, die Sie gegen

dieſe bezeigten. Ich hörte von ihr, Sie wären nach Rußland gegangen und hätten ſich nachher in Polen mit einem General geſchlagen. Iſt das wahr? O wie beklage ich, meiner theuren Sophie nicht Nachricht von Ihnen geben zu können! Ach das darf ich nun nicht mehr hoffen.

Was Sie von mir hörten, iſt wahr; aber warum ſollen Sie nicht, an wen Sie wollen, nach England ſchreiben dürfen. Reden Sie, ich nehme lebhaften Theil an Ihnen, vertrauen Sie mir und ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen ſchreiben können, an wen Sie wollen.

O ich bin Ihnen ſchon ſo vielen Dank ſchuldig!

Hierauf ſchwieg ſie und ich ließ ſie eine geraume Zeit ruhig ihren Gedanken nachhängen. Um ſieben Uhr Abends erreichten wir St. Quirico, wo Graf de l'Etoile ſich dem Wagen nahete, mit der heiterſten Miene von der Welt die Geliebte in ſeine Arme ſchloß und ſie vor Aller Augen mit hundert zärtlichen Küſſen bedeckte, ein Benehmen, das denn bei allen Zuſchauern die Ueberzeugung erweckte, ſie ſey ſeine Frau und ich ihr Vater. Bei dieſem Empfange des Grafen ſehe ich die Heiterkeit der ſchönen Engländerin zurückkehren; mit dem

Ausdruck des höchſten Glücks in ihren Mienen erwidert ſie die Zärtlichkeit des Gemahls, der keinen böſen Blick, keinen noch ſo leiſen Vorwurf hinzunehmen hat, hüpft an ſeinem Arme die Treppe hinauf und ſcheint bis auf die letzte Spur die Erinnerung an mich und meine Aufmerkſamkeiten für ſie verloren zu haben. Ich ſchreibe dieſen ſonderbaren Auftritt der Liebe, der Jugend und der dieſer eigenen Unbeſonnenheit zu; es war ſtörend und ärgerlich; allein ich verbanne den Gedanken, nehme meinen Nachtſack unter den Arm und ſteige gleichfalls die Treppe hinauf. Der Wirth bedient uns in aller Eil, denn der Fuhrmann wollte um drei Uhr Morgens wieder fort, um Radicofani vor der großen Hitze noch zu erreichen; der Weg dahin aber betrug ſechs Stunden.

Wir ſetzen uns zu Tiſche und fanden das Abendeſſen trefflich. Ich hatte daran nicht gezweifelt, denn der Graf war mehrere Stunden vor uns eingetroffen und hatte daher die nöthige Zeit gehabt, ein ausgeſuchtes Mahl zu beſorgen; doch was mich einigermaßen in Erſtaunen ſetzte und ſogar ein wenig ärgerte, war, daß die Engländerin, welche mit einem Male noch verliebter in ih=

ren Gemahl ſchien, als dieſer in ſie, meiner Dienſt-leiſtungen auch nicht mit einem Worte gedachte. Nur beim Braten erſt nahm ſie Gelegenheit zu bemerken, daß er dem ſchönen Roſtbeef nicht glei-che, das ſie zu Mittag mit mir gegeſſen habe. Die närriſchen Streiche, die Witze und Ausgelaſ-ſenheiten, welche der Franzoſe bei dieſem Mahle zum Beſten gab, laſſen ſich nicht beſchreiben; die Engländerin lachte aus vollem Halſe darüber und ich ſelbſt konnte mich des Mitlachens nicht erweh-ren. Einen Augenblick lang glaubte ich, es könne wohl ein junger Officier, ein Mann von Stande und Vermögen, leichtfertig und ohne Grundſätze, wie ich deren Viele gekannt hatte, ſeyn, für den nichts in der Welt wichtig und bedeutend wäre. Paris wimmelte von ſolchen Originalen, die in ei-nem und demſelben Augenblicke unerträglich und doch unterhaltend, leichtſinnig, frivol, zuweilen ge-fährlich wären, mit der Ehre in der Taſche ſich herum-trieben und dieſe nach Umſtänden hervorzogen und ausſpielten. So lange ich an dieſe Vermuthung glaubte, war ich mit mir ſelbſt wenig zufrieden, denn es kam mir vor, als wenn dieſer Franzoſe mich nur ſo obenhin behandle und mich für einen

Pinſel halte, den man prellen müſſe, um ihm eine Ehre zu erweiſen. War die Engländerin wirklich ſeine Frau, ſo ſah ich mich zu der Rolle eines völlig Unbedeutenden verurtheilt, und dieſe hatte ich keinesweges Luſt zu ſpielen. Jedermann, der mich mit dieſem Paare zuſammenſah, mußte mich für ein höchſt untergeordnetes Weſen halten, und der bloße Gedanke daran empörte mich ſchon. —

Man machte die Betten zurecht, deren zwei in dem Gemach zuſammenſtanden, und ich verlangte nun ein beſonderes Zimmer von der Aufwärterin. Der Graf erklärte ſich dagegen und verlangte artig, ich ſolle das Zimmer mit ihnen theilen; ſeine Gemahlin nahm an dem Streite keinen Theil. Ich beſtand jedoch darauf, beide durchaus nicht ſtören zu wollen, ließ meinen Nachtſack in mein Zimmer bringen und verriegelte hinter mir die Thür. Hier erinnerte ich mich erſt und wunderte mich darüber, daß keiner meiner beiden Reiſegefährten das mindeſte Gepäck mit hinaufgenommen hatte. Ihre Sachen werden ihnen nach Rom vorangegangen ſeyn, dachte ich; der kleine Koffer enthält nur das Allernöthigſte, und ſie beſitzen Entſchloſſenheit genug, auch ſeiner zu entbehren.

So lege ich mich nieder, mit lebhafterm Intereſſe für die junge Dame, als ich während des ganzen verfloſſenen Tages gefühlt hatte; dennoch blieb ich ruhig, und das gefiel mir.

Noch vor Tage weckt man mich und bringt Licht; ich kleide mich an, und da ich auch im Nebenzimmer Geräuſch vernehme, öffne ich die Thür und rufe, ohne einzutreten, einen guten Morgen hinein. Gleich darauf vernehme ich ein heftiges Gezänk im Hofe; ich höre den Franzoſen mit dem Vetturin kauderwelſchen und bemerke, daß die Sache ernſthaft zu werden anfängt. Im Zwielicht des Morgens ſehe ich den Fuhrmann das Pferd des Franzoſen beim Zügel ergreifen, den dieſer ſeinen Händen mit Gewalt entreißen will. Ich konnte vermuthen, warum es ſich handelte, da ich den Contract geleſen hatte: der Fuhrmann wollte Geld und hatte das Recht, es zu fodern. Der Franzoſe, das ſah ich wohl, beſaß keinen Heller; ich erwartete daher, ſie zu mir hinaufkommen zu ſehen, und ſchickte mich an, ohne Erbarmen zu thun, was ich thun mußte. Der Franzoſe tritt zuerſt ein und ruft mir zu: Der Schuft verſteht mich nicht; doch es kann ſeyn, daß er

Recht hat. Auf jeden Fall bitte ich Sie daher, ihm zwei Zechinen zu reichen, die ich Ihnen in Rom wiedergeben will. Der Zufall hat gewollt, daß ich ohne Geld bin; er iſt geſichert, denn er hat ja meinen Koffer in Beſchlag; allein er behauptet, er brauche Geld: erweiſen Sie mir daher den Gefallen; Sie werden in Rom ſehen, wer ich bin.

Mit dieſen Worten hüpft er die Treppe wieder hinunter, ohne ſich auch nur die Mühe zu geben, meine Antwort abzuwarten. Der Fuhrmann folgte ihm nicht weiter, und ich ſehe ihn, was faſt unglaublich iſt, in Tanzſchuhen und ſeidenen Strümpfen ſein Pferd beſteigen und davonreiten. Madame ſtand unterdeß mit beſtürzten Mienen, der Vetturin unbeweglich, ohne ein Wort zu ſagen, vor mir. Ich waſche mir die Hände, ſetze mich aufs Bett und überlaſſe mich, indem ich das närriſche Abenteuer in der Erinnerung durchlaufe, dem tollſten Lachen, das ſich meiner bemeiſtert. Die Sache ſcheint mir ſo ſpaßhaft, ſo neu, ſo keck und komiſch, daß ich nicht damit fertig werden kann. Lachen Sie, Madame, rufe ich der Schönen zu, ich bitte Sie, lachen Sie; denn bei allen

Ihren edlen Gefühlen iſt Mißmuth und Traurigkeit hier durchaus an der unrechten Stelle; wahrhaftig, wenn Sie nicht lachen, ſtehe ich von hier nicht mehr auf.

Sie haben Recht, erwidert ſie, die Sache iſt lächerlich, doch ich habe nicht Muth genug, um mich darüber luſtig machen zu können.

So ſetzen Sie ſich wenigſtens.

Hierauf gebe ich dem Vetturin zwei Zechinen, bemerke ihm, es würde wohl kein Unglück ſeyn, wenn wir auch eine Viertelſtunde ſpäter ankämen, und verlange in aller Ruhe Kaffee. Die Niedergeſchlagenheit der Engländerin behagte mir nicht. Ich begreiſe, ſagte ich, die Urſache Ihres Kummers und lege Ihnen dieſe daher zur Ehre aus. Allein ich bitte Sie, beherrſchen Sie ihn wenigſtens während der Reiſe, und ich verſpreche Ihnen unter dieſer Bedingung für Alles zu ſorgen. Nur um ein einziges Zeichen Ihrer Gunſt, deſſen ich durchaus bedarf, muß ich Sie jedoch bitten. Schlagen Sie mir es ab, ſo würden Sie mich traurig ſehen, wie Sie es ſind, und das wäre fürwahr wenig erbaulich.

Was kann ich thun, mich Ihnen dankbar zu beweiſen?

Mir auf Ihre Ehre und auf engliſche Treu' und Glauben zu ſagen, ob der Ritter Ihr Mann oder Ihr Liebhaber iſt.

Wohlan, ich ſage Ihnen die reine, volle Wahrheit: erſt in Rom, aber dort gewiß, wird er mein Mann.

So athme ich wieder auf. Er wird es nicht, glauben Sie mir, und wünſchen Sie ſich Glück dazu. Er hat Sie entführt, das ſehe ich; ich ſehe auch, daß Sie in ihn verliebt ſind; doch ich hoffe, das ſoll ſich geben.

Unmöglich, oder er müßte mich denn hintergehen.

Hintergangen hat er Sie ſchon. Ich bin gewiß, er hat Ihnen verſichert, er ſey reich, von Stande und wolle Ihr Glück machen, und alles dies iſt falſch.

Wie können Sie das wiſſen?

Wie ich ſo manches Andere weiß; aus derjenigen Wiſſenſchaft, die die Welt uns gewährt. Er iſt ein Narr, ein Menſch ohne Grundſätze, ein Trotzkopf, der Sie vielleicht auch heirathet, doch

nur um Ihr Herr zu werden und ſich Ihrer zu ſeinem Unterhalt zu bedienen.

Er liebt mich, davon bin ich überzeugt.

Was Sie von ſeiner Liebe überzeugt hat, mein liebes Kind, iſt nichts als Laune, Trotz und Ausgelaſſenheit. Sehen Sie ſelbſt: er kennt mich nicht und überläßt ſie meinen Händen. Glauben Sie, daß ein wahrhaft Liebender den Gegenſtand ſeiner Liebe ſo preisgeben könne?

Er iſt nicht eiferſüchtig; Sie wiſſen, die Franzoſen ſind das ſelten.

Der Ehemann in Frankreich iſt dem in England, in Italien und in der ganzen Welt gleich. Glauben Sie, daß, wenn er Sie wirklich liebte, er Sie ohne einen Heller Geld der Gnade oder Ungnade eines Menſchen überlaſſen haben würde, der Ihnen drohen könnte, Sie auf offener Straße liegen zu laſſen, oder Gefälligkeiten von Ihnen zu begehren, die Sie empört hätten? Und was würden Sie jetzt thun, wenn ich zufällig ein roher, fühlloſer Menſch wäre? Sie verſtehen mich; antworten Sie ohne Scheu, Sie laufen keine Gefahr dabei.

Ich würde mich wehren, mich vertheidigen.

Nun denn, ſo ließe ich Sie in dieſem Gaſt=hofe zurück. Was würden Sie hier anfangen? Erfahren Sie, daß ungeachtet Ihrer Reize und Ihres gefühlvollen Herzens es dennoch Menſchen giebt, die Sie nur zum Opfer Ihrer Gefühle ma=chen, und Ihnen, als einer Frau, die ſich geach=tet wiſſen will, nicht einen Heller geben oder lei=hen würden. Der Unbeſonnene, den Sie zu Ih=rem Unglück lieben, kennt mich nicht und hat Sie vor meinen Augen dem Elende und der Schmach bloßgeſtellt. Beides wird Sie nicht erreichen, denn ich bin gerade der Mann, der Ihnen nöthig war; doch erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, dies Zu=ſammentreffen iſt eine Art von Wunder. Können Sie nun noch glauben, daß der Menſch Sie liebt? Er iſt ein Barbar — ein Unmenſch! — Es ſchmerzt mich, Sie weinen zu ſehen, oder richtiger, Ihnen Thränen entlockt zu haben; allein es reut mich nicht, hart gegen Sie geweſen zu ſeyn; dies war durchaus nöthig, und die Art und Weiſe, wie Sie mich fortan handeln ſehen werden, ſoll mich recht=fertigen. Erfahren Sie denn, daß Ihre Schön=heit mich für Sie gewonnen hat, und daß ich an Ihrem Looſe Theil nehme, weil Ihre Reize mein

Herz beſiegt haben; aber ſeyen Sie zugleich überzeugt, daß ich, ohne je einen einzigen Kuß von Ihnen zu begehren, Sie weder auf dieſer Reiſe, noch in Rom verlaſſen, und noch vor unſerer Ankunft daſelbſt Ihnen beweiſen werde, daß der Graf nicht allein Sie nicht liebt, ſondern auch ein Verworfener, ein Schelm iſt.

Davon wollen Sie mich überzeugen?

Ja, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf; doch jetzt trocknen Sie Ihre Thränen und laſſen Sie uns verſuchen, den Tag wie geſtern hinzubringen. Sie glauben nicht, wie glücklich ich dadurch bin, daß das Schickſal gerade mich Ihnen zugeführt hat. Ich will Sie von meiner Freundſchaft überzeugen; folgt die Liebe ihr dann nicht, ſo werde ich mein Schickſal geduldig tragen.

Der Wirth brachte die Rechnung für die Nacht; das Abendeſſen ſtand, wie ich erwartet hatte, darauf. Ich bezahlte, ohne die arme Liebende auch nur mit einem Blicke anzuſehen; ja, faſt befürchtete ich allzuviel geſagt zu haben; die allzuſtarke Doſis Medicin konnte ihr, ſtatt ſie zu heilen, ſchädlich ſeyn. Mich plagte die heftigſte Neugierde nach ihrer Geſchichte, und ich hoffte

dieſe noch vor unſerer Ankunft in Rom zu erfah-
ren. Wir reiſten ab und wechſelten kein Wort
mit einander bis zum Gaſthofe in Scala, wo wir
abſtiegen.

Ich hatte von Scala bis Radicofani zwei Poſtpferde genommen, mit denen man den Weg in zwei Stunden zurücklegt, während wir mit den Pferden des Vetturins vier dazu bedurft hätten. Ich ließ den Vetturin vorausgehen und beſtellte die Pferde um zehn Uhr. Es war jetzt um ſechs Uhr; doch ich zog es vor, lieber hier vier Stunden zu warten, als ſogleich weiter zu reiſen, und den Taugenichts, der dies arme Weſen verführt hatte, auf dem Wege einzuholen. Dieſe Maaßregel gefiel beſonders dem Vetturin, der ſich auf dieſe Art der Sorge überhoben ſah, ſeinen Wagen einen Berg hinaufzuſchaffen und die Auslage für ein drittes Pferd in der Taſche behielt; doch die Engländerin erklärte ſich für das Gegentheil und meinte, es ſey beſſer, ſogleich Poſt zu nehmen, da von zehn bis zwölf Uhr die Hitze unerträglich ſeyn würde.

Darin haben Sie Recht, erwiderte ich ihr;

allein der Graf de l'Etoile würde mich nicht gern in Radicofani mit ſich zuſammentreffen ſehen.

Warum denn nicht? Gerade im Gegentheil.

Eine Empfindung des Mitleids hielt mich ab, ihr hierauf zu antworten, da der Grund, den ich ihr hätte anführen müſſen, ihr nur neue Thränen gekoſtet haben würde. Ich ſah die Liebe dieſes Kindes wie eine wahre Krankheit an, die das Auge ihres Geiſtes mit Blindheit bedeckte; ſie unterſchied nichts mehr mit Deutlichkeit; ſie ſah in ihrem Verführer nicht den Mörder ihres Glücks und ſie eilte ihrem Untergange zu, weil die Krankheit ihr nicht Kraft genug übrig ließ, ihrem Triebe ungehorſam zu ſeyn. Um ſie von dieſer Krankheit zu heilen, genügte die ſanfte Gewalt der Ueberredung nicht: ich bedurfte der ſchnell wirkenden Ueberzeugung der That; ihre Leidenſchaft glich einem kranken Zahn, den ich, nachdem ich ihn einmal mit der Zange gefaßt hatte, ohne alles Mitleid mit ihrem Schmerz und ohne Rückſicht auf die Thränen, die ſie bei der Operation vergoß, herausreißen mußte. Allein war das, was mich zu dieſem Verfahren trieb, der reine Impuls der Tugend? War es Liebe zu der ſchönen Unſchuldigen, deren Kummer mir durch

die Seele ging? — Beide Motive mochten ſich zu gleichen Theilen miſchen, und gewiß war nur ſo viel, daß ich mich wenig um ſie bekümmert haben würde, wenn ich ſie häßlich oder unangenehm gefunden hätte; ja, daß ſie vielleicht Hungers geſtorben wäre, wenn ihre Reize mir keine Theilnahme eingeflößt hätten. Ich arbeitete alſo für mich. — So ſteht es mit unſerer Tugend. Es war ein leckerer Biſſen, den ich einem Unwürdigen entreißen wollte, um ihn für mich ſelbſt zu gewinnen. Doch das hatte ich mir nicht geſtanden, und wenn die Ahnung davon mir vor die Seele trat, ſo wandte ich das Auge davon ab. So ſpielte ich in aller Redlichkeit der Seele eine falſche Rolle und tröſtete mich dabei mit dem Gedanken, daß ich ſie nicht abſichtlich ſpielte. —

Nachdem der Fuhrmann fort war, lud ich die Schöne zu einer Promenade in die Landſchaft ein, die im höchſten Fluge der Poeſie nicht ſchöner zu denken war. Betty — dies war ihr Name — ſuchte mich zu überzeugen, daß die Gegenden Englands noch ſchöner ſeyn würden, wenn ſie die Rebe beſäßen, wie dieſe, und um ſie auf unmerkliche Art zu zerſtreuen, ſtellte ich mich, als

fühlte ich mich von ihrem Raiſonnement, deſſen Anmuth mich entzückte, überwunden. Sie ſprach das Florentiniſche mit allen Idiotismen und Mängeln der Ausſprache dieſer Landſchaft, welche, gemiſcht mit dem engliſchen Accent, meinem Ohre ein unausſprechliches Vergnügen gewährten. Ich ſchmachtete danach, wenn ich ihre Purpurlippen ſich bewegen ſah, dieſe für dies Vergnügen mit einem Kuſſe zu belohnen; dabei blieb ich mit meinen Wünſchen ſtehen. Die Liebe, welche Beifall geben will, kennt keine andere Sprache als dieſe.

Nach einem zweiſtündigen Spaziergange, während deſſen wir die Glocken unzähliger Kirchen um uns her tönen hörten und das Landvolk in Schaaren zu ihnen hinſtrömen ſahen, geſtand mir Betty, ſie habe nie einem katholiſchen Gottesdienſte beigewohnt, und ich ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, ihr dies neue Schauſpiel zu gewähren. Es war ein Feſttag; Betty wohnte der großen Meſſe mit aller der Sittſamkeit bei, die ihre Erſcheinung auszeichnete; was ſie die Andern thun ſah, that ſie nach, und Niemand hielt ſie daher für eine Engländerin. Beim Herausgehen geſtand ſie mir, daß unſer Gottesdienſt geeignet ſey, bei

jedem liebenden Herzen Glück zu machen, mehr als der der engliſchen Kirche, und die Landmädchen, welche uns begegneten, fand ſie im Anzuge und Ausſehen weit über die von England erhaben. Zufällig fragte ſie mich, wie viel Uhr es ſey, und ich antworte ihr unbedachtſam, daß ich mich wundere, keine Uhr bei ihr zu ſehen. Hocherröthend erwiderte ſie, der Graf habe ſie ihr abgefodert, um ſie bei dem Wirthe, der ihm das Pferd geliehen habe, als Pfand zurückzulaſſen. Sogleich that es mir leid, dieſe unvorſichtige Bemerkung gemacht zu haben; denn Betty's Erröthen zeugte von tiefer Schaam und Demüthigung; das arme Mädchen fühlte ihre Schuld und verſtand nicht zu lügen.

Punkt zehn Uhr reiſten wir mit drei Pferden weiter; ein leiſer Wind kühlte die Hitze der Luft anmuthig ab und machte, daß wir Radicofani ohne große Beſchwerde erreichten. Es war Mittag; der Wirth, der zugleich Poſtmeiſter war, fragte mich, ob ich auch drei Paoli mit auf die Rechnung nähme, welche ein durchreiſender Franzoſe ſchuldig geblieben wäre, der ihn dieſerhalb auf mich verwieſen hätte. Ich verſicherte, ich würde

alles bezahlen, und ſah ihn nun ruhiger; doch damit war die Sache nicht zu Ende.

Dieſer Franzoſe, erzählte der Wirth, hat mit blankem Degen drei von meinen Poſtillonen durchgeprügelt und einen im Geſicht verwundet; dieſer iſt ihm nachgeritten und wird ihn nun theuer genug dafür bezahlen laſſen. Er hat ſie geſchlagen, weil ſie ihn abhalten wollten, ohne Bezahlung davon zu reiten und den Hafer aus dem Stalle mitzunehmen.

Sie haben Unrecht gethan, ihm Gewalt zu zeigen, erwiderte ich; denn er ſah eben nicht aus wie ein Räuber, und Sie hätten ihm ohne Weiteres glauben ſollen, wenn er ſich wegen der Bezahlung auf mich berief.

Dazu war ich keinesweges verpflichtet, um ſo mehr, als ich hundertmal in meinem Leben auf ähnliche Art betrogen worden bin. Wäre Ihr Fuhrmann eine Viertelſtunde früher eingetroffen, ſo wäre alles gut geweſen. Doch der Tiſch iſt bereit, wenn Sie eſſen wollen.

Ich ſah Betty der Verzweiflung nahe; das ganze Leiden ihrer Seele erſchien auf ihrem Geſichte, und ihr Schweigen machte ihren Zuſtand

nur noch rührender. Weit entfernt, ihr über das Benehmen ihres Ritters troſtloſe Bemerkungen zu machen, ſuchte ich ſie vielmehr durch ein leichtes Geſpräch zu zerſtreuen, und ermunterte ſie, ſich das Eſſen ſchmecken zu laſſen und ſich des herrlichen Muscats zu freuen, den der Wirth uns in einer großen Flaſche gebracht hatte. Doch meine Bemühungen, ihre Unruhe zu bekämpfen, würden vergeblich geweſen ſeyn, wenn ich nicht den Vetturin hereingerufen und ihm befohlen hätte, ſogleich nach dem Eſſen weiter zu fahren. Wir gehen nur bis Centino, erwiderte er, das wir in zwei Stunden erreichen können; warten wir alſo die Kühle des Abends ab.

Nein, entgegnete ich; der Gemahl dieſer Dame kann unſerer Hülfe bedürfen; der verwundete Poſtillon iſt ihm nachgeeilt und Gott weiß, was geſchehen kann.

Betty blickte mich mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit im Geſichte an, und that nun, um ſich erkenntlich zu zeigen, als äße ſie mit dem größten Appetit; ſie hatte ſchon einmal die Erfahrung gemacht, daß dies der Weg ſey, mir Freude zu machen. Ueber Tiſche ließ ich einen der ge=

ſchlagenen Poſtillone heraufkommen und mir den ganzen Vorfall von ihm erzählen. Der Menſch war ein Windbeutel erſter Art; er geſtand uns, einige Hiebe mit der flachen Klinge bekommen zu haben, und rühmte ſich, dem Franzoſen dafür eins mit einem Steine verſetzt zu haben, der ihn übel zugerichtet haben ſollte. Ich gab ihm einen Paoli und verſprach ihm einen Thaler, wenn er nach Centino gehen wollte, um gegen ſeinen Kameraden auszuſagen. Mit Freuden verpflichtete er ſich dazu und fing ſogleich an zu Gunſten des Grafen zu ſprechen, was denn ſelbſt Betty zum Lachen brachte. Er verſicherte uns, die Geſichtswunde ſey kaum eine Schramme, die der Verwundete überdies wohl verdient habe, weil er nicht hätte Hand an ihn legen ſollen. Um uns zu beruhigen, ſagte er, der Franzoſe habe nur drei oder vier Steinwürfe bekommen, was denn für Betty nicht beſonders tröſtlich war. Ich ſah indeß doch, daß die Sache eine komiſche Wendung nahm und am Ende auf nichts herauskommen würde. Der Poſtillon, den wir zum Advocaten des Grafen gedungen hatten, machte ſich indeſſen doch auf den Weg und wir folgten ihm zwei Stunden darauf.

Betty blieb bekümmert und ihr Kummer wuchs, als wir zu Centino erfuhren, der Graf ſey nach Aquapendente weiter gegangen, wohin der bluttriefende Poſtillon und unſer Advocat ihm gefolgt ſeyen. Umſonſt verſicherte ich ihr, es ſey nichts zu fürchten, der Graf habe Verſtand und würde ſich zu vertheidigen wiſſen, um ſo mehr, als die erhaltenen Steinwürfe bewieſen, daß er ſich ſeiner Haut gewehrt hätte. Betty antwortete mir nicht und blieb niedergeſchlagen und traurig. Vielleicht fürchtete ſie, daß ich in dieſer Nacht, die ich mit ihr zuzubringen hatte, mich für meine Bemühungen und Auslagen einigermaßen bezahlt zu machen verſuchen möchte; wenigſtens drängte ſich mir bei längerm Nachdenken dies Motiv ihrer Trauer auf. Dieſem zu begegnen, fragte ich ſie, ob ſie wünſche, daß wir ſogleich nach Aquapendente aufbrächen. Bei dieſer Frage erheiterte ſich ihre Stirn, ſie öffnet die Arme und ich küſſe ſie.

Wunderbare Macht der Natur! Ich frage nicht danach, aus welcher Quelle der ſüße Kuß ſtamme, den ich erhielt; entzückt, begeiſtert durch ihn, rufe ich den Vetturin herein und befehle ihm, ſeine abgeſchirrten Pferde wieder vor den Wagen

zu ſpannen, weil wir noch nach Aquapendente wollten. Er antwortet mir unfreundlich und kalt: ich könnte Poſt nehmen, er führe nicht weiter.

Wohlan denn, geſchwind zwei Pferde beſtellt!

In dieſem Augenblicke würde Betty, von Dankbarkeit gegen mich durchdrungen, und angelockt durch den Zauber, den ſie über mich durch einen einzigen Kuß ausübte, mir leicht mehr bewilligt haben, als ſie ſelbſt gewünſcht hätte, wenn ich darauf beſtand. Sie ſank in meine Arme. Ich freute mich dieſes erſten Sieges und verſicherte ſie, daß ich keinen andern Willen haben könne, als den ihrigen, und begnügte mich damit, ihr Mund und Augen mit Küſſen zu bedecken. Meine Mäßigung ſchien ſie tief zu rühren. Die Pferde waren vor den Wagen gelegt; ich bezahlte dem Wirthe das Abendeſſen, das er für uns zugerichtet zu haben behauptete, und wir reiſten ab. Der Fuhrmann verſprach uns, um acht Uhr gleichfalls in Aquapendente zu ſeyn, da wir mit Tagesanbruch abreiſen und zu Mittag in Monteſiascone ſeyn wollten.

Wir brauchten nur drei Viertelſtunden, um Aquapendente zu erreichen, wo wir den abſcheu=

lichen Etoile luſtig und guter Dinge antrafen. Ich ſah ihn die unglückliche Betty in ſeine Arme nehmen, und ſie, außer ſich vor Entzücken, ihn geſund und wohl wiederzuſehen. Unter einer Menge unerträglicher Prahlereien erzählte er uns, er habe die Schurken von Radicofani ſämmtlich durchgeprügelt, ohne etwas weiteres, als einige leichte Steinwürfe, vor denen er ſeinen Kopf zu ſchützen gewußt habe, davon zu tragen.

Wo iſt denn, fragte ich, der verwundete Poſtillon mit der Schmarre?

Er trinkt in der Schenke mit den andern auf meine Geſundheit; die Schufte haben mich alle um Gnade gebeten.

Und das alles für einen Thaler? ſprach Betty.

Einen Thaler? fragte der Graf. Sie haben Unrecht gethan, ihnen den zu geben; dafür laſſen ſich die Schurken noch einmal durchprügeln.

Vor dem Eſſen zeigte er uns ſeine Wunden auf den Schenkeln und der Bruſt; der Nichtswürdige war freilich hübſch und wohlgebaut. Betty's verliebte Blicke ſetzten meine Geduld auf die Probe; dennoch trug ich jetzt, nach dem Handgelde ihres Kuſſes, das die Macht der Dankbarkeit

mir von ihr verſchafft hatte, leichter als vorher. Bei Tiſche trieb er wieder dieſelben Tollheiten, wie am vorigen Tage. Ich ſollte durchaus in demſelben Zimmer mit ihnen ſchlafen, wie ſehr ich mich auch dagegen ſträubte. Ich ſah, daß ich Betty genirt haben würde; ihr Herz war noch nicht verdorben genug, um der Ausſchweifung ohne Scheu ſich zu überlaſſen.

Den folgenden Morgen begrüßte mich der Graf Etoile damit, daß er in Viterbo ein Abendeſſen beſtellen wolle, und verſicherte, ich würde wohl thun, ihm einige Zechinen zu dieſem Zwecke vorzuſtrecken. Bei dieſer Gelegenheit zeigte er mir flüchtig einen Wechſel von, wie er ſagte, dreitauſend Scudi, der in ſeiner Brieftaſche lag. Ich verſicherte, ich glaubte ihm vollkommen, ohne ihn zu leſen.

Betty, die nun erkannte, daß ſie ungeachtet der Thränen, welche ich ihr erpreßt hatte, immer noch auf meine Gefälligkeit rechnen konnte, nahm nun einen leichtern und freundſchaftlichern Ton gegen mich an. Sie ſprach ſich jetzt deutlicher aus und gab mir durch ihre Vertheidigung gegen meine falſchen Vermuthungen faſt ein Recht, ſie über

ihre Lage auszufragen. Sie ſehen, ſagte ſie in Monteſiascone zu mir, daß nur Zufall oder Unbeſonnenheit die Schuld trågt, wenn er in dieſem Augenblick ohne Geld iſt; Sie haben den großen Wechſel geſehen —

Ich halte ihn fůr falſch, fiel ich ein.

O das iſt boshaft.

Ich urtheile, wie ſein Benehmen mich urtheilen lehrt; vor zwanzig Jahren wůrde ich ihn fůr richtig gehalten haben, jetzt nicht. Lautet der Wechſel auf Rom, warum hat er ihn nicht in Siena, Florenz oder Livorno discontirt?

Vielleicht hat es ihm an Zeit dazu gefehlt; er war ſo eilig — ach, wenn Sie alles wůßten!

Ich will nur wiſſen, meine gute Betty, was Sie ſelbſt mir zu ſagen fůr gut finden; unterdeß aber verſichere ich Sie, daß meine Behauptungen keine Vermuthungen, ſondern zuverlåſſige Wahrheiten und Erfahrungen ſind, die mir das Leben gegeben hat.

Sie behaupten alſo noch immer, daß er mich nicht liebt?

Er liebt Sie nur auf eine Weiſe, die Ihren bitterſten Haß verdient.

Wie das?

Würden Sie einen Menſchen nicht haſſen, der Sie nur verführt hätte, um von Ihren Reizen zu leben?

Sie erzürnen mich, wenn Sie dergleichen nur glauben.

Ich übernehme es, Sie dieſen Abend, wenn Sie wollen, in Viterbo davon vollſtändig zu überzeugen.

Darum bitte ich Sie, allein auch mit aller Gewißheit. Es wäre der größte Schmerz für mich und dennoch würde ich mich Ihnen dafür verpflichtet fühlen.

Aber wie? Glauben Sie, daß, wenn ich Sie überzeugt habe, Sie damit aufhören werden, den Unwürdigen zu lieben?

Gewiß; denn ich habe ihn nur lieben gelernt in Folge der Vorſtellungen, die ich von ſeiner Ehre und Redlichkeit hatte.

Sie täuſchen ſich abermals. Sie werden ihn noch lieben, ſage ich Ihnen, wenn Sie ihn auch klar für einen Nichtswürdigen erkannt haben werden. Der Menſch hat Sie bezaubert und des Lichtes der Vernunft beraubt; wäre das nicht, ſo

würden Sie ſo klar erkennen, wie ich, was an ihm iſt.

Alles, was Sie da ſagen, iſt ſtark und leider vielleicht nicht unwahr. Doch überzeugen Sie mich, daß er mich nicht mehr liebt, und ich übernehme es, Sie zu überzeugen, daß ich ihn zu verachten weiß.

Dieſen Abend alſo. Doch ſagen Sie, kennen Sie ihn ſchon lange?

Vier Wochen etwa; doch erſt ſeit fünf Tagen ſind wir zuſammen.

Und haben Sie ihm vor dieſer Zeit Ihre Gunſt bewilligt?

Nicht einen Kuß. Er brachte die Nächte unter meinem Fenſter zu, und ſo oft ich bei Tage in die Straße hinabblickte, ſah ich ihn vorübergehen. Scheint es Ihnen nun, daß ein junger Mann, der ſo handelt, einer Verſtellung in der Liebe fähig iſt?

Ich gebe Ihnen zu, mein Kind, daß er Sie liebte; allein auf die Art, die ich Ihnen ſchon früher als haſſenswerth ſchilderte. Er ſuchte ſein Glück auf Koſten des Ihrigen, vielleicht ohne ſein Unrecht zu ahnen, da es möglich iſt, daß er Sie

nicht für unglücklich hielt, als Sie ſich ihm preisgaben.

Wie können Sie einen Mann für ſo ſchwarzen Herzens halten, den Sie im Grunde genommen doch nicht kennen.

Wollte der Himmel, ich kennte ihn nicht! Allein, nicht wahr, er hat Sie überredet, mit ihm zu entfliehen, da er nicht zu Ihnen kommen konnte?

Das iſt wahr; er hat mir geſchrieben, ich will Ihnen ſeinen Brief zeigen, daß er mich in Rom heirathen wolle.

Und wer bürgt Ihnen für ſeine Beſtändigkeit?

Seine Liebe.

Fürchten Sie verfolgt zu werden?

Keineswegs.

Wen haben Sie zurückgelaſſen, einen Vater, einen Geliebten, oder einen Bruder?

Einen Geliebten, der erſt in acht bis zehn Tagen von London, wohin er in Geſchäften gereiſt iſt, nach Livorno zurückkehrt, wo er mich einer Vertrauten übergeben hatte, welche die Beſuche eines Fremden bei mir niemals geduldet haben würde.

Jetzt weiß und ſehe ich alles; ich beklage Sie von Herzen. Doch ſagen Sie, liebten Sie den Engländer, und iſt er würdig, Sie zu beſitzen?

Ach, ich liebte ihn bis zu dem Augenblicke ſeiner Abreiſe und bis ich dieſen Franzoſen erblickte, der mich von einem Manne abzuwenden verſtand, welcher mich anbetete, und der jetzt über meine Flucht in Verzweiflung ſeyn wird?

Iſt er reich?

Er hat zu leben; ſein Geſchäft geht gut.

Iſt er noch jung?

Nein; er iſt ein Mann in Ihren Jahren, ſanft und freundlich, der nur den Tod ſeiner kranken Frau abwartete, um mich zu heirathen und mit mir nach London zurückzukehren; die Frau litt an der Schwindſucht und iſt vielleicht jetzt ſchon geſtorben.

Wie beklage ich Sie beide! Haben Sie ihm einen Erben gegeben?

Nein; der Himmel, ſcheint es, hat mich dieſem Manne nicht beſtimmt; der Graf Etoile nahm mich für immer in Beſitz; mein ganzes Weſen gehört ihm.

Das iſt die Sprache aller derer, welche die Liebe ohne Widerſtand beherrſcht.

Jetzt wiſſen Sie Alles, und es gereut mich nicht, Ihnen nichts verborgen zu haben; denn geſtern habe ich Sie zweimal für meinen wahren Freund erkannt.

Dafür, liebe Betty, werden Sie mich noch öfter erkennen. Sie werden meiner bedürfen, ſehr bedürfen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie nicht zu verlaſſen. Ich wiederhole Ihnen, ich liebe Sie; dennoch verſpreche ich Ihnen, ſo lange dieſem Franzoſen Ihre Liebe gehört, nichts als die Stelle eines Bruders bei Ihnen zu begehren.

Wohl, ich nehme Ihr Wort an, und gelobe, Ihnen in Zukunft nichts in der Welt mehr zu verbergen.

So ſagen Sie mir noch, warum Sie nicht wenigſtens einiges Gepäck mit ſich genommen haben?

Unſere Flucht begann zu Pferde; doch mein Koffer mit Kleidern und Wäſche muß zwei oder drei Tage nach uns mit dem Gepäck des Grafen in Rom eintreffen. Den Tag vor unſerer Abreiſe habe ich ihn ſelbſt dem Menſchen übergeben, den der Graf mir mit dieſem Auftrage zuſchickte.

So ſagen Sie Ihrem Koffer Lebewohl.

Ach, mein Freund, Sie ſehen auch nichts als Unglück voraus.

Meine Vorausſicht, liebe Betty, führt dergleichen wenigſtens nicht herbei; ich wäre glücklich, wenn ich mich irrte. Allein wenn Ihre Flucht auch zu Pferde begann, warum nahmen Sie nicht wenigſtens einen Mantel oder einen Nachtſack mit ſich?

Alles dies iſt in dem kleinen Koffer enthalten, den ich heute Abend heraufbringen laſſen werde.

Nach einem trefflichen Mittageſſen ruhten wir bis vier Uhr aus und erreichten Viterbo um ſieben, wo wir den Grafen überaus heiter und froh wiederfanden, und wo ich Betty zu überzeugen unternommen hatte, daß er ſie nicht liebe. Um den entſcheidenden Augenblick herbeizuführen, fing ich damit an, mich in Betty verliebt zu zeigen und meinen Glücksſtern zu preiſen, der mich mit ihr bekannt gemacht hatte. Ich nannte den Grafen glücklich, der dieſen Schatz beſäße, und pries ihn wegen des Muthes, mit dem er ſie, ohne irgend etwas von ihrer Seite zu fürchten, der Geſellſchaft

eines Andern überlaſſe. Der Thor nahm mein Lob mit Wohlgefallen auf, rühmte ſich ſelbſt unverholen, und verſicherte, Eiferſucht ſey ſo weit von ſeinem Weſen entfernt, daß er nicht begreifen könne, wie Jemand, der ein Weib wahrhaft liebe, nur dieſem Gefühle Eingang gewähren könne. Ja, er ging ſelbſt ſo weit, zu behaupten, man könne nicht ſtandhaft lieben, wenn man nicht ſehe, daß der geliebte Gegenſtand auch Andern Wünſche einflöße. Dieſen Satz unterſtützte er mit den abenteuerlichſten Behauptungen, denen ich von meiner Seite nur einen künſtlichen Widerſpruch entgegenſetzte. Zufrieden damit, meinen Mann ſo weit gebracht zu haben, ſparte ich die zweite Hälfte meiner Aufgabe für den Nachtiſch auf; denn auf die Wahl des rechten Augenblicks kam bei meinem närriſchen Unternehmen alles an.

Bei Tiſche ſorgte ich dafür, daß er viel trank und nahm von Zeit zu Zeit das vorige Geſpräch wieder auf, um ſein Syſtem noch weiter auszubilden und die Kraft des Geiſtes herauszuſtreichen, die dazu gehöre, alle Vorurtheile mit Füßen zu treten. Beim Nachtiſche nahm ich alsdann ſeine Behauptungen entſchieden auf und bekämpfte ſeine

Anſichten von der Ausbildung der Liebe bis zu dem von ihm behaupteten Grade. Er verfocht nun mit Heftigkeit, daß dieſe vor allem in dem größten gegenſeitigen Vertrauen und einer unbegrenzten Gefälligkeit gegen einander beſtehe. So muß z. B. Betty, die mich liebt, ſagte er, mir die Liebe einer Andern zu verſchaffen ſuchen, wenn ſie wahrnimmt, daß dieſe zu meinem Glücke gehört, und ich, deſſen Herz Betty gehört, muß ihr das Vergnügen gönnen, Ihnen anzugehören, wenn ich entdecke, daß ſie für Sie eine Neigung hat.

Betty vernahm die tollen Behauptungen ihres Liebhabers mit ſichtbarem Erſtaunen, blickte mich an und vermochte kein Wort zu ſprechen.

Ich geſtehe, lieber Graf, begann ich nun, Ihre Anſichten ſind erhaben, und ſcheinen allerdings geeignet, ein vollkommenes Glück auf Erden zu begründen; allein ſie ſind trügeriſch und chimäriſch. Alles, was Sie Schönes und Großes ausſprechen, klingt in der Theorie herrlich, allein in der Praxis iſt es unausführbar und abſurd. Ich erkenne zwar die Größe Ihres Muthes; allein dennoch glaube ich ihn nicht groß genug, um geduldig die Gewißheit zu ertragen, daß ein Anderer

ſich der Gunſt Ihrer Geliebten erfreut. Mit einem Wort, ich wette fünf und zwanzig Zechinen, daß Sie mich nicht allein mit Ihrer Gemahlin dort zu Bette gehen laſſen.

Darüber muß ich lachen. Ich wette funfzig, daß ich Muth genug habe, dem Dinge zuzuſehen. Ihr Gebot nehme ich an. Strafen wir dieſen Ungläubigen, liebe Betty, ich bitte Dich, bringe ihn um ſeine Wette.

Du ſcherzeſt, erwiderte die Schöne.

In allem Ernſt, ich bitte Dich darum; ich will Dich deshalb nur inniger lieben.

Ich glaube, Du biſt toll. Nie werde ich mit Jemand anders, als mit Dir, meine Liebe theilen.

Hierauf nahm der Graf ſie in ſeine Arme und ſtrebte mit den zärtlichſten Liebkoſungen und einer Sophiſtik ohne Gleichen dahin, ſie zu bewegen, daß ſie ihm dieſen Gefallen thue, nicht um der fünf und zwanzig Zechinen willen, ſondern um dem Italiener zu beweiſen, zu welcher Höhe ſich der Muth eines Franzoſen, wie er, erheben könne. Eine halbe Stunde lang redete er in dieſem Tone mit ihr, und unterſtützte ſeine Gründe

mit Liebkoſungen, die ſo innig wurden, daß Betty ſie voller Schaam zurückwies. Dennoch blieb ſie ſeinen Bitten taub und wiederholte nur ſanft, er habe ſeine Wette ja bereits gewonnen, worin ſie nicht unrecht haben mochte. Unter den zärtlichſten Küſſen bat ſie ihn, aufzuhören, ſie mit einem Antrage zu verfolgen, dem ſie nie nachgeben würde, und wenn man ſie auf der Stelle mit dem Tode bedrohte. Nun verliert der Unmenſch die Geduld, ſtößt ſie plötzlich von ſich, wüthet und tobt gegen ſie, nennt ſie mit den ſchmachvollſten Namen und fährt damit eine Viertelſtunde lang ununterbrochen fort, indem er ſchwört, er wiſſe, ihre Weigerung ſey doch nur Heuchelei, und ſie habe mir während der drei verfloſſenen Tage ſchon längſt bewilligt, was eine Dirne, wie ſie, nur irgend bewilligen könne.

Bei dieſen Worten ſehe ich Betty zittern und ſpringe nach meinem Degen, um ihn dem Unverſchämten durch den Leib zu jagen; doch der Verworfene flüchtet ſich in das andere Zimmer und verſchließt die Thür hinter ſich. Es reute mich tief, die Urſache dieſes abſcheulichen Auftrittes geweſen zu ſeyn. Die Verzweiflung, in der ich die

arme Betty erblickte, rührte mich innig. Ich ſetzte mich zu ihr und verſuchte es, ihr in ihrer Seelenangſt Troſt zuzuſprechen. Sie zitterte am ganzen Körper; ihr Hals war geſchwollen, ihr Kinn trat krampfhaft hervor, ihre Augen ſtarrten; ſie vermochte kein Wort zu ſprechen und keine Thräne erleichterte ihr zuſammengepreßtes Herz. —

Alles ſchlief im Gaſthofe; ich hatte weiter nichts als Waſſer zur Hand und wußte nichts mit Betty anzufangen, als ihre Schläfe damit zu kühlen, und ihr, was mir an Troſtgründen beifiel, zuzuſprechen. Sie ſah mich ſtarr an und antwortete keine Sylbe; nur von Zeit zu Zeit hoben ſich ſchwere Seufzer aus ihrer Bruſt empor, die ihr Verlangen nach Thränen verriethen. Doch dieſe ſtellten ſich noch immer nicht ein, und dieſer Zuſtand währte länger als eine Stunde ununterbrochen fort. Nach dieſer Zeit ſenkten ſich ihre Augenlieder; ſie fiel unwillkührlich in Schlaf, ohne jedoch meinen Bitten, ſich zu Bett zu legen, nachgeben zu wollen. Zwei Stunden lang ſtand ich ſo neben ihr und bewachte ihren Schlummer, in der Hoffnung, ſie etwas geſtärkt erwachen zu ſehen. Ich fürchtete die Dazwiſchenkunft eines

Fiebers, anhaltender Krämpfe, oder eines andern unnatürlichen Ereigniſſes, dem ihr Zuſtand ſie leicht unterwerfen konnte.

Bei Tagesanbruch hörte ich ihren Verführer das Haus verlaſſen und freute mich darüber. Betty erwachte aus ihrer Betäubung, als man an die Thüre klopfte, um uns zum Ankleiden aufzufodern, da man uns noch ſchlafend glaubte. Ich fragte Betty, ob ſie ſich im Stande fühle, die Reiſe fortzuſetzen, und ſie antwortete mir, ſie ſey wohl; nur bat ſie mich, ihr Thee machen zu laſſen, und gab mir ſelbſt das Nöthige dazu aus einer Büchſe von Elfenbein, die ſie in der Taſche trug. Ich verließ ſie, um den Thee zu beſorgen, was nicht ohne Mühe geſchah. Als ich wieder hinaufkam, fand ich ſie am Fenſter, das ſie geöffnet hatte, um ſich an dem Anblicke der aufgehenden Sonne und der Friſche der Morgenkühle zu ſtärken. Ich ſah ſie ruhig und heiter, und glaubte ſie völlig geneſen und hergeſtellt. Drei oder vier Taſſen Thee, die ſie trank, gaben ihrem Antlitz die blühende Friſche wieder, welche dieſe entſetzliche Nacht ihr geraubt hatte. Im Nebenzimmer wurde Geräuſch hörbar und Betty fragte

mich, ob ich meine Börſe zu mir geſteckt habe, die ſie in dem Zimmer, wo wir gegeſſen hatten, auf dem Tiſche hatte liegen ſehen. Ich hatte ſie herausgezogen, als ich dem Nichtswürdigen die Wette vorſchlug. Als ich danach ging, fand ich ein zuſammengeſchlagenes Papier auf dem Tiſche, das ich ſogleich entfaltete, und in dem ich nicht ohne Erſtaunen den Wechſel über 3000 Scudi wieder erkannte, den der Betrüger aus der Brieftaſche genommen hatte, um die Wette zu decken, und den er bei ſeiner Flucht hierauf vergeſſen hatte. Ich las ihn und fand ihn von Bordeaux auf einen Weinhändler in Paris gezogen, an die Ordre eines Dritten, der ihn auf der Rückſeite an die Ordre des Grafen de l'Etoile girirt hatte. Er war auf Sicht und ſechs Monate alt. Nichts konnte ſonderbarer und überraſchender für mich ſeyn, als dieſer Fund. Ich zeige den Wechſel Betty, welche mir blos antwortet, ſie verſtehe ſich nicht darauf, und bitte mich in des Himmels Namen, dieſes ruchloſen Menſchen vor ihr nicht mehr zu erwähnen. Seyn Sie menſchlich, ſagt ſie, und nehmen Sie ſich einer Verlaſſenen an, die bis dahin nur redliche Menſchen kennen gelernt hat. Ich gelobte

ihr von neuem, ſie nicht zu verlaſſen, und wir reiſten ab.

Die arme Verrathene ſchlief vor Erſchöpfung ein und ich folgte ihrem Beiſpiele. Wir erwachten nicht eher, als bis wir zu unſerm Erſtaunen von dem Fuhrmanne vernahmen, wir wären in Monteroſi. Er hatte in ſechs Stunden achtzehn Miglien gemacht, während deren wir nicht ein einziges Mal erwacht waren. Hier konnten wir vier Stunden lang ausruhen, und wir freuten uns dieſer Ruhe, um während dieſer Zeit einen Entſchluß faſſen zu können. Zunächſt erkundigte ich mich, ob der Unglückliche hier durchgekommen ſey, und man ſagte mir, er habe geäußert, er wolle die Nacht in La Storta zubringen. Hier hatte er gegeſſen und bezahlt. Alles dies erfuhr Betty von mir wieder; ſie ſchien ſich völlig erholt zu haben und machte mir dadurch nicht wenig Freude.

Nach einem trefflichen Mittageſſen fing ſie davon an, daß ſie noch einmal mit mir über den Unſeligen, der ſie bis an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, zu reden habe. Uebernehmen Sie Vaterſtelle bei mir, ſagte ſie; rathen Sie mir nicht mehr, ſondern befehlen Sie mir, was ich

thun ſoll. Sie haben Vieles, ja vielleicht Alles vorausgeſehen; nur darin haben Sie ſich geirrt, daß Sie glaubten, ich würde den Mörder meiner Ruhe noch ferner lieben können, nachdem ich ſeine Verworfenheit ganz erkannt hätte; ich will Sie überzeugen, wie tief ich ihn verabſcheue.

Glauben Sie auf die Vergebung Ihres alten Freundes rechnen zu können?

Ich glaube ja, antwortete ſie.

So kehren wir nach Livorno zurück. Sagen Sie, ſcheint Ihnen dieſer Rath annehmlich und fühlen Sie ſich ſtark genug, ihn in Ausführung zu bringen? Sind Sie dazu geneigt, ſo laſſen Sie uns ſogleich ans Werk gehen. Sie ſind jung, ſchön und voll Gefühl des Edlen und der Tugend. Glauben Sie daher nicht, daß ich Sie allein oder in Geſellſchaft von Leuten, für die ich Ihnen nicht ſtehen könnte, reiſen laſſen werde. Nein, meine liebe Betty, ich liebe Sie zu ſehr dafür, und der beſte Beweis, den ich Ihnen davon geben kann, iſt, daß ich Sie ſelbſt nach Livorno begleiten will. Ueberzeugt dies Sie von meiner Liebe und macht dies Verfahren mich Ihrer Freundſchaft würdig, ſo bin ich zufrieden und verlange

keine größere Belohnung; ich will wie ein Vater bei ſeiner Tochter mit Ihnen leben, wenn Sie mir die Zeichen einer innigen Empfindung des Herzens verſagen. Vertrauen Sie mir. Ich muß Sie überzeugen, daß es in der Welt noch Leute giebt, die in demſelben Grade redlich und ehrliebend ſind, als dieſer Verworfene abſcheulich und ehrlos iſt.

Betty blieb nach dieſer kurzen Rede wohl eine Viertelſtunde lang, den Kopf auf die Arme geſtützt, ſtumm in einer nachdenkenden Stellung und blickte mich ſtill ſinnend an. Weder Trauer noch Erſtaunen malten ſich auf ihrem Geſicht, und ich ſah ſie mit Vergnügen ihre Antwort aufſchieben, um ſie deſto entſcheidender geben zu können. Endlich begann ſie folgendermaßen: Glauben Sie nicht, theurer Freund, daß mein Schweigen ein Zeichen einer Unſchlüſſigkeit ſey, die mich mir ſelber nur verächtlich machen könnte; nein, ich habe Verſtand genug, um die Weisheit Ihrer Rathſchläge und die Lauterkeit der Quelle, aus der ſie fließen, zu erkennen. Ich nehme Ihren Rath an und erkenne das Glück, auf einen Mann getroffen zu ſeyn, wie Sie, und dieſen mit der Liebe eines

Vaters für ſeine Tochter an mich gefeſſelt zu haben, für eine unſchätzbare Wohlthat der ewigen Vorſehung. Zurück alſo nach Livorno und gleich auf der Stelle! Was mich allein einen Augenblick lang unentſchloſſen erhielt und mich noch jetzt bekümmert, iſt die Art und Weiſe, wie ich mir meines alten Wohlthäters Verzeihung erwerben ſoll. Ich bin gewiß, er wird mir vergeben; allein der Weg, dazu zu gelangen, iſt nicht leicht. So ſanft, zärtlich und liebevoll er auch gegen mich iſt, ſo reizbar iſt auch ſein Ehrgefühl und ſo heftig die erſte Aufwallung ſeiner redlichen Seele, wenn er ſich darin verletzt glaubt. Die Vermeidung dieſes gefährlichen erſten Impulſes iſt es, worauf Alles ankommt; denn er würde mich in ſeiner erſten Aufwallung vielleicht umbringen und ſich ſelbſt hinterher. Denken Sie alſo über die Mittel dazu nach und theilen Sie mir Ihre Anſichten davon mit. Er hat viel Geiſt und läßt ſich von keiner Unwahrheit hintergehen. Ich bin daher der Meinung, daß wir ihm ſchriftlich die reine Wahrheit ſagen, ohne ihm das Geringſte zu verbergen, da jede Verhüllung der Wahrheit ihn nur reizen würde. Enthalten wir uns auch, ihm

zu ſagen, daß ich ſeiner Verzeihung würdig ſey; er allein mag darüber urtheilen. Nur meine Reue ſoll ihm der Brief bezeugen, den ich ihm in engliſcher Sprache ſchreiben will; meine Thränen, ja meine ganze Seele ſoll er darin leſen. Doch darf er den Ort nicht wiſſen, wo ich bis zu erlangter Verzeihung mich verborgen halten will, denn nur ſo haben wir nichts zu fürchten. Er iſt durchaus rechtlich und edel, ein Sclave ſeines einmal gegebenen Wortes, und ich bin überzeugt, daß er funfzig Jahre mit mir leben könnte, ohne mir hinterher ein einziges Mal meine Verirrung vorzuwerfen. Ich Unglückliche, die ich einem ſo edeln Herzen auf dieſe Art begegnen konnte!

Sagen Sie aufrichtig, iſt dies das einzige Mal, daß Sie ſich etwas gegen ihn vorzuwerfen haben?

Das einzige Mal in meinem Leben, mein Freund. — Seine erſte Frau verurſachte ihm ſchweren Kummer; er ſchlug ſich zweimal um ihretwillen auf den Antillen, wo er in Dienſten ſtand. Hierauf vermählte er ſich zum zweiten Male; doch wichtige Urſachen trennten ihn von ſeiner Frau. Ich lernte ihn vor zwei Jahren mit Sophien in

unſerer Penſionsanſtalt kennen; mein Vater war damals gerade geſtorben, ſeine Gläubiger nahmen ſeine Verlaſſenſchaft in Beſchlag, und ich ſollte die Anſtalt verlaſſen, ſo ſehr auch Nanci und die Uebrigen darüber trauerten, da ich nicht mehr ſo viel beſaß, um die Koſten derſelben zu beſtreiten. Er übernahm meine Erziehung und ſetzte mir eine kleine Rente aus, die mich mein ganzes Leben hindurch vor dem Elende ſicherte. Erkenntlichkeit gewann ihm meine Liebe; ich ſelbſt bat ihn, mich mit ſich zu nehmen, als ich erfuhr, daß er England für einige Zeit verlaſſen wolle. Mein Antrag ſetzte ihn in Erſtaunen; er geſtand mir in der Redlichkeit ſeines Herzens, er liebe mich zu ſehr, um hoffen zu können, mich immer als ſeine Tochter anzuſehen, doch ſcheine es ihm unmöglich, daß ich mit der Neigung einer Geliebten an ihm hängen könnte. Gerade dieſe Erklärung räumte die Hinderniſſe aus dem Wege, die ſie meiner Bitte entgegenſetzen ſollte. Ich antwortete ihm: auf welche Weiſe er mich auch liebe, ſo könne ich nur glücklich ſeyn, wenn er mich mit ſich nehme, und nun ſtellte er mir ein ſchriftliches Verſprechen aus,

mich zu ehelichen, ſobald die Geſetze es ihm erlaubten. Ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben.

So wird er Ihnen verzeihen, reizende Betty; trocknen Sie im Vertrauen darauf Ihre Thränen und laſſen Sie uns reiſen. Ich habe Freunde in Livorno und Niemand ahnet unſere Bekanntſchaft. Dort will ich Sie völlig unverdächtigen Händen übergeben, es ſoll Ihnen an nichts fehlen und ich werde Sie nie ſehen. Zugleich verſpreche ich Ihnen aber, Livorno nicht eher zu verlaſſen, als bis ich Sie mit dem edlen B. M. ausgeſöhnt ſehe. Bliebe dieſer Mann, den ich ſchon zu lieben glaube, unerbittlich, ſo wiederhole ich Ihnen mein Verſprechen, Sie nicht zu verlaſſen, und Sie, wenn Sie es wünſchen, ſelbſt nach England zurück zu begleiten.

Wie können Sie aber ſo um meinetwillen Ihre Geſchäfte in Stich laſſen?

Keine Unwahrheit, theure Betty, wenn ſie mich auch in Ihren Augen erheben könnte. Mich zieht nichts nach Rom, als das Verlangen, die Schönheiten dieſer Stadt wiederzuſehen. Dort wartet kein Geſchäft auf mich, wohl aber iſt es

jetzt eins für mich, Ihrem Untergange entgegen zu arbeiten.

O wie kann ich Ihnen das vergelten? —

Hierauf rief ich den Vetturin und machte ihm begreiflich, daß wir durchaus nach Viterbo zurückkehren müßten, weil ich dort auf dem Bette meine Brieftaſche habe liegen laſſen. So ſchicken Sie einen Poſtillon, erwiderte er.

Auf den kann ich mich nicht verlaſſen; wenn er mir mit der Brieftaſche durchgeht, ſo bin ich verloren.

So nehmen Sie Poſt; ich will hier warten und Sie bezahlen mir eine Tagereiſe.

Hier iſt eine Zechine; beſtelle Poſtpferde und komm uns langſam nach, denn morgen müſſen wir mit dem Früheſten wieder fort.

Der Anblick der Zechine beſiegte ſeinen Widerſpruch; die Pferde kamen; wir erreichten um ſieben Uhr Viterbo und ich that, als wäre ich in Verzweiflung, meine Brieftaſche nicht wiederzufinden. Die Magd ſchwor, Niemand ſey in mein Zimmer gekommen, und der Wirth betheuerte ſeine Unſchuld. Endlich beſtellte ich mit angenommener Selbſtüberwindung zu eſſen und machte Betty be-

greiflich, daß ich ſo verfahren müſſe, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche der Fuhrmann gegen unſere Rückkehr nach Siena geltend machen könne, um ſo mehr, als ſie ihn gewiſſermaßen von ihrem Gemahl übergeben und anvertraut ſey.

Dieſer kam um zehn Uhr mit ſeinen Pferden nach und lieferte ihr ohne Umſtände den kleinen Koffer aus, den ſie von ihm zurückverlangte. Das kleine Schloß am Ende der Kette war leicht geöffnet und Betty nahm ihren Mantel und ein Pakket mit Hemden, Tüchern, Strümpfen und Hauben heraus, Alles Uebrige gehörte dem Franzoſen; ich war zu neugierig, um dieſe Beſitzthümer nicht zu unterſuchen; ſie enthielten alles, was er auf der weiten Erde beſaß: einige alte Beinkleider, fünf oder ſechs zerriſſene Hemden, einen Puderbeutel mit Kämmen und Pomaden, und gegen zwanzig Stück kleiner Brochüren, welche Schauſpiele und Opern enthielten. Außerdem war noch ein Packet Briefe, welche zu intereſſant waren, als daß Betty ſich nicht mit mir zu ihrer Lectüre vereinigt haben ſollte, darin vorhanden. Die erſte merkwürdige Aufklärung, welche wir auf dieſem Wege

erhielten, war, daß Monſieur Etoile ein ſehr berühmter Schauſpieler und in Marſeille, Montpellier, Toulouſe, Bayonne und dem ganzen Süden Frankreichs wohl bekannt ſey. Betty's Zuſtand erregte mein Mitleid; ihre Täuſchung war zu arg, als daß ſie hätte lachen können; ſie ſah ſich von einem elenden Theaterhelden hintergangen und die Schaam darüber verzehrte ſie faſt. Ich ſetzte die weitere Lectüre auf morgen hinaus und ſie athmete wieder auf.

Ich bitte Sie, das Zimmer zu verlaſſen, damit ich mich zu Bette legen und endlich das Hemde wechſeln könne, ſprach ſie.

Alles, was und wie Sie es wünſchen. Soll ich mein Bett in einem andern Zimmer machen laſſen?

Nein, mein Freund; ich bin Ihnen dies Zeichen des Vertrauens und dieſen Beweis ſchuldig, daß ich Ihre Nähe liebe. Was wäre ich ohne Sie?

Ich trat erſt wieder ein, als ſie ſich zu Bett gelegt hatte, näherte mich demſelben, umarmte ſie und fand ſie ſanft. Jetzt, glaubte ich, ſey es mir zu verzeihen, wenn ich ihren Reizen volle Gerech-

tigkeit erwies. War es die Furcht, undankbar zu ſeyn, oder theilte ſie wirklich meine Empfindungen, genug, Betty blieb ſanft. Beglückt durch dieſe Entdeckung, fragte ich ſie, ob ſie mein Glück vollkommen machen wolle und mir erlaubte, mich zu entkleiden.

Und werden Sie mich dann noch lieben? fragte ſie zurück.

Dieſe Antwort iſt unwiderſtehlich, wenn ſie vom Herzen kommt, und wird leicht für falſch erkannt, wenn nur der Verſtand ſie eingiebt. Betty widerſtand meinem Glück ſo wenig, daß ich glauben mußte, es ſey auch das ihrige. Seit Donna Ignazia war ich nicht wieder ſo glücklich geweſen. Betty bewies mir ihre Liebe auf das vollſtändigſte; ſie ward gewahr, daß ich ſie ſchonte, und widerſetzte ſich dem mit zärtlicher Gewalt. Kaum waren wir eingeſchlafen, als man heftig an unſere Thür pochte. Es war der Vetturin; ich kleidete mich an, um mit ihm zu ſprechen; er glaubte uns nach Rom zu führen und wir wollten nach Siena zurück. Ich muß durchaus meine Brieftaſche wieder haben, verſicherte ich ihm, und bin überzeugt, ſie in Aquapendente vergeſſen zu haben.

Wahrhaftig! rief der kluge Mann, ich habe es errathen. Bezahlen Sie mir meinen Weg, als wenn ich Sie nach Rom gebracht hätte, und geben Sie mir dann eine Zechine für den Tag, ſo fahre ich Sie nach England, wenn Sie wollen.

Du biſt ein verſtändiger Menſch, erwiderte ich ihm; hier ſind ſechs Zechinen; Du giebſt mir Quittung; heut Abend in Aquapendente bekommſt Du abermals eine und ſo fort jeden Abend. Feder und Tinte waren zur Hand und die Sache im Augenblick abgethan. In Montefiascone, ſagte ich ihm, wolle ich anhalten, weil ich Geſchäfte habe; wir erreichten den Ort um ſieben Uhr. Mein Geſchäft beſtand in der Abfaſſung des Briefes an B. M., worin ich ihm die rührende Geſchichte Betty's erzählen und ihn um Verzeihung für ſie bitten wollte. Betty ſchrieb ihm engliſch. Ich hatte beſchloſſen, ſie bei dem Corſen Rivarola, deſſen Klugheit ich kannte und der eine ſchöne verſtändige Frau bei ſich hatte, unterzubringen; Betty ſchien damit zufrieden und entzückte mich durch ihr Vertrauen. Sie wiederholte mir, ſie fürchte jetzt nichts mehr, und mußte ſogar lächeln, wenn ſie an ihren Verführer dachte,

der uns vergeblich in Rom erwartete. Sie hoffte noch dem Fuhrmanne zu begegnen, der ihren großen Koffer führte, und ihn vielleicht zur Auslieferung deſſelben zu bewegen. Meine Beſorgniß, daß der Franzoſe uns verfolgen möchte, theilte ſie nicht, und behauptete, er würde es nicht wagen, ihr oder mir wieder in den Weg zu treten. Auf jeden Fall war ich entſchloſſen, ihn verdientermaßen zu empfangen, und ihm die Ehre nicht zu verſtatten, den Degen gegen mich zu ziehen; ein Paar zuverläſſige Piſtolen hielt ich für den Schändlichen bereit.

Ehe ich meinen Brief anfing, ſchärfte mir Betty von neuem ein, in allen Stücken die reine Wahrheit zu ſagen. Mit Ausnahme des Lohnes jedoch, bemerkte ich, den meine Freundſchaft von Dir ſo wohl verdient hatte. Sie erröthete. Ach, das iſt das Einzige, was wir ihm freilich verhehlen müſſen. In weniger als zwei Stunden hatten wir unſere Briefe vollendet; ſie war mit dem meinigen zufrieden; allein der ihrige war ein Meiſterſtück in ſeiner Art und konnte ſeine Wirkung unmöglich verfehlen. Nach unſerer Ankunft in Siena war ich entſchloſſen, Poſt zu nehmen, um ihr Unterkommen an einem ſichern Orte, wo mög=

lich vor der Rückkehr ihres Geliebten, zu bewirken. Das Einzige, was mich dabei in Verlegenheit ſetzte, war der Wechſel des Franzoſen, den ich, mochte er nun falſch oder richtig ſeyn, in ſeine Hände zurückzuliefern entſchloſſen war; allein wie war das anzufangen?

Gleich nach dem Eſſen reiſten wir trotz der drückenden Hitze weiter und erreichten Aquapendente noch vor Nacht, wo wir uns von neuem unſerer gegenſeitigen Zärtlichkeit freuten. Am folgenden Morgen hörte ich, daß ein Wagen aus Livorno im Begriff ſey, nach Rom zu gehen, und Betty kam auf die Vermuthung, daß dies wohl der Fuhrmann ſeyn könne, der ihren Koffer führe. Wir ſtiegen hinab und ſie erkannte ihn ſogleich wieder. Sie ſprach mit dem Vetturin, weit beſſer, als ich dies vermocht hätte, um ihn zu bewegen, den Koffer auszuliefern. Allein der Mann war eben ſo unbeweglich, als ſeine Gründe überzeugend waren. Wir mußten nachgeben; das Einzige, was wir zu bewirken im Stande waren, blieb, daß wir mit Hülfe eines Advocaten den Koffer auf der Douane zu Rom in Beſchlag nehmen und ihr das Recht vorbehalten ließen, ihren

Anſpruch einen Monat lang nachweiſen zu laſſen, während welcher Zeit der Beſchlag fortdauern ſollte. Der Advocat ließ dieſe Beſchlagnahme von dem Stadtmagiſtrate beſtätigen und der Vetturin gab ihm darüber Quittung. Er verſicherte uns zugleich, keine weitern Effecten erhalten zu haben, und überzeugte uns dadurch, daß der Theaterheld nichts weiter beſaß, als was wir von ſeinen Sachen vor uns ſahen. —

Nach dieſem Vorgange wurde Betty plötzlich heiter und fröhlich. Alle ihre irrigen Schritte ſchienen ihr allmälig wieder ausgeglichen, und ich wünſchte ihr Glück zu der ſchnellen Geneſung von einer Leidenſchaft, die ſie für eine kurze Zeit völlig um den Gebrauch ihres Verſtandes gebracht hatte. Sie bebte vor Zorn und Unwillen, wenn ſie nur des Schändlichen gedachte; dennoch geſtand ſie mir, daß ſie wahrſcheinlich nicht zur Beſinnung gekommen und mir geglaubt haben würde, wenn der Abſcheuliche ſie nicht der Heuchelei beſchuldigt und behauptet hätte, ich habe längſt von ihr erhalten, was eine Dirne, wie ſie, nur gewähren könne. Dieſe Beſchimpfung, ſagte ſie, zeigte mir ſeinen Charakter in aller ſeiner Häßlichkeit; ich er=

wartete und ich wünſchte, ihn von Ihrem Degen durchbohrt zu meinen Füßen ſtürzen zu ſehen; ja, ich hätte Ihnen geholfen, ſein ſchwarzes Herz zu durchſtoßen, wenn es meiner Hülfe bedurft hätte. Doch nun iſt es um ſo beſſer für uns, daß dies nicht geſchehen und daß er Zeit genug gehabt hat, die Flucht zu ergreifen. In welcher troſtloſen Lage würden wir uns jetzt befinden! Jetzt bin ich ſicher, daß der Nichtswürdige ſich weder Ihnen, noch mir je zu zeigen wagt.

Wir erreichten Radicofani gegen zehn Uhr und beſchäftigten uns mit einigen Zuſätzen zu unſern Briefen an B. M. Wir hatten an demſelben Tiſche Platz genommen, Betty auf der einen Seite, der Thür gegenüber, ich auf der andern Seite der Thür, in einer ſolchen Stellung, daß der Eintretende mich erſt erblicken konnte, wenn er ſich umwandte. Betty war vollkommen und höchſt anſtändig gekleidet; ich hatte jedoch meinen Rock abgelegt und war in Hemdsärmeln. Die Luft war glühend heiß und ich konnte daher um dieſe Zeit und in Italien in Geſellſchaft der alleranſtändigſten Frau in dieſem Aufzuge erſcheinen.

Plötzlich vernehme ich heftige Tritte auf der

Flur; man ſtößt die Thür auf und ein Menſch tritt wüthend in das Zimmer und ruft, indem er Betty erblickt: Ha! biſt Du da? Doch ich laſſe ihm nicht Zeit, ſich umzuwenden und meiner anſichtig zu werden. Schnell faſſe ich ihn oberhalb der Arme um den Leib, in demſelben Augenblicke, wo er ein Piſtol abfeuern will, das er in der Rechten hielt. Mein Sprung hatte die Thür verſchloſſen, und indem er ſich wehrt und ausruft: Laß mich los, Verräther! erblicke ich Betty auf den Knieen vor ihm. Du irrſt Dich, ſpricht ſie, es iſt mein Retter. Doch B. M. hat weder Augen, noch Ohren, und wiederholt nur, indem er mit mir ringt: Laß mich los, Verräther! Doch ich hielt ihn feſt, ſo lange ich das Piſtol in ſeiner Hand ſah. Nun wollte er ſich mit Gewalt von mir losmachen und fiel; ich ſtürzte über ihn. Draußen ward Lärm; man wollte hinein, und konnte nicht, weil wir Beide uns gegen die Thür ſtemmten. In dieſem Augenblick entriß Betty ihm muthig das Piſtol; ich ſah ihn entwaffnet und ließ ihn nun los. Sie irren ſich, ſprach ich, und Betty wiederholte ihm: Er iſt mein Retter; beruhige Dich und höre uns an!

Wie? Dein Retter? entgegnete er.

Nun ergriff Betty den Brief, den ich vor mir liegen hatte, reichte ihm denſelben hin und beſchwor ihn, zu leſen. Der Engländer, ohne von der Erde aufzuſtehen, nahm den Brief und las. Jetzt war ich meiner Sache gewiß, ſtand auf, öffnete die Thür und hieß den Wirth für drei Perſonen Eſſen beſorgen und ſeine Leute wegſchicken. —

Achtes Capitel.

Rom. — Der beſtrafte Schauſpieler. — Lord Baltimore. — Neapel. — Sara Goudar. — Betty's Abreiſe. — Agathe. — Die Calimene. — Medini. — Albergoni. — Miß Chudeligh. — Der Prinz von Francavilla. — Der Schwimmer und die Schwimmerinnen.

Als ich mit dem Engländer fiel, hatte ich mit der Hand ſo ſtark gegen einen Fuß des Tiſches geſchlagen, daß ich über den Fingergelenken eine bedeutende Wunde davontrug. Das Blut ſpritzte wie aus einer geöffneten Ader; Betty half mir die Hand in ein Schnupftuch wickeln und zog dies feſt zuſammen, während B. M. meinen Brief mit der größten Aufmerkſamkeit durchlas. Dieſer Beweis des Vertrauens von Seiten des armen Kindes rührte mich außerordentlich. Ich nahm meinen Nachtſack und meinen Rock unter den Arm,

um mich in dem andern Zimmer anzukleiden, zufrieden, die Sache dieſen Gang einſchlagen zu ſehen, und ohne weitere Beſorgniß für meinen armen Schützling. Ich fand es keinesweges übel, auf dieſe Art eine Liebſchaft enden zu ſehen, deren Süßigkeit ich erſt zu koſten angefangen hatte. Die Gewißheit, Betty's Glück von neuem gegründet zu haben, hielt mich für den Schmerz ſchadlos, den ich bei dem Gedanken an die Trennung von ihr empfand.

Ich war ſeit einer halben Stunde angekleidet und hörte Betty mit ihrem Geliebten laut reden. Nur von Zeit zu Zeit antwortete er ihr; ſie ſprachen Engliſch und ich konnte nichts verſtehen; doch bemerkte ich, daß ihre Sprache ruhig und friedlich war. Noch glaubte ich es nicht an der Zeit, einzutreten. Nach einer langen Pauſe klopfte der Engländer leiſe an die Thür und trat mit niedergeſchlagener und bekümmerter Miene in mein Zimmer. Mit edlem Anſtande erklärte er mir, er erkenne jetzt, daß ich Betty gerettet und, was mehr ſey, von ihrer Krankheit geheilt habe. Ich konnte nicht vermuthen, ſprach er, daß der Mann, den ich bei ihr fand, ihr Befreier ſey, und wußte

nicht, daß der Wagen, den ich hier ſah und in dem, wie man mir blos ſagte, ein Herr und eine Dame angekommen wären, von Rom kam. Hätte man mir das geſagt, ſo würde ich nicht einmal zu Ihnen heraufgekommen ſeyn. Doch ſo fliege ich die Treppe hinauf, erkenne Betty und zweifle an nichts mehr. Wie gut, daß Sie mich gleich um den Leib faßten; ein einziger Augenblick Aufſchub und ich würde Sie geſehen und erſchoſſen haben. Ich wäre jetzt der unglücklichſte der Menſchen. Gott ſey Dank! daß Sie nicht an der Stelle ſaßen, wo Betty ſich befand. Jetzt werden Sie mein Freund und vergeben Sie meinen Irrthum.

Ich umarmte ihn auf das herzlichſte und verſicherte ihm, er habe nur gethan, was ich an ſeiner Stelle gerade auch gethan haben würde. Hierauf traten wir wieder in das andere Zimmer, wo wir Betty in Thränen auf dem Bette ſitzend fanden. Länger als eine Viertelſtunde ſtanden wir hier ſtumm einander gegenüber; B. M. las meinen langen Brief noch einmal durch; mein Blut fuhr fort zu fließen, und ich mußte nach einem Wundarzte ſchicken, der mir Compreſſe und Ver=

band umlegte und aus zwei Tüchern eine Armſchärpe bildete. Eine Ader war aufgegangen, doch war keine Gefahr dabei. Betty's Thränen floſſen fort und ich nahm mir daher die Freiheit, gegen ihren Geliebten zu äußern: ſie verdiene wohl ſeine Vergebung.

Wie? Glauben Sie, daß ich ihr dieſe noch nicht bewilligt habe? Ich müßte der verſtockteſte der Menſchen ſeyn, wenn ich nicht ſchon erkannt hätte, daß ſie meiner Verzeihung würdig war. Meine arme Betty! Sie hat ihren Irrthum eingeſehen, ſobald Sie ihr die Wahrheit vorhielten. Ihre Thränen fließen nur aus Reue über ein Vergehen, das ſie ſich ſelbſt zu verzeihen Mühe hat. O, Sie können Sie in drei oder vier Tagen nicht ſo kennen gelernt haben, wie ich ſie kenne.

Bei dieſen Worten ſtürzte Betty in die Arme dieſes trefflichen Mannes, der ſie an ſein Herz drückte, während ſie in einen Strom von Thränen ausbrach, wie ich ihn nie geſehen zu haben mich erinnere. Nun konnte auch der Engländer die ſeinigen nicht mehr zurückhalten, und ich ſelbſt überließ mich ungeſtört der Rührung, welche dies Schauſpiel mir gewährte. Nichts deſto weniger

miſchte ſich von Zeit zu Zeit mit meinen Thränen ein wohlgefälliges Lächeln über die glückliche Entwickelung dieſer Tragödie. B. M. bemerkte über unſere Lage, unſere Zähren entſtammten der Tugend und dürften ſich daher mit dem Lächeln der Freude wohl miſchen. Als er ſein Kleid ganz von Blut befleckt ſah, zog er es aus und gab es zum Waſchen. Hierauf ſetzten wir uns zu Tiſche; er beruhigte Betty durch ſeine Liebkoſungen und nöthigte ſie zu eſſen und zu trinken, ſo viel ſie wollte. Wir haben keine Eile mehr, ſprach er, und es wird uns wohlthun, bis morgen hier in Radicofani zu verweilen.

Er hatte funfzehn Poſten in geſtrecktem Galopp zu Pferde zurückgelegt und fühlte ſeine Kräfte erſchöpft. Erſt am vergangenen Abend war er nach Livorno zurückgekehrt, und hatte, als er Betty nicht fand, leicht ermittelt, durch wen ihr Koffer in den Gaſthof zum Maltheſer Kreuz geſchafft war; dort hatte er erfahren, daß er nach Rom geſchickt und daß derſelbe Officier, der ihn an den Gaſtwirth Roland auf dem ſpaniſchen Platz adreſſirt, ein Pferd gemiethet und dafür eine Uhr verſetzt hatte. Dieſe Uhr erkannte er ſogleich für die

Betty's, und war nun überzeugt, Betty müſſe entweder in demſelben Wagen mit dem Koffer oder zu Pferde mit dem Officier ſeyn. Sein Entſchluß, ihr zu folgen, war im Augenblick gefaßt. Ich war ſicher, fuhr er fort, Euch unterweges einzuholen; nichts als meine zwei Piſtolen nahm ich mit, doch nicht in der Abſicht, Dich, mein Herz, zu tödten. Meine erſte und einzige Empfindung für Dich war, Dich zu beklagen; die zweite, welche bis zu ihrer Befriedigung fortdauern wird, war, Deinem Räuber den Hals zu brechen. Morgen reiſen wir nach Rom.

Ich freute mich in Betty's Seele über den Schluß der Erzählung des Engländers. Der lebhafte Wunſch nach Rache erheiterte ſeine Seele. Wir finden ihn bei Roland, ſagte ſie zu ihrem Geliebten.

B. M. ſah mich lächelnd und zufrieden an, ſchloß Betty mit flammenden Augen in ſeine Arme und ſchien den Triumph der Seelengröße über jede vorübergehende Schwachheit voll Bewußtſeyns zu feiern.

Ich verſtehe Sie, ſprach ich; doch Sie werden, hoffe ich, nichts ohne mich unternehmen.

Umarmen wir uns und verſprechen Sie mir beide, meinem Rathe blindlings folgen zu wollen; wo nicht, ſo eile ich voraus nach Rom und rette den Verräther, der Betty unglücklich machen wollte. Hätten Sie ihn unterweges eingeholt und zur Hölle geſchickt, ſo wäre die Sache gut geweſen; allein in Rom können Sie ihn, nachdem Sie Betty wiedererlangt haben, nicht ungeſtraft antaſten. Das würde Ihnen nur Reue bereiten. Sie kennen weder Rom, noch die Juſtiz der Prieſter. Geben Sie mir daher Ihre Hand und Ihr Ehrenwort, nichts ohne meinen Rath zu unternehmen, oder ich verlaſſe Sie auf der Stelle.

B. M. war ein Mann von meinem Wuchſe, ein wenig magerer und vier oder fünf Jahre jünger als ich; ſeinen Charakter brauche ich dem Leſer nicht erſt zu beſchreiben, er kennt ihn ſchon Meine Rede ſchien ihn durch ihren dictatoriſchen Ton einen Augenblick lang in Erſtaunen zu ſetzen; allein ſobald er die Quelle entdeckt hatte, aus der er herfloß, konnte er mir ſeine Hand nicht mehr verweigern. Nun erkannte ich in ihm einen Bruder und dies vollendete ſeine Erheiterung; wir umarmten uns von neuem. Ja, mein Freund, ſagte

Betty zu ihm, überlaſſen wir unſere Rache dem Freunde, den der Himmel uns geſchickt hat.

Das will ich gern, entgegnete er, vorausgeſetzt, daß wir zuſammenbleiben und in vollkommener Uebereinſtimmung handeln.

Nach dieſen Worten beurlaubte er ſich, um zur Ruhe zu gehen, und ließ mich mit Betty allein. Ich ging in den Hof hinab, um dem Fuhrmanne ſeine Tagereiſe zu bezahlen und ihm zu ſagen, daß wir morgen früh nach Rom reiſen wollten.

Nach Rom? fragte er erſtaunt. Sie haben alſo Ihre Brieftaſche wiedergefunden? Ich glaube, es wäre beſſer geweſen, ſie gar nicht zu ſuchen.

Der Fuhrmann, der mich mit dem Arm in der Binde erblickte, glaubte, wie alle Bewohner von Radicofani, ich hätte mich mit dem Engländer geſchlagen. B. M. war zu Bett und ich brachte den ganzen übrigen Tag mit Betty allein zu. Dieſe, voll des Gefühls ihres Glückes, ſich mit ihrem Geliebten ausgeſöhnt zu ſehen, huldigte jetzt nur dieſem Gefühle. Sie bat mich, des Vergangenen nur in ſoweit zu gedenken, um in dieſer Erinnerung gute Freunde bis zum Tode zu blei-

ben und eines andern Verkehrs unter uns nie wei=
ter zu erwähnen. Ohne große Mühe verſprach ich
ihr dies. Was die Rache gegen den abſcheulichen
Etoile betraf, ſo überzeugte ich ſie, daß es durch=
aus nöthig ſey, ihren Geliebten zur Verzichtlei=
ſtung auf alle Gewaltthätigkeit in einer Stadt wie
Rom zu vermögen, da dieſe ihm theuer zu ſtehen
kommen könne. Ich verſprach ihr, gleich nach
unſerer Ankunft den Schurken mit der größten
Leichtigkeit und ohne alles Aufſehen ins Gefäng=
niß ſtecken zu laſſen, eine Maßregel, bei der ihr
Ruf ungefährdet bleiben ſolle.

B. M., der, nachdem er bis ſieben Uhr un=
geſtört geſchlafen hatte, ſeinen Zorn gegen den
Unwürdigen ſehr gemildert fand, nahm meinen
Vorſchlag unter der Bedingung an, daß ich ihm
das Vergnügen eines Beſuchs bei ſeinem Gegner
verſchaffe, den er durchaus kennen lernen wollte.
Hierauf ging auch ich, nicht ohne Leidweſen, in
einem andern Zimmer zur Ruhe.

Den folgenden Morgen nach Tagesanbruch
reiſten wir nach Rom ab; B. M. nahm Betty
auf ſeinen Schooß. Doch der Engländer konnte
die Langſamkeit, mit der wir reiſten, nicht weiter

als bis Aquapendente ertragen; wir kamen daher überein, Poſt zu nehmen und eine vierſitzige Kaleſche bis Rom zu miethen, auf der ich meinen Koffer befeſtigen ließ. So legten wir in zwölf Stunden einen Weg zurück, zu dem wir mit dem Vetturin drei Tage gebraucht haben würden. Den folgenden Tag bei anbrechendem Morgen erreichten wir Rom; gleich in der Douane übergab ich dem Director den Notariatsact, um Betty's Koffer wieder zu erhalten. Er verſprach uns, ihn nach den nöthigen Formalitäten in den Gaſthof zu ſenden, den wir ihm bezeichneten, und dies geſchah wirklich am andern Morgen. Nach einer oberflächlichen Beſichtigung unſers Gepäcks ſetzte uns der Poſtillon bei dem Gaſthofe, der Kirche San Carlo gegenüber, ab; ich ließ meinen Koffer in ein beſonderes Zimmer bringen und bat B. M. von neuem, ſich ruhig zu verhalten, da ich im Laufe des Vormittags die ganze Sache beenden und wir dann vergnügt zu Mittag eſſen wollten. Er antwortete lächelnd, es ſey wohl am beſten, er gehe während der Zeit ſchlafen.

Geradeweges verfügte ich mich nun zu dem Bargello. Dieſer iſt in Rom ein Mann von Be-

deutung, der viel vermag und mit großer Schnelligkeit eine Menge von Geſchäften beendet, wenn man ihm die Sache klar zu machen weiß und die Ausgaben nicht ſcheut. Daher iſt er denn auch reich, lebt prächtig und in großem Anſehen, hat freien Zutritt bei dem Cardinal-Vicar, dem Gouverneur von Rom und dem heiligen Vater ſelbſt. Er bewilligte mir auf der Stelle eine geheime Audienz, in der ich ihm die ganze Sache bis auf die kleinſten Umſtände hin vortrug. Ich ſchloß damit, daß man nichts verlange, als die Verhaftung dieſes Schurken, und die Verſicherung, daß er das Gefängniß nur verlaſſen ſolle, um mit Schimpf und Schande aus Rom weggewieſen zu werden. Dies Verlangen, ſagte ich zu ihm, iſt vollkommen gerecht, wie Sie ſehen, und auf geſetzlichem Wege durchzuſetzen; allein ich habe Eile und will Sie daher bitten, die ganze Sache auf ſich zu nehmen, indem ich für die Abkürzung der Information funfzig Scudi verſpreche, die ich dabei an Gerichtskoſten erſpare.

Er verlangte nun den Wechſel über die dreitauſend Scudi von mir und den Inhalt des Koffers mit den Briefen, welche dem Schauſpieler ge-

hörten. Ich übergab ihm den erſtern gegen Quittung und überließ es ihm, den Koffer aus dem Gaſthofe abholen zu laſſen. Der Bargello verſprach mir, die Sache im Laufe des Tages abzumachen, wenn es gelänge, ihn nur einige von den Hauptanklagepunkten ſogleich eingeſtehen zu laſſen. Er wußte ſchon, daß der Abenteurer bei Roland wohne und in der Douane geweſen war, um ſeinen Koffer zurückzufodern. Als er mich hierüber erſtaunen ſah, fing er an zu lachen und ſagte, die Sache ſey hinreichend, ihn nach Civitavecchia auf die Galeeren zu ſchicken, wenn man anſtatt funfzig, hundert Scudi daran wenden wollte. Ich erwiderte ihm, das könne wohl geſchehen. Es war ihm lieb, zu hören, daß das Pferd nicht ihm gehöre, und er entließ mich endlich mit der Einladung, um neun Uhr Abends wieder zu ihm zu kommen, wo er mir gewiß etwas Neues in der Sache mitzutheilen habe. Ich verſprach ihm, zu kommen und den Engländer mitzubringen, was ihm angenehm zu ſeyn ſchien.

Nach meinen Ideen hatte ich in Rom gar vielerlei zu thun; die Hauptſache jedoch war, den Cardinal Bernis zu ſehen; doch alles dies ſchob

ich bis nach Beendigung der gegenwärtigen Angelegenheit hinaus. Dieſe war jetzt zu meinem Hauptgeſchäft geworden. Ich kehrte daher nach meinem Gaſthofe zurück, wo ich einen Lohnbedienten fand, den B. M. bereits in Dienſt genommen hatte; er ſelbſt hatte ſich ſogleich nach dem Frühſtück niedergelegt. Es war acht Uhr Morgens, ein Wagen war uns nöthig und ich wollte dieſerhalb mit dem Wirthe ſprechen, als ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen denſelben Roland erblicke, bei dem der Schauſpieler wohnen mußte. Ich glaubte, ſagte ich zu ihm, Sie hätten noch Ihren Gaſthof am ſpaniſchen Platz.

Den habe ich meiner älteſten Tochter abgetreten, welche einen Franzoſen geheirathet hat, der ihn in ſeiner Blüthe erhält; ich ſelbſt habe dieſen Palaſt übernommen, der viele prächtige Zimmer enthält.

Sind jetzt viel Fremde bei Ihrer Tochter?

Nur ein Franzoſe, der ſich Graf de l'Etoile nennt, ſeine Sachen hier erwartet und ein ſchönes Pferd hat, das er mir verkaufen will.

Ich rathe Ihnen, mit dem Kaufe bis morgen

zu warten, ohne jedoch zu erwähnen, wer Ihnen dieſen Rath gegeben hat.

Warum ſoll ich denn damit warten?

Das kann ich Ihnen jetzt nicht ſagen. —

Dieſer Roland war der Vater derſelben Thereſe, die ich vor neun Jahren geliebt und die mein Bruder Johann im Jahre 1762, ein Jahr nach meiner Abreiſe, geheirathet hatte, wie der Leſer ſich erinnern wird. Er ſagte mir ferner, mein Bruder ſey in Rom, wo er mit dem Fürſten Beloſelski, dem ruſſiſchen Miniſter in Dresden, angekommen ſey. — Ich glaubte, erwiderte ich, mein Bruder dürfe nicht nach Rom kommen?

Er verweilt hier auf einen Schutzbrief, den die verwittwete Churfürſtin durch ihren Geſandten von dem heiligen Vater hat auswirken laſſen. Er will ſeine unglückliche Sache durchaus noch einmal zur Entſcheidung bringen laſſen, und thut unrecht daran; denn ließe er ſie auch hundert Mal aburtheilen, es würde doch immer bei ſeiner Verdammung bleiben. Niemand empfängt oder beſucht ihn; Jedermann, ſelbſt Mengs, geht ihm aus dem Wege.

Wie, iſt Mengs auch hier? Ich glaubte ihn in Madrid.

Er hat Urlaub auf ein Jahr, doch ſeine Familie iſt in Madrid geblieben.

Ich brauche einen Miethwagen auf die ganze Zeit, die ich mit den Fremden, mit welchen ich gekommen bin, hier zubringe.

Sie ſollen ihn ſogleich haben.

Nach dieſen Nachrichten, die für mich eben nicht beſonders erfreulich waren; da ich weder Mengs, noch meinen Bruder zu ſehen wünſchte, legte auch ich mich bis zum Mittag nieder. Man weckte mich um ein Uhr zum Eſſen und meldete mir zugleich Jemand, der ein Billet für mich habe. Es war einer der Leute des Bargello, der die Sachen des Schauſpielers zu holen kam. Ich ſchickte ihm den ganzen Koffer.

Bei Tiſche erſtattete ich B. M. Bericht von allem, was ich in unſerer Sache zu thun hatte, und er verſprach, um neun Uhr mit zu dem Bargello zu kommen. Wir beſuchten nach dem Eſſen einige Villen zu Wagen, ſetzten ſodann Betty in dem Gaſthofe wieder ab und fuhren zu dem Polizeichef, der uns ſagte, unſer Held ſey bereits im

Thurm, und wenn wir wollten, ſo ſtände es bei uns, ihn auf die Galeeren zu befördern. B. M. äußerte den Wunſch, ihn vorher zu ſprechen, und der Bargello gab uns die nöthige Anweiſung dazu für morgen. Er ſagte uns, er habe alles lachenden Muthes geſtanden und behauptet, das Ganze ſey eine bloße Eulenſpiegelei, wegen deren man ihm nichts anhaben könne, da die Schöne gutwillig mit ihm gegangen ſey. Seinen Wechſel hatte er ihm zurückgegeben; er hatte ihn gleichgültig in Empfang genommen und behauptet, es ſey zwar ſeine Leidenſchaft, Komödie zu ſpielen, allein er ſey dennoch ein Mann von Stande; das Pferd ſey er übrigens zu verkaufen berechtigt, da die verpfändete Uhr mehr werth ſey als das Pferd. Ich hatte vergeſſen, dem Bargello zu ſagen, daß dieſe Betty gehörte. Nachdem ich dieſem Diener der ſummariſchen Juſtiz ſeine funfzig Scudi ausgezahlt hatte, kehrten wir heim, um mit Betty, welche bereits ihren Koffer erhalten, zu Abend zu eſſen. Sie war froh, den Schurken im Gefängniſſe zu wiſſen, und hatte keine Luſt, unſern Beſuch bei ihm zu theilen. Am Nachmittag des folgenden Tages verfügten wir uns zu ihm. Der

Bargello hatte uns einen Advocaten mitgegeben, welcher für uns ein ſchriftliches Abkommen verfaßt hatte, in welchem der Schauſpieler ſich zur Zahlung der Reiſekoſten, der Ausgaben für ſeine Verhaftung, und einer Geldentſchädignng für den Engländer verpflichtete, wenn er nicht binnen ſechs Wochen ſein Recht auf den Rang, den er ſich beilegte, bewieſe; ſo lange aber, bis dies geſchehen, ſollte er im Gefängniſſe bleiben.

Wir fanden ihn mit dieſer Schrift, die man ins Franzöſiſche überſetzt hatte, in der Hand. Sobald er mich erblickte, fing er damit an, ich ſey ihm fünf und zwanzig Zechinen ſchuldig, die ich an ihn verloren habe, weil er mich mit Betty habe zu Bett gehen laſſen. Der Engländer, der um alles wußte, ſtrafte ihn Lügen, und als jener ihn an der Ausſprache für einen Engländer erkannte, fragte er ihn, ob er Betty's Liebhaber ſey. Ja, erwiderte dieſer, und hätte ich Dich auf dem Wege getroffen, ſo hätte ich Dir den Hals gebrochen; Du biſt nichts als ein Betrüger, ein bettelhafter Schauſpieler!

Halt! fiel der Andere ein, ich beſitze dreitauſend Thaler.

Und ich bürge Dir für ſechstauſend, wenn Dein Wechſel nicht falſch iſt. Bis die Antwort ankommt, bleibſt Du im Gefängniſſe, und iſt Dein Wechſel falſch, dann fort mit Dir auf die Galeeren!

Der Franzoſe nahm den Vorſchlag an. Wir gingen zu unſerm Advocaten, da B. M. durchaus darauf beſtand, den Betrüger auf die Galeeren zu bringen. Dennoch kam die Sache nicht zu Stande, da der Franzoſe den Wechſel nur ausliefern wollte, wenn man ihm täglich bis zum Eintreffen der Antwort einen Scudo zu ſeinem Unterhalt gäbe.

B. M. wollte, da er einmal in Rom war, die Stadt kennen lernen; es mußte für Kleider, für Wäſche, ja ſelbſt für Hemden geſorgt werden. Betty beſorgte das Nöthigſte; ich war unzertrennlich von ihnen und verließ ſie nie; erſt nach ihrer Abreiſe nahm ich mir vor, einen Entſchluß zu faſſen. Fiel meine Verbindung mit Betty nun gleich weg, ſo liebte ich ſie dennoch nach wie vor; ich hatte ihren Geiſt und die Moral des Engländers, der einer der liebenswürdigſten Menſchen war, die ich kennen gelernt habe, in gleichem Grade lieb-

gewonnen. Dieſer wollte vierzehn Tage oder drei Wochen in Rom zubringen und dann nach Livorno zurückkehren; allein Lord Baltimore, der wenige Tage nach uns eingetroffen und ein alter Freund B. M.'s war, bewog ihn, auf vierzehn Tage mit nach Neapel zu gehen. Der Lord, deſſen Begleitung aus einer hübſchen Franzöſin und zwei Dienern beſtand, übernahm unſere Fortſchaffung und verlangte durchaus, daß ich bei der Partie ſey. Der Leſer wird ſich meiner Bekanntſchaft mit ihm in London erinnern; ich ergriff daher die Gelegenheit, Neapel und meine dortigen Bekannten wiederzuſehen, mit Vergnügen; wir reiſten zuſammen ab, erreichten Neapel binnen zwei Tagen und nahmen in dem Crocielle unſere Wohnung. Die erſten Erkundigungen, die ich einzog, berichteten mir, daß der Herzog von Matalone geſtorben und ſeine Wittwe Fürſtin von Caramanica geworden ſey. Hierdurch fielen die Bekanntſchaften, die ich bei ihm früher gemacht hätte, weg; ich beſchloß daher, Niemand zu ſehen und nur auf meine Unterhaltung zu denken, als wäre ich nie in Neapel geweſen. Lord Baltimore hatte die Stadt ſchon mehrere Male beſucht; allein ſeine Ge-

liebte hatte ſie noch nicht geſehen und wollte, wie Betty und B. M., alles darin kennen lernen; der Lord und ich dienten ihnen als Ciceroni.

Ich war erſtaunt, am Tage nach meiner Ankunft den allbekannten Chevalier Goudar, den ich in London kennen gelernt hatte, bei Lord Baltimore ſeinen Beſuch abſtatten zu ſehen. Dieſer berüchtigte Roué wohnte ſeit längerer Zeit in Neapel, wo er am Pauſilippo ein treffliches Haus hielt. Er war verheirathet und ſeine Frau war dieſelbe Irländerin Sara, welche ich als Aufwärterin in einem Bierhauſe in London gekannt hatte. Da er wußte, daß mir ihre Geſchichte bekannt war, glaubte er mich darauf vorbereiten zu müſſen; er lud uns alle für den folgenden Tag zum Mittageſſen ein.

Sara Goudar verrieth wenig Erſtaunen, mich wiederzuſehen; ihr Gemahl hatte ihr davon geſagt; doch ich hatte Mühe, mich von der Verwunderung über die mit ihr vorgegangene Veränderung zu erholen. Mit aller Eleganz einer Italienerin oder Franzöſin von Stande gekleidet, voller Anmuth in ihrer äußern Erſcheinung, im Beſitz aller Eigenheiten des leichten guten Tons und ei-

ner wahrhaft neapolitaniſchen Beredſamkeit; ſchön zum Bezaubern, wie ſie war, konnte ich nicht aufhören, ſie zu betrachten und ihre jetzige Erſcheinung mit der zu vergleichen, die ſie in London gewährte. Sie bemerkte mein Erſtaunen und lächelte darüber; ſie kam mir wie ein Landmädchen in der Verkleidung einer Prinzeſſin vor, und ihr ganzes Streben ging dahin, mir den Glauben einzuflößen, als ſey ſie in London nur in einer Verkleidung aufgetreten. Binnen wenigen Minuten ſahen wir bei Madame Goudar nun fünf bis ſechs Damen des erſten Ranges bei Stadt und Hof, und zehn bis zwölf Herzöge, Prinzen und Marquis mit einer Menge Fremder aus allen Nationen eintreten. Während man eine Tafel von dreißig Couverts deckte, ſetzte Madame Goudar ſich an den Flügel und ſang mit einer Nachtigallenſtimme und einer Meiſterſchaft, die mich mehr als die daran gewöhnte Geſellſchaft in Erſtaunen ſetzte, mehrere Arien. Goudar hatte ihre bewundernswürdigen Talente binnen ſechs bis ſieben Jahren auf dieſe Art ausgebildet. Er hatte ihre Erziehung damit angefangen, daß er ſie heirathete und ſich dadurch ein unbeſtreitbares Recht auf ihre

Ausbildung erwarb. Hierauf hatte er ſie von London nach Paris geführt, wo ſie die Geliebte Ludwigs XV. geworden ſeyn würde, wenn die Barry ihr den Weg dazu nicht zu verſperren gewußt hätte. Nun beſuchte ſie Wien, Venedig, Florenz und Rom, bis Goudar, der nirgends das Glück fand, das er ſuchte, ſich endlich in Neapel niederließ, wo er, um die ſchöne Sara in das ſchönſte Licht zu ſtellen, damit anfing, ſie unter den Auſpicien der Königin die Ketzerei abſchwören und in den Schooß der Kirche zurückkehren zu laſſen. Das Beſte dabei war, daß Sara, eine geborene Irländerin, von Hauſe aus katholiſch und ihre ganze Bekehrungsgeſchichte daher nur eine Spiegelfechterei war.

Was ich auffallend und inconſequent dabei fand, war, daß der ganze hohe Adel, Männer und Frauen, zu ihr ging, ohne Madame Goudar doch je bei ſich einzuladen. Von allen dieſen Umſtänden hatte mich der Ritter ſelbſt noch vor dem Eſſen unterrichtet; er vertraute mir zugleich, daß er nur vom Spiele lebe. Pharao und Biribi bildeten ſeine Rente, und dieſe mußte bedeutend ſeyn, da alles auf das prächtigſte bei ihm herging. Er

lud mich ein, an ſeinem Geſchäfte Theil zu nehmen, und ich beſann mich nicht lange, dies anzunehmen, da ich auf dieſe Art leicht von einer Gemeinſchaft Vortheil ziehen konnte, deren günſtiges Reſultat mir meine Bekanntſchaft mit den Regeln des klugen Spiels verbürgte. Meine Börſe fing nach und nach an ſich zu leeren, und ich ſah für die nächſte Zukunft kein anderes Mittel vor mir, meine gewohnte Lebensweiſe fortzuführen. So nahm ich ſeinen Vorſchlag an und beurlaubte mich daher von Betty und ihrem Geliebten. B. M. beſtand darauf, mir alle Auslagen, die ich für ihn gehabt hatte, zu erſtatten, und ich war nicht in dem Falle, großmüthiger zu ſeyn als er.

Zwei Monate nach ſeiner Abreiſe erfuhr ich zu Rom durch den bewußten Bargello, daß der Schauſpieler Etoile unter dem Schutze des Cardinals Bernis ſein Gefängniß und Rom verlaſſen hatte, und ein Jahr nachher in Florenz, daß B. M. von Livorno mit ſeiner geliebten Betty nach England zurückgekehrt ſey, wo er ſie nach dem Tode ſeiner Frau wahrſcheinlich geheirathet hat.

Was Lord Baltimore, den berühmten Herrn von Boſton, betraf, ſo verließ er wenige Tage

nach ihnen Neapel, um eine neue Reiſe durch Italien zu beginnen, auf der er drei oder vier Jahre nachher ſtarb, weil er dem Einfluſſe der böſen Luft in der Campagna von Rom mitten im Auguſt, zu einer Zeit, wo dieſe alle Reiſende, welche ſich unvorſichtig darin dem Schlafe überlaſſen, tödtet, hatte trotzen wollen. Es iſt zu dieſer Zeit genug, eine einzige Nacht in Piperno oder der umliegenden Gegend zuzubringen, um aus dem nächtlichen Schlafe nie mehr zu erwachen. Alles, was von Rom nach Neapel oder umgekehrt reiſen muß, eilt ſo ſchnell als möglich durch dieſe Gegend, oder enthält ſich wenigſtens des Schlafs dort, wenn ihm das Leben theuer iſt. Lord Baltimore büßte ſeine engliſche Ungläubigkeit mit dem Tode.

Ich blieb unterdeſſen in dem Crocielle wohnen, wo ich die bequemſte Gelegenheit fand, mit allen reichen Ausländern Bekanntſchaft anzuknüpfen, und ihnen das hohe Glück zu verſchaffen, ihr Geld bei Madame Goudar zu verlieren. Sie thaten mir leid; allein die Lage der Sachen war einmal nicht anders.

Einige Tage nach Betty's Abreiſe begegnete ich auf der Chiaja dem Abbé Gama; er war ſehr

alt geworden, doch befand er ſich wohl und war noch immer ſo heiter wie zuvor. In einer halbſtündigen Unterredung theilten wir uns unſere gegenſeitigen Abenteuer mit; er erzählte mir, ſeine Händel mit dem heiligen Stuhl wären durch die Dazwiſchenkunft des Papſtes Ganganelli beendet, und er kehre nun in wenig Tagen nach Rom zurück; vor ſeiner Abreiſe jedoch wolle er mich noch einer Dame vorſtellen, die ich gewiß mit Vergnügen wiederſehen würde.

Ich dachte an Donna Leonilda oder an Donna Lucrezia, ihre Mutter, und wer weiß an wen noch ſonſt; man urtheile daher von meiner angenehmen Ueberraſchung, als ich Agathen vor mir ſah, die ich als Tänzerin in Turin geliebt, nachdem ich mich von der Corticelli getrennt hatte. Der Abbé hatte ihr nichts von mir geſagt, obgleich er dies, da wir uns erſt am folgenden Tage ſahen, gekonnt hätte. Nachdem wir uns von unſerm erſten gegenſeitigen Erſtaunen erholt, und die bei ſolchen Scenen des Wiederſehens gewöhnlichen Verſicherungen ausgetauſcht hatten, ſetzten wir uns, des ſüßen Augenblicks zu genießen, ruhig nieder und unterhielten uns von unſern wechſelſeitigen Erlebniſſen. Aga-

thens Erzählung währte, ſo kurz ſie auch hätte ſeyn können, lange, die meinige, obgleich viel inhaltsreicher, war in kurzer Zeit abgethan. Agathe war nur etwa ein Jahr lang auf der Bühne erſchienen; ein Advocat hatte ſich in ſie verliebt und ſie geheirathet; ſie ſtellte mir ihre vier Kinder und deren Vater, welcher zur Stunde des Abendeſſens erſchien, vor. Sie hatte ihm ſo viel von mir erzählt, daß ſie ihm jetzt kaum meinen Namen zu nennen brauchte, als er mir um den Hals fiel. Er war ein Mann von Talent und Witz, wie alle Advocaten Neapels; über meine Bekanntſchaft bezeigte er die größte Freude. Wir ſpeiſten auf dem Quai bei Mondſchein zu Abend, und da Gama uns bald verließ, blieb ich mit Agathen und ihrem Manne allein. Ich verließ ſie erſt um Mitternacht und mußte ihnen verſprechen, morgen zum Eſſen wiederzukommen.

So ſchön auch Agathe in der Blüthe ihres Alters war, ſo erweckte ſie doch keinen Funken der alten Flamme in meinem Herzen. Dies lag in meinem Weſen. Ueberdies war ich zehn Jahr älter geworden und fand allmälig Wohlgefallen an meiner Kälte. Dieſe befreite mich jetzt wenigſtens

von der Furcht, durch eine thörichte Leidenſchaft die häusliche Zufriedenheit des glücklichen Paares zu ſtören.

Ich war nicht weit vom Pauſilippo, wo Goudar wohnte; ich wußte, daß dort geſpielt wurde, und ging daher, da ich einen bedeutenden Antheil an der Bank hatte, dahin. Die Stunde war in der Ordnung; ich ſah den Tiſch von zehn oder zwölf Spielern umringt, und erſtaune, als ich den Banquier anſehe und in ihm den Grafen Medini erkenne. Erſt vor drei oder vier Tagen hatte man ihn bei dem franzöſiſchen Geſandten aus dem Hauſe gewieſen, weil man ihn auf falſchem Spiel ertappt hatte; außerdem hatte ich aber auch noch alte Beſchwerden gegen ihn; ja, der Leſer wird ſich erinnern, daß ich mich ſogar mit ihm geſchlagen hatte und den Gegenſtand des Streits zwiſchen uns nie vergeſſen konnte. Es war ihm gelungen, ſich in Goudar's Zirkel einzuführen. Ich werfe einen Blick auf die Bank und ſehe dieſe in den letzten Zügen; ſie ſollte ſechshundert Unzen enthalten und ich erblicke deren kaum hundert darin. Ich war mit einem Drittel dabei betheiligt, prüfe daher die Figur des Ponteurs, der dieſe Verhee-

rung angerichtet hat, und errathe ſogleich den ganzen Zuſammenhang der Sache. Man ſah dieſen Wicht zum erſten Male in Goudar's Hauſe. Am Schluß des Abzugs nahm mich Goudar bei Seite und ſagte mir, es ſey ein reicher Franzoſe, der viel zu verlieren und den Medini vorgeſtellt habe, und über deſſen erſten Sieg man ſich nicht wundern müſſe, da er unerfahren ſey und das Glück ihn ein andermal um ſo tiefer beugen würde. Ich antwortete ihm hierauf nur, das könne mir gleichgültig ſeyn, da ich ihm ein für allemal erklärt habe, ich wolle keinen Antheil an der Bank haben, wenn Medini taillire. Er entſchuldigte ſich hierauf damit, daß er dies Medini geſagt und ein Dritttheil aus der Bank habe zurückbehalten wollen, worauf dieſer ſich jedoch für beleidigt erklärt und gebeten habe, die Bank zu laſſen, wie ſie wäre, weil er im Fall des Verluſtes meinen Ausfall decken wolle.

Thut er dies nicht morgen am Tage, erwiderte ich, ſo geſchieht irgend ein Unglück. Jedenfalls aber ſind Sie der, an den ich mich halte; denn ich habe Ihnen deutlich erklärt, daß ich nichts

mit der Bank zu thun haben will, wenn Medini abzieht.

Es leidet keinen Zweifel, daß Sie Ihre zweihundert Unzen von mir zurückfodern können, antwortete Goudar; doch ich hoffe, Sie werden meine Gründe annehmen, da es doch hart für mich wäre, das Ganze allein verlieren zu müſſen.

Von allem dieſen glaubte ich jedoch kein Wort, denn ich kannte Goudar als einen feinern Schurken, als dieſen Medini. So erwartete ich nur das Ende des Spiels, um die ganze Sache aufs Reine zu bringen. Um ein Uhr in der Nacht war die Bank geſprengt; der glückliche Ponteur zog, wie alle Uebrigen, mit Gold beladen von dannen; Medini aber affectirte eine Heiterkeit, die mir ganz außer der Zeit ſchien, und behauptete prahlend, dieſer Sieg ſolle dem Sieger theuer zu ſtehen kommen. Ohne Rückſicht darauf zu nehmen, fragte ich ihn gelaſſen, ob er mir meine zweihundert Unzen wiedergeben wolle, da ich, wie ihm Goudar geſagt haben würde, nicht beim Spiele betheiligt geweſen ſey. Er bekannte ſich hierzu ſchuldig, wenn ich durchaus keinen Antheil mehr haben und wenn ich ihm die Gründe geſtehen wolle, warum

ich meinen Antheil an der Bank zurückzöge, wenn er taillire.

Weil ich kein Vertrauen zu Ihrem Glück habe, antwortete ich kurz.

Dieſer Vorwand iſt nur ein Scheingrund, erwiderte er, den ich übel auslegen ſollte.

Ich kann nicht dafür, entgegnete ich, wenn Sie ein ſchlechter Ausleger ſind: allein ich kann denken, was ich will. Jetzt verlange ich nur meine zweihundert Unzen und überlaſſe Ihnen alle mögliche Triumphe, die Sie über dieſe Herren davon tragen mögen. Richten Sie ſich dieſerhalb mit Goudar ein, von dem ich morgen Mittag mein Geld zurückzuerhalten habe.

Ich kann es Ihnen nur erſtatten, fiel Goudar ein, wenn Medini es mir vorher giebt, denn ich ſelbſt habe kein Geld.

Ich bin gewiß, ſprach ich, daß Sie es morgen haben werden, und damit Lebewohl.

Ohne länger auf die ſchlechten Gründe, die Beide mir vorbringen konnten, hören zu wollen, kehrte ich eilig nach meiner Wohnung zurück. Ich war von der Betrügerei dieſer Schurken gegen mich überzeugt und wollte ihre Geſellſchaft auf immer

meiden, ſobald ich mein Geld mit Güte oder Gewalt zurückerhalten hatte. Um neun Uhr des folgenden Morgens erhielt ich ein Billet von Medini, in welchem er mich bat, zu ihm zu kommen, um unſere Sache auszumachen. Ich antwortete ihm, er möge ſich mit Goudar einrichten, der mir das Geld auszuzahlen habe, da ich nicht zu ihm kommen möge. Eine Stunde darauf tritt er in mein Zimmer und bietet ſeine ganze Beredſamkeit auf, mich zur Annahme eines Wechſels über zweihundert Unzen, in acht Tagen zahlbar, zu vermögen. Ich ſchlage es ihm rund ab, indem ich ihm wiederhole, daß ich nur mit Goudar zu thun habe, von dem ich gewiß ſey, mein Geld zu Mittag zu erhalten, da ich im entgegengeſetzten Falle zu dem Aeußerſten entſchloſſen ſey. Medini lärmt und behauptet, mein Widerſtand ſey eine Beſchimpfung für ihn; ich ergreife ein Piſtol und weiſe ihm die Thür; er geht, blaß vor Schrecken und ohne ein Wort zu erwidern.

Zu Mittag verfüge ich mich ohne Degen, jedoch mit zuverläſſigen Piſtolen in der Taſche, zu Goudar, wo ich Medini finde, welcher mir Vorwürfe macht, daß ich ihn an dieſem Morgen zu

ermorden gedroht habe. Ich antworte ihm nicht, bin auf meiner Hut und verlange von Goudar meine zweihundert Unzen; dieſer fodert ſie von Medini, und der Streit war ſchon dem Ausbruch nahe, als ich die Thür ergriff und Goudar'n zum Abſchiede Krieg auf Leben und Tod verkündigte, der nur mit ſeinem Untergange enden ſollte. Als ich die Schwelle der Hausthür überſchritt, erblickte ich die ſchöne Sara am Fenſter, die mich bat, auf einer kleinen Treppe zu ihr hinaufzukommen, weil ſie mit mir allein zu reden habe. Ich bitte ſie, mich zu entſchuldigen, und ſie antwortet: ſie würde zu mir herunterkommen. Nun ging ich zu ihr; ſie geſtand mir zu, daß ich und nicht ihr Mann Recht habe, allein ich müſſe aus Freundſchaft für ihn warten, da er jetzt gerade kein Geld habe; ſie wolle für die Zahlung binnen drei Tagen bürgen. Kalt erwidere ich ihr: nichts könne mich beruhigen, als die Auszahlung des Geldes, und ſie werde mich in ihrem Hauſe nie wiederſehen. Hierauf zieht ſie einen Ring vom Finger, den ich kannte und der mehr als das Doppelte meiner Foderung werth war, und bietet ihn mir zum Pfande an; ich betrachte ihn, nehme ihn, mache ihr eine Ver-

beugung und verlaſſe ſie in nicht geringem Erſtaunen, denn ſie befand ſich in einem Negligé, in welchem ſie eine ſolche Kälte wohl noch nie erfahren hatte.

Sehr zufrieden mit dieſem Siege über mich ſelbſt, eile ich zu dem Advocaten, dem Gatten Agathens, wo ich eſſen ſollte. Ich erzähle ihm die ganze Geſchichte und bitte ihn zugleich, mir Jemand nachzuweiſen, der mir auf den verpfändeten Ring zweihundert Unzen gebe, indem er ſich dabei verpflichtete, dem Erſtatter dieſer Summe den Ring zurückzugeben. Der Advocat richtet alles dies in geſetzlicher Form ein, zahlt mir ſelbſt die zweihundert Unzen aus und ſchreibt in meinem Namen an Goudar, indem er ihm von dieſer Verhandlung und dem Rechte des Rückkaufs für den Ueberbringer der bewußten Summe Nachricht giebt.

Nachdem die ganze Sache auf dieſe Weiſe abgemacht war, fand ich meine gute Laune vollkommen wieder. Ich trete in Agathens Zimmer und finde ſie in einem reizenden Zirkel von Frauen und Männern, unter denen auch der Abbé Gama war. Vor dem Eſſen führte ſie mich in ihr Cabinet, wo ſie mir in einem Käſtchen die ſchönen

Girandolen und die übrigen Edelſteine zeigte, die ich ihr geſchenkt hatte, als ich ſo reich und ſo verliebt in ſie war. Jetzt, ſagte ſie mir, ſey ſie reich, und da ſie mir mit ihrem ganzen Vermögen und für ihr ganzes Glück verpflichtet ſey, ſo würde ich ihr eine wahre Freude machen, wenn ich meine Geſchenke von ihr zurücknehmen wolle; dies ſey auch die Meinung ihres Mannes. Um mich vollends zu bewegen, zeigte ſie mir ihren ganzen Reichthum an Diamanten, die ſie von der erſten Frau ihres Mannes ererbt hatte; ihr Werth überſtieg den der meinigen bei weitem. Dieſe Großmuth und dies eben ſo edle als zarte Verfahren gewannen ihr meine Bewunderung; ich ſchwieg und bewies ihr dadurch meine Dankbarkeit für ihren Edelmuth und meine Anerkennung ihres zarten Sinnes.

Ihr Mann kam dazu; Agathe verſchloß das Käſtchen wieder und ihr Gemahl ſagte lächelnd, ich dürfe nicht anſtehen, ihren Vorſchlag anzunehmen; bei dieſen Worten umarmte er mich zugleich. Wir kehrten zu der Geſellſchaft zurück, die aus zehn oder zwölf Perſonen beſtand, unter denen mir jedoch allein ein junger Menſch auffiel, den

ich auf den erſten Blick für Agathens Liebhaber erkannte; er hieß Don Pasqual Latilla und beſaß alles, was dazu gehört, ein glücklicher Liebhaber zu ſeyn: Geiſt, ſanfte Manieren und gefällige Sitten. Wir ſchloſſen über Tiſche Freundſchaft mit einander. Unter den Frauen bemerkte ich eine Schönheit, die mich überraſchte. Es war ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, vollkommen ausgebildet, als wäre ſie mindeſtens achtzehn. Agathe ſagte mir, ſie ſtudire die Muſik, um ſich zur Sängerin auszubilden, da ſie ſonſt durchaus arm ſey.

Eine ſolche Schönheit arm? fragte ich.

Ja, erwiderte ſie; im Einzelnen will ſie ſich nicht ausliefern, und wer ſie im Ganzen kaufen wolle, würde eine zu große Laſt übernehmen, da ſie nicht das Geringſte beſitzt; die Leute, die ſich bei uns dazu entſchließen, ſind ſelten.

Es ſcheint unglaublich, daß ſie nicht irgend einen Verehrer gefunden habe; denn ſie iſt eine vollendete Schönheit.

Niemand bekümmert ſich darum; Du kannſt Bekanntſchaft mit ihr machen und ſie beſuchen; in drei oder vier Malen wirſt Du alles erfahren.

Wie heißt ſie?

Calimena, und wohnt am Largo di Caſtello; die Frau, welche mit ihr ſpricht, iſt ihre Tante, und ich bin überzeugt, daß ſie von Dir reden.

Wir ſetzten uns zu Tiſche, das Mahl war ausgezeichnet reich an Fiſchen, Wildpret, herrlichen Früchten und köſtlichen Weinen, und ich las Agathens Freude darüber, daß das Glück ſie ſo begünſtigt hatte, um dem Gründer deſſelben ſeine Gunſt anſchaulich machen zu können, auf ihrem Geſicht. Der alte Gama war entzückt, mich eingeführt zu haben; Don Pasqual Latilla freute ſich der Aufmerkſamkeiten ſeiner Geliebten für mich, die mir als Fremden zuzukommen ſchienen, und Agathens Gemahl war entzückt, der Welt ſeinen vorurtheilsfreien Geiſt zeigen zu können. Dennoch zerſtreute mich ungeachtet aller dieſer Aufmerkſamkeiten die Schönheit der jungen Calimena auf eine oft unverzeihliche Weiſe. Ich verlangte danach, Geiſt bei ihr zu entdecken, und redete ſie daher oft an; ſie antwortete artig, doch ſo kurz, daß es mir unmöglich wurde, ein ſcherzhaftes Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Ihre Augen glänzten von einem dunkeln Feuer, die jeden, den ihr Blick traf, entflammen mußten; ſelbſt wider ihren Willen ſchie=

nen ſie mehr zu ſagen, als ſie im Sinne trug, und eben dies Gefühl machte wohl, daß ſie dieſe nie einen Augenblick lang auf denſelben Gegenſtand richtete.

Endlich fragte ich ſie, ob Calimena ihr Familienname oder nur ein ſchmeichelhafter Beiname ſey; ſie antwortete mir, es ſey ihr Taufname. — Es iſt ein griechiſches Wort, erwiderte ich ihr, und Sie wiſſen ohne Zweifel, was es bedeutet.

Ich weiß nichts.

Sein Sinn iſt: zornige Schönheit, oder ſchöner Mond.

Es freut mich, auf dieſe Art zu hören, daß ich nichts mit meinem Namen gemein habe.

Beſitzen Sie noch Brüder oder Schweſtern?

Ich habe noch eine verheirathete Schweſter, die Sie vielleicht kennen.

Wie heißt ſie, und wo iſt ſie verheirathet?

Ihr Gemahl iſt aus Piemont, allein ſie lebt nicht mit ihm.

Madame Slopis vielleicht, die mit dem Ritter Aſton reiſt?

Dieſelbe.

Vortrefflich; ich kann Ihnen Nachrichten von

ihr geben, die Ihnen keineswegeſ unangenehm ſeyn werden.

Nach dem Eſſen fragte ich Agathen, wie dies liebenswürdige Kind zu ihr gekommen ſey. Mein Mann, ſprach ſie, iſt ihr Taufpathe und hat ihr Gutes erwieſen; noch jetzt bezahlt er ihr den Singlehrer.

Wie alt iſt ſie eigentlich?

Vierzehn Jahr.

Das iſt zum Erſtaunen; welche Schönheit!

Ihre Schweſter iſt noch ſchöner als ſie.

Dieſe kenne ich nur dem Namen nach.

Plötzlich kündigt man den Grafen Goudar an und dieſer tritt ein. Er bittet den Advocaten um ein Wort unter vier Augen, und ſie treten in ein anderes Zimmer. Bald darauf kam er zurück und ſagte mir, er habe die zweihundert Unzen wieder erhalten und den Ring zurückgegeben; ſo war denn dieſe fatale Sache zu meiner Zufriedenheit beendet. Man nahm kleine Geſellſchaftsſpiele vor und Agathe brachte mich mit Calimenen zuſammen, die mich mit ihrer Ruhe und Sicherheit vollends entzückte; ihr Charakter war, wie ihre Schönheit, ohne alle Kunſt. Ich theilte ihr mit, was ich von

ihrer Schweſter wußte, und verſprach ihr, nach Turin zu ſchreiben, um zu erfahren, wo ſie ſich jetzt aufhalte. Zugleich geſtand ich ihr meine Liebe und bat ſie um die Erlaubniß, ſie zu beſuchen; ihre Antwort befriedigte mich vollkommen.

Gleich den folgenden Tag hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als zur Stunde des Frühſtücks zu ihr zu gehen. Ich fand ſie mit ihrem Lehrer beim Clavier; ihr Talent war nur mittelmäßig, doch ließ die Liebe mich es damals ausgezeichnet finden. Der Lehrer ging weg und ich blieb allein mit ihr. Sie begann mit einer Menge von Entſchuldigungen über ihr dürftiges Negligé, die Aermlichkeit ihrer Wohnung und die Unmöglichkeit, in der ſie ſich befände, mir ein Mittageſſen anzubieten. Ich antwortete ihr nur, alles dies trage dazu bei, ſie nur um ſo ſchöner erſcheinen zu laſſen, und ich fühle mich in der That unglücklich, daß ich nicht reich genug ſey, ihr Glück zu machen. Hierauf ergoß ich mich in Lobſprüchen über ihre einzelnen Reize, und ſie widerſetzte ſich einer Fluth von Küſſen, welche ich auf ihre Augen, die Roſen ihrer Wangen und ihren Mund drückte, nur wenig; als ich aber die Reize ihres Buſens, welche

ſie zur Hälfte verdeckte, zu enthüllen ſtrebte, widerſtand ſie dieſem Beginnen, jedoch ſo, daß ihre Lippen mich überzeugten, ich dürfte ihren Widerſtand nicht übelnehmen; ich nahm den dargebotenen Erſatz an und blieb nun ruhig.

Reizende Calimena, ſprach ich, bekennen Sie mir, haben Sie einen Geliebten?

Nein.

Oder gehabt?

Niemals.

Auch nicht im Vorübergehen — keine augenblickliche Neigung?

Nichts von alle dem.

Wie? Mit dieſer Schönheit, mit dieſen Augen und dieſen Zügen, die Ihr gefühlvolles Herz verrathen, iſt es möglich, daß Ihnen in Neapel Niemand Wünſche eingeflößt haben ſollte?

Niemand, weil Keiner danach geſtrebt hat. Noch hat ſich kein Menſch die Mühe gegeben, mir eine Erklärung abzulegen, wie Sie ſolche in dieſem Augenblicke geben; darauf verlaſſen Sie ſich, es iſt die reine Wahrheit.

Ich glaube Ihnen und ſehe daraus, daß ich eilen muß, mich von Ihnen zu entfernen, wenn

ich nicht der unglücklichſte der Menſchen werden will.

Wie das?

Indem ich Sie ohne Hoffnung, Sie zu beſitzen, liebe.

Lieben Sie mich und bleiben Sie. Warum ſollen Sie nicht hoffen können, daß ich Sie wieder liebe? Zügeln Sie Ihren Ungeſtüm, denn Sie fühlen wohl, daß ich Sie nur lieben lernen kann, wenn ich Sie als Meiſter Ihrer Empfindungen erblicke.

So wie jetzt zum Beiſpiel?

Ja. Wenn ich Sie ruhig ſehe und glauben kann, daß Sie ſich Zwang anthun, um mir zu gefallen. Die Liebe iſt oft ein Kind der Erkenntlichkeit. —

In dieſen Worten ſagte ſie mir, daß ſie mich noch nicht liebe, doch nach und nach mich liebenswürdig finden könne, und ich erkannte, daß, ihr Herz zu gewinnen, es keinen andern Weg gäbe, als den, welchen ſie mir ſelbſt vorzeichnete. Ich ſtand in dem Alter, wo man anfängt, Gewalt über ſeine Empfindungen zu erlangen. Ich küßte ſie daher auf die Augen und wollte gehen. Beim

Abſchiede fragte ich ſie, ob ſie Geld nöthig habe. Sie erröthete und ſagte mir endlich, das möchte ich ihre Tante fragen, die im nächſten Zimmer ſey.

Ich trete ein und finde die Tante zwiſchen zwei Capuzinern, die in beſcheidenen Stellungen neben ihr ſaßen, und ſie, wie es ſchien, zu unterhalten bemüht waren. Drei junge Mädchen ſaßen in einiger Entfernung davon und arbeiteten in Leinenzeug. Sie will aufſtehen, ich halte ſie zurück und frage ſie, wie ſie ſich befinde, indem ich ihr zugleich mein Compliment über ihre Geſellſchaft mache. Sie lacht, die Capuziner würdigen mich keines Blickes, ſondern behalten ungeſtört ihre Plätze; ich nehme einen Stuhl und ſetze mich neben die Tante.

Sie war eine Frau von etwa funfzig Jahren, noch friſch für ihr Alter, freundlich und mit ſichtbaren Spuren vergangener Schönheit; den Abend vorher beim Eſſen hatte ich ſie kaum angeſehen. Trotz meiner Unbefangenheit ärgerte mich die Gegenwart der beiden bärtigen Pfaffen, welche wie Ungeheuer ausſahen, in großen Tropfen ſchwitzten und mit dieſem Schweiße einen unausſtehlichen Geruch verbreiteten, auf das heftigſte; mit ihrem ungeſtörten Bleiben ſchienen ſie mich übri-

gens geradezu beſchimpfen zu wollen. Ich wußte, ſie waren Menſchen wie ich und durften daher meine Neigungen theilen; allein ich konnte ihnen die Unverſchämtheit nicht verzeihen, mit der ſie ſich meiner Rechte bemeiſterten, oder meine Befugniß, ſie an dieſer Stelle verächtlich zu behandeln, verkannten. Zugleich ſah ich jedoch ein, daß ich, wenn ich ſie mißhandelte, der Tante mißfallen mußte, und erkannte, daß dies eben die Rückſicht war, auf welche die beiden Mönche mir gegenüber rechneten; denn Niemand verſteht Rechnungen dieſer Art beſſer, als die Pfaffen. Ich habe ganz Europa kennen gelernt, aber nur in einem Lande, und zwar in Frankreich, die Ordensgeiſtlichen an den Vorſchriften ihres Standes halten ſehen. Dort habe ich nie Mönche in durchaus heitern Geſellſchaften gefunden, nie mit Prieſtern oder Biſchöfen geſpeiſt, welche keck genug waren, an verbotenen Tagen öffentlich Fleiſch zu eſſen, und auf Spaziergängen und in Theatern Mönche und Abbés nie anders als weltlich gekleidet geſehen. In Italien, in Spanien und in mehreren Städten Deutſchlands dagegen erlauben ſich die Prieſter, Mönche und Abbés ungeſcheut den Beſuch

ſolcher Orte, die nur denen zugänglich ſind, wel-
che durch ihren Stand daſelbſt keinen Anſtoß geben.

Nach einer viertelſtündigen Unterhaltung nahm ich die Gelegenheit wahr, der guten Tante zu ſagen, ich habe ihr etwas unter vier Augen mitzutheilen, und glaubte nun, die ſtinkenden Mönche würden ſich entfernen. Doch keinesweges; vielmehr war es die Tante, welche aufſtand und mich mit ſich in ein Cabinet führte. Auf meine Frage, ob ſie Geld nöthig habe, erwiderte ſie, ſie brauche nur leider zu dringend zwanzig Ducati zur Bezahlung der Hausmiethe. Sie erſtaunte nicht wenig, als ich ihr dieſe kleine Summe, welche etwa achtzig franzöſiſchen Livres gleich kommt, auf der Stelle überreichte, und wollte mir ihren Dank in den feurigſten Ausdrücken bezeigen; allein ich ließ ihr nicht Zeit dazu, ſondern ging und kehrte in meinen Gaſthof zurück.

An eben dieſem Tage begegnete mir ein Abenteuer, das ich kurz erzählen muß. Ich aß ganz allein in meinem Zimmer, als man mir einen Eremiten aus Venedig ankündigte, der mich zu kennen behauptete und mich zu ſehen wünſchte. Ich laſſe ihn eintreten und ſehe ein Geſicht vor mir,

das mir nicht ganz unbekannt war; doch weiter wußte ich mich auf nichts zu beſinnen. Der Menſch war ſo groß wie ich, doch mager, abgefallen und etwa ſechzig Jahr alt; Hunger, Elend und Erſchöpfung malten ſich in ſeinen Zügen; ein langer grauer Bart, ein kahler Vorderkopf, eine fahle Kutte, die ihm bis auf die Hacken hinabreichte, während ein Strick dieſe über die Hüften zuſammenhielt, von denen ein Roſenkranz und ein ſchmutziges Taſchentuch herabhingen; die Kapuze hinten zwiſchen den Schultern heruntergefallen und ein langer cylinderförmiger Korb in der Linken, während die Rechte ſich auf einen Stock ſtützte, vollendeten dieſe Geſtalt, welche weniger einem frommen Diener Gottes als einem ſchweren Sünder, weniger einem Almoſen Fodernden als einem Verzweifelten anzugehören ſchien, der in mein Zimmer drang, um mein Blut zu vergießen. Wer ſeyd Ihr? fragte ich ihn. Ich dächte, ich hätte Euch ſchon geſehen; doch kann ich mich nicht näher auf Eure Erſcheinung beſinnen.

Ich will Ihnen ſagen, wer ich bin, und die Erzählung meiner Schickſale wird Sie überraſchen; doch laſſen Sie mir zuvor etwas zu eſſen und zu

trinken geben, denn ſeit geſtern habe ich, außer einer ſchlechten Suppe im Hoſpital, nichts gegeſſen.

Von Herzen gern; laßt Euch unten zu eſſen reichen und kommt dann wieder, denn während des Eſſens würdet Ihr doch nicht reden können.

Mein Lohnbedienter ging mit ihm in die Küche hinab und ich befahl ihm, mich nicht mit dieſem Menſchen allein zu laſſen, der mir wirkliche Beſorgniſſe einflößte. Ich wußte gewiß, daß ich ihn kennen mußte, und verlangte daher danach, von ihm zu hören, wer er ſey. Zwei Stunden darauf kam er mit dem Ausſehen eines Fieberkranken wieder, deſſen Geſicht der Paroxysmus geröthet hat. Ich lud ihn ein, ſich zu ſetzen und frei zu ſagen, was er zu ſagen habe; mein Bedienter befand ſich auf dem Balkon des Zimmers und konnte unſere Unterhaltung nicht hören. Er fing damit an, mir ſeinen Namen zu nennen. Ich bin Albergoni, ſagte er.

Nun beſann ich mich auf alles. Albergoni war ein Edelmann aus Padua, mit dem ich vor fünf und zwanzig Jahren, als ich die Gunſt Bragadins erworben und dem Erwerbe als Violinſpieler Valet geſagt hatte, in vertrautem Umgange

lebte. Er beſaß nur ein geringes Vermögen, doch deſto mehr Geiſt, Charakter und Welterfahrung; mit großer Mäßigung widerſtand er den Lockungen zu Ausſchweifungen aller Art, trotz ſeines vorurtheilsfreien Verſtandes und ſeiner Sprache, welche die Regierung ſo wenig, wie die Religion ſchonte. Verwegen bis zur Tollkühnheit, ein Spieler, der es nicht immer mit der Klugheit zu thun hatte, gehörte er der antiphyſiſchen Schule an, die einſt den Zorn des Himmels auf die Pentapolis herabrief. Abgeſehen hiervon war der Mann, den ich jetzt als ein Urbild der Häßlichkeit und des Widrigen vor mir ſah, bis in ſein fünf und zwanzigſtes Jahr der ſchönſte junge Mann ſeiner Vaterſtadt geweſen. Ich erſtaunte hierüber nicht, da ich wußte, daß der Uebergang von der Schönheit zur Häßlichkeit viel raſcher zu erfolgen pflegt, als der umgekehrte Wechſel; im erſten Falle ſinkt, im zweiten ſteigt die Natur, und das Steigen iſt ſchwerer als das Fallen. Seit 25 Jahren hatte ich Albergoni nicht geſehen, ſeit 15 Jahren hatte ich nichts mehr von ihm gehört; er ſtand jetzt als widriger, ſchmutziger Bettelmönch vor mir und fing nun ſeine Erzählung folgendermaßen an.

Eine Geſellſchaft von zehn bis zwölf jungen Leuten, die ich meine Freunde nannte, hielt ein Caſino an der Zuecca, wo wir köſtliche Stunden verlebten, ohne irgend Jemand etwas zu Leide zu thun. Man kam auf den Verdacht, daß unſere Verbindung ſich mit unerlaubten Vergnügungen beſaſſe, welche die Geſetze unter ſchwerer Strafe verbieten. Wir ſahen uns in einen Proceß verwikkelt, der mit großer Heimlichkeit betrieben ward; das Caſino wurde geſchloſſen, alle meine Freunde, außer mir und Branzandi, ergriffen die Flucht; wir wurden verhaftet. Nach zwei Jahren ward Branzandi verurtheilt, enthauptet und dann verbrannt zu werden; ich wurde zu zehnjähriger Gefangenſchaft verdammt. Im Jahre 1765 erhielt ich meine Freiheit wieder und ging nun nach Padua zurück, wo ich vergeblich Ruhe ſuchte. Von neuem klagte man mich deſſelben Verbrechens an; ich ſah, daß ich das Ungewitter nicht zum zweiten Male erwarten durfte, und flüchtete nach Rom. Zwei Jahre darauf verurtheilte mich der Rath der Zehn in contumaciam zu ewiger Verbannung. Dieſe Strafe iſt zu ertragen, wenn man Vermögen hat; ich hätte das Nöthige beſeſſen, wenn

mein Schwager, der ſich meines Erbes bemächtigt hatte, nicht geglaubt hätte, von meinem Unglück Nutzen ziehen zu müſſen. Ein Advocat in Rom erhielt Befehl, mir täglich zwei Paoli auszuzahlen, wenn ich gerichtlich auf alle weitern Anſprüche Verzicht leiſten wollte. Ich wies dies abſcheuliche Anerbieten von der Hand und verließ Rom, um hier Eremit zu werden. Seit zwei Jahren treibe ich nun dies Handwerk und kann nicht mehr — das Elend tödtet mich. Wer ihm trotzt, iſt ein Unglücklicher, der es nie kennen gelernt hat.

So kehren Sie nach Rom zurück; mit zwei Paoli täglich, denke ich, können Sie wenigſtens leben.

Lieber will ich Hungers ſterben, als meinen Feinden dieſen Triumph gewähren.

Ich beklagte ihn und gab ihm eine Zechine, indem ich ihm erlaubte, ſo lange ich in Neapel bliebe, täglich in meinem Gaſthofe zum Eſſen zu kommen. Hierauf glaubte ich ihn vergnügt und zufrieden von dannen gehen zu ſehen, als mir am dritten Tage darauf folgende Kunde von ihm zukam. Mein Lohnbedienter erzählte mir, ganz Neapel ſey voll davon, daß man den Eremiten, dem

ich neulich zu eſſen gegeben, nackt vor der Thür eines Wirthshauſes im Stadtviertel Toledo liegen ſähe. Der Wirth hatte ihn erhängt in ſeiner Schlafkammer gefunden, die Obrigkeit davon unterrichtet, und dieſe hatte befohlen, ihn öffentlich auszuſtellen, um zu erfahren, wer er ſey. In aller Eil kleide ich mich an, um dies Schauſpiel mit anzuſehen. Ich erblicke den unglücklichen Erhängten, vor deſſen Anblick alle Zuſchauer zurückſchaudern; ſein Geſicht war blau und ſchwarz, und ſeine Schaamtheile fürchterlich angeſchwollen. Ich erkundige mich bei dem Wirthe und erfahre, daß er ſeit zwei Tagen vortrefflich gegeſſen und getrunken und ihn vorausbezahlt habe. Dies liegt in der Natur aller verdorbenen Bettler. Er führte mich in das Zimmer, wo der Unglückliche ſich den Tod gegeben hatte und deſſen Thür man verſchloſſen fand. Seinen Korb und ſeine zerlumpten Kleider hatte man dem Magiſtrat ausgeliefert und der Wirth verlangte herzlich danach, daß man den ſcheußlichen Körper wegnähme, um ihn auf dem Anger zu begraben. Am Boden fand ich ein Papier, das ich aufhob und auf dem ich meinen Namen mit achtzehn andern erblickte; ich ſteckte es

zu mir und las es. Er gab den darin Genannten, unter denen ſich auch Medini befand, den Namen ſeiner Wohlthäter, und gab dieſen Rechenſchaft von ſeinem Tode. Das Leben, ſagte er, ſey ihm zur Laſt geworden, und er glaube, indem er ſich von dieſer Laſt frei mache, unſerer Billigung gewiß ſeyn zu können. Um uns für unſere Wohlthaten einigermaßen zu belohnen, hinterließ er uns fünf Lottonummern. Ich ſchenkte dies Papier dem Wirthe, der es wie einen Schatz aufhob. Der Tod des Elenden machte Aufſehen in Neapel und verſchaffte der Lotterie eine bedeutende Einnahme; alle Lottoſpieler eilten, die fünf Nummern zu beſetzen, von denen hinterher nicht eine einzige herauskam. Dennoch ſiegte die Erfahrung nicht über den Aberglauben; fünf Nummern, die ein Erhängter hinterließ, der ſich eine Stunde nach der Ziehung aus dem Leben ſchaffte, ſollten durchaus und ohne allen Zweifel wieder herauskommen müſſen.

Ich trat in ein Kaffeehaus, um zu frühſtükken, und hörte hier einen Schwätzer über den Selbſtmord durch Erhängen wunderliche Dinge vorbringen. Unter andern behauptete er, es ſey

der ſchönſte und wollüſtigſte Tod, den Jemand ſterben könne, und ſuchte ſeine Zuhörer durch allerhand, ob wahre oder falſche, Behauptungen davon zu überzeugen.

Gelangweilt von dieſem Geſchwätz und im Begriff, aus dieſem Kaffeehauſe wegzugehen, ertappte ich endlich einmal einen Schnupftuch-Dieb auf der That, in dem Augenblicke, wo er ſeine Kunſt an mir üben wollte. Binnen einem Monate hatte man mir wenigſtens zwanzig Schnupftücher geſtohlen; denn es giebt in Neapel ganze Banden von kleinen Dieben, welche blos von dieſem Handwerke leben, und deren Geſchicklichkeit wirklich bewundernswürdig iſt. Als der kleine Schelm ſich auf der That ergriffen ſah, bat er mich himmelhoch, keinen Lärmen zu machen, und verſprach mir alles wieder zu verſchaffen, was er mir je entwendet habe, indem er mir geſtand, ſieben oder acht von meinen Schnupftüchern zu beſitzen. Du haſt mir deren zwanzig und mehr geſtohlen, ſagte ich.

Ich nicht, ſondern meine Kameraden; kommen Sie mit und Sie ſollen ſie alle wiederfin-

den, und der Beſitzer ſoll ſie Ihnen wohlfeil verkaufen.

Iſt es weit?

Am Largo di Caſtello; doch nun laſſen Sie mich los, denn man verſammelt ſich ſchon um uns.

Der kleine Dieb führte mich zu einer ſchlechten Herberge, nicht zehn Schritte von der Wohnung Calimenens, und ließ mich in ein Zimmer treten, wo ein flinker Burſche mich fragte, ob es wahr ſey, daß ich alte Sachen kaufen wolle. Auf meine Antwort: ich verlange Schnupftücher, öffnete er die Thür eines Wandſchranks und zeigte mir deren über zweihundert, unter denen ich etwa ein Dutzend der meinigen fand, die ich um den zehnten Theil ihres Werths zurückkaufte; ſpäter kaufte ich deren noch mehrere, die alle, wie dieſe, geſtohlen waren. Der ehrliche Schnupftuchhändler faßte Vertrauen zu mir und ging endlich ſo weit, mir für zehn bis zwölftauſend Ducati Waare anzubieten, an der ich, wie er mir verſicherte, auf dreißigtauſend gewinnen könnte, wenn ich ſie in Rom oder anderswo wieder verkaufte. — Und worin beſtehen Eure Waaren? fragte ich ihn.

In Uhren, Tabacksdoſen und Ringen, die ich

hier nicht zu verkaufen wage, weil alles geſtohlen iſt.

Und fürchtet Ihr denn nichts für Euch?

Ich habe nicht viel zu fürchten, und übrigens vertraue ich mich auch nicht jedem an.

Ich dankte ihm für ſein Zutrauen, ohne jedoch ſeine Schätze ſehen zu wollen, aus Furcht, der Verſuchung nicht widerſtehen zu können, für zehn zu kaufen, was funfzig werth war. Immer hätte ich mich der Gefahr ausgeſetzt, irgendwo den wahren Eigenthümer des gekauften Gegenſtandes anzutreffen.

Als ich nach meinem Gaſthofe zurückkehrte, fand ich dort Fremde angekommen, die ich kannte. Es war Bartoldi von Dresden mit zwei jungen Sachſen, bei denen er Hofmeiſter war. Die beiden jungen Herren waren ſchön, reich, und wie es ſchien, Freunde des Vergnügens. Bartoldi war eine alte fünf und zwanzigjährige Bekanntſchaft von mir; ſonſt hatte er den Arlequino in dem italieniſchen Schauſpiele, das der König von Polen hielt, geſpielt; nach dem Tode des Königs jedoch hatte man ihn zum Commiſſionsrath bei der Opera buffa ernannt, der die Vorliebe der verwittweten Kurfür-

ſtin für Muſik Anhänger verſchaffte. Alle drei wohnten dicht neben mir und wir machten bald nähere Bekanntſchaft mit einander. In andern Fremden, welche gleichfalls mit großem Gefolge eingetroffen waren, erkannte ich Miß Chudeligh, welche jetzt Herzogin von Kingſton geworden war, mit einem andern Lord und einem Chevalier, deren Namen mir entfallen ſind. Die Herzogin erkannte mich ſogleich wieder und nahm ohne Anſtand die Cour an, welche ich ihr zu machen mich entſchloß; eine Stunde darauf erſchien auch Lord Hamilton, deſſen Bekanntſchaft mir großes Vergnügen gewährte. Wir ſpeiſten zuſammen. Hamilton war ein Mann von großem Geiſte; man ſagte, er habe jetzt ein Mädchen geheirathet, das die ſchwere Kunſt verſtanden habe, ihn ernſthaft verliebt zu machen. Dies Unglück begegnet nicht ſelten in ſpätern Jahren Männern, welche ihre ganze Jugend hindurch ſich frei zu erhalten wußten; das Alter ſchwächt das Herz ſo gut wie den Geiſt. Zu heirathen iſt meiner Meinung nach immer eine Thorheit; doch wenn ein Mann in höheren Jahren ſich eine ſolche zu Schulden kommen läßt, ſo wird ſie zu einer verderblichen.

Seine Gattin kann höchſtens nur Gefälligkeiten für ihn haben, die er im eigentlichen Sinne des Wortes mit ſeinem Leben bezahlt; iſt die Frau zufällig in ihn verliebt, ſo iſt ſeine Lage noch ſchlimmer; er muß in zwei oder drei Jahren zu Grunde gehen. Es waren jetzt ſieben Jahre, daß ich einſt in Wien im Begriff ſtand, dieſe Thorheit zu begehen, a qua me servavit Apollo *).

Nach dem Eſſen ſtellte ich der Herzogin von Kingſton die beiden Sachſen vor, die ihr von der Kurfürſtin, welche ſie kannte, Nachricht brachten. Hierauf gingen wir gemeinſchaftlich ins Theater. Der Zufall wollte, daß Madame Goudar in der Loge neben der unſrigen ihren Platz hatte. Hamilton unterhielt die Herzogin mit der Erzählung der Geſchichte der ſchönen Irländerin, ohne daß dieſe jedoch Luſt bezeigte, mit ihr nähere Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Nach dem Abendeſſen ward eine Partie Quinze vorgenommen, an der ſie, die beiden Engländer, die beiden Sachſen und ich Theil nahmen. Das Spiel war niedrig, der Verluſt unbedeutend; nur

---

*) Wofür mich Apollo bewahrt hat.

die beiden Sachſen gewannen, da ich mich für ein ander Mal beſtimmt hatte. Am folgenden Tage trafen wir alle an der Tafel des Prinzen von Francavilla zuſammen, der uns ein prächtiges Mahl zum Beſten gab und gegen Abend uns zu einem Bade geleitete, das er am Ufer des Meeres auf das reizendſte eingerichtet hatte. Hier zeigte er uns ein Naturwunder ſeltener Art. Es war ein Prieſter, der ſich nackt ins Waſſer ſtürzte und trotz aller Mühe, die er ſich gab, nicht unterzuſinken im Stande war. Dies konnte nur die Wirkung einer innern Organiſation von beſonderer Art ſeyn. Nach dieſem Schauſpiele gab der Prinz der Herzogin ein anderes, das ſie ſehr ergötzte. Alle ſeine Pagen, ſchöne Knaben von 15, 16 und 17 Jahren und Lieblinge des Prinzen, mußten ganz nackt vor ihr ſchwimmen. Die Engländer baten den Prinzen, ihnen auch den Anblick ſchwimmender Mädchen zu gewähren, und er verſprach es ihnen für den folgenden Tag, in einem Landhauſe gegen Portici zu, in deſſen Park ein dazu eingerichteter Teich vorhanden war. —

Neuntes Capitel.

Liebſchaft mit Calimenen. — Reiſe nach Sorento. — Medini. — Goudar. — Miß Chudeligh. — Der Marquis della Pettina. — Gaetano. — Der Sohn der Cornelis. — Anekdote von Sara Goudar. — Die Florentiner. — Glückliche Reiſe nach Salerno. — Rückkehr nach Neapel und Abreiſe von da nach Rom.

Der Prinz von Francavilla war ein reicher Epikuräer, voller Geiſt, der den Spruch: Fovet et favet, zu ſeinem Motto gewählt hatte. In Spanien hatte er lange in großer Gunſt geſtanden; allein der König hatte ihn nach Neapel ſchikken zu müſſen geglaubt, weil er von ihm fürchtete, er könne den Prinzen von Aſturien und ſeine Brüder leicht mit ſeinem antiphyſiſchen Geſchmack anſtecken. Nach dem Eſſen zeigte er uns ſeinen Teich im Park, von zehn bis zwölf jungen Bäue-

rinnen, die darin vor unſern Augen hin- und herſchwammen, belebt. Dies Schauſpiel fanden jedoch Miß Chudeligh und die beiden andern Damen eben ſo langweilig, wie ſie das des vorigen Tages intereſſant und hübſch gefunden hatten.

Obſchon faſt immer in Geſellſchaft der beiden Engländerinnen und Sachſen, unterließ ich doch nicht, meine theure Calimena, in die ich, je länger ſie mich ſchmachten ließ, nur um ſo verliebter wurde, täglich zweimal zu beſuchen. Agathe, die ich jeden Tag ſah, unterſtützte meine Flamme und hätte mich gern am Ziel meiner Wünſche geſehen; allein ihre Stellung in der Geſellſchaft erlaubte ihr nicht, dabei offen zu Werke zu gehen. Dennoch verſprach ſie mir, Calimenen zu einer Partie einzuladen, die wir nach Sorento zu machen beabſichtigten, und bei der ich in der Nacht, die wir in dieſem reizenden Orte zubringen wollten, meinem Ziele leicht näher rücken konnte.

Ehe jedoch dieſe Ausflucht mit Agathen zu Stande kam, führte Hamilton dieſelbe mit der Herzogin von Kingſton als Pickenik aus, und ich konnte ihre Einladung dazu nicht von der Hand weiſen. Die beiden Sachſen und ein liebenswürdiger Abbé, Gi-

liani, mit dem ich nachher in Rom nähere Bekanntſchaft machte, waren die übrigen Theilnehmer an dieſer Luſtfahrt. Wir verließen Neapel des Morgens um vier Uhr in einer Feluke mit zwölf Ruderern, und erreichten Salerno um neun Uhr. Wir waren unſer funfzehn, alle von Frohſinn und von der Luſt, die das Anſchauen dieſes irdiſchen Paradieſes gewährt, belebt und wahrhaft entzückt. Hamilton führte uns in einen Garten, der dem Herzoge von Serra Capriola gehörte, welcher mit ſeiner Gemahlin, einer Piemonteſerin, ſchön wie die Sonne und ſterblich in ihren Gatten verliebt, gerade dort zugegen war.

Der Herzog war nämlich ſeit zwei Monaten dahin verbannt worden, da er ſich auf öffentlichem Corſo mit einer allzuprächtigen Equipage und unerlaubten Livreen hatte ſehen laſſen. Tanucci, der Staatsminiſter, hatte dem Könige zu Gemüthe geführt, wie nothwendig es ſey, die Verletzung der Aufwandsgeſetze an dem Herzoge, der ihrer ſo öffentlich ſpotte, zu rächen, und der König, der damals noch nicht gelernt hatte, ſich dem tyranniſchen Willen Tanucci's zu widerſetzen, hatte das junge Paar in das köſtlichſte Ge-

fängniß ſeines Reichs verwieſen. Doch es genügt, dahin verbannt zu ſeyn, um uns den reizendſten Fleck der Erde gehäſſig zu machen; der Herzog und ſeine ſchöne Gemahlin langweilten ſich zum Sterben in ihrem zauberiſchen Wohnort; die Ankunft des Ritters Hamilton mit einer zahlreichen Geſellſchaft gewährte ihnen daher die größte Freude; nun erſt athmeten ſie wieder auf und gaben der Trauer den Abſchied.

Eben daſelbſt ſah ich auch den Abbé Bettoni, den ich vor neun Jahren bei dem verſtorbenen Herzoge von Matalone kennen gelernt hatte, wieder; er freute ſich, mich von neuem umarmen zu können. Er war von Geburt ein Edelmann aus Brescia und hatte das köſtliche Sorento zu ſeinem beſtändigen Wohnſitz gewählt. Mit dreitauſend Thalern Rente lebte er hier herrlich und in Freuden, im Genuſſe aller Gaben, die Bacchus, Ceres und Venus gewähren konnten. Es iſt nicht möglich, mehr zu verlangen oder zu wünſchen, als die Natur in Sorento gewährt; Bettoni war glücklich und ſpottete der After-Weiſen, welche behaupten, daß der Menſch mit einem mäßigen Vermögen und vollkommener Geſundheit noch nicht

genug beſitze, um vollkommen zufrieden zu ſeyn. Was mir bei ihm allein unangenehm ſeyn mußte, war, den Grafen Medini dort zu finden, der nach dem Auftritte bei Goudar nur mein Feind ſeyn konnte. Wir begrüßten uns kaum. Bei Tiſche waren wir gegen vier und zwanzig Perſonen vor einem köſtlichen Mahle, bei dem es der Kunſt des Koches nicht bedurft hatte; denn dieſe beſteht doch nur darin, das ſchmackhaft zu machen, was es ohne ſie nicht ſeyn würde; in Sorento aber ſind alle Erzeugniſſe herrlich: Kräuter, Küchengewächſe, Fiſche, Fleiſch, ja ſelbſt das Mehl, welches dem Brote und allem andern Backwerke einen köſtlichen Geſchmack mittheilt, den man ſonſt nirgend kennt. Die Zeit nach dem Eſſen brachten wir mit Spaziergängen nach den zahlloſen Dörfern zu, zu denen die ſchönſten Laubengänge, die es in den Gärten Europa's und Aſiens giebt, und Alleen von immergrünen Orangen hinführen. In Bettoni's Hauſe reichte man uns Citronen- und Chocoladen-Eis, Kaffee und Creme, über deren Wohlgeſchmack nichts ging. Neapel zeichnet ſich in Genüſſen dieſer Art aus und Bettoni war trefflich bedient. Fünf oder ſechs junge

Bäuerinnen, lauter reizende Geſtalten und ſo zierlich gekleidet, daß man ihnen das Dienen nicht anſah, bildeten ſeine Dienerſchaft. Ihre Schönheit ſetzte mich in Erſtaunen, und als ich ihn heimlich fragte, ob dies ſein Harem ſey, antwortete er blos, dies könne möglich ſeyn, doch die Eiferſucht ſey daraus verbannt, und es hänge nur von mir ab, Erfahrungen darüber zu machen, wenn ich einige Tage bei ihm zubringen wolle. Ich hielt dieſen Mann für glücklich; allein ſeufzend bemerkte ich, daß er wenigſtens zwölf Jahre älter war als ich; ſein Glück konnte daher nur von kurzer Dauer ſeyn.

Gegen Abend kehrten wir zu Serra Capriola zurück, wo ein treffliches Abendeſſen von Meerfrüchten zwölf verſchiedener Arten auf uns wartete. Die Luft von Sorento läßt die Bewohner dieſer reizenden Landſchaft nie ohne Appetit. Nach dem Eſſen verlangte die Herzogin von Kingſton Pharao zu ſpielen; Bettoni, der Medini als Spieler von Profeſſion kannte, ſchlug ihm vor, Bank zu machen; allein dieſer lehnte es ab, indem er vorwandte, er habe nicht Geld genug bei ſich. Die Herzogin wollte jedoch befriedigt ſeyn

und ſo erbot ich mich zur Bank. Es wurden Karten gebracht, ich ſchüttete meine Börſe auf den Tiſch aus; etwa vierhundert Unzen, welche ſich darin befanden, waren mein ganzes Vermögen. Man nahm Geld aus der Taſche und ſetzte; einer der Sachſen verlangte Marken; ich bat ihn um Entſchuldigung, da ich nicht aufs Wort ſpiele, und ſein Freund ſtreckte ihm funfzig Ducaten vor. Medini bat mich, ihn an der Bank Theil nehmen zu laſſen; ich lehnte es unter dem Vorwande ab, daß ich mein Geld nicht zählen wolle. Bis ein Uhr in der Nacht wurde taillirt und ich gab das Spiel erſt auf, als nur noch dreißig bis vierzig Unzen in der Bank waren; die beiden Damen und faſt alle Spieler, außer einem gewiſſen Rosbury, welcher lachend ſtatt des Goldes engliſche Banknoten ſetzte, hatten gewonnen. Dieſe ſteckte ich in die Taſche, ohne ſie näher anzuſehen, und die ganze Geſellſchaft dankte mir für meine Gefälligkeit; Medini aber hatte nicht geſpielt. Zu Hauſe ſah ich meine Banknoten nach und fand ſie im Betrage von vierhundert und funfzig Pfund Sterling, alſo faſt das Doppelte von dem, was ich verloren hatte. Sehr zufrieden damit, legte ich mich

zur Ruhe, entſchloſſen, Niemand etwas von meinem Gewinne zu ſagen.

Die Herzogin von Kingſton hatte um neun Uhr des Morgens von Sorento abzureiſen beſchloſſen; unſere Wirthin, die Herzogin von Serra Capriola, lud uns daher zum Kaffee ein. Nach dem Frühſtück erſchienen Bettoni und Medini, von denen der Letztere Hamilton fragte, ob er wohl mit uns nach Neapel zurückkehren könne. Man erwiderte ihm, es würde uns zur Ehre gereichen, ihn in unſerer Geſellſchaft zu haben. Um zwei Uhr erreichte ich meinen Gaſthof wieder, wo ich in meinem Vorzimmer eine junge Dame fand, die ſich mir mit niedergeſchlagenen Blicken näherte, indem ſie mich fragte, ob ich ſie nicht kenne. Allerdings gab die mit ihr vorgegangene Veränderung ihr ein Recht zu dieſer Frage; dennoch hatte ich keine Mühe, ſie wieder zu erkennen. Sie war die älteſte der fünf Schweſtern aus Hannover, die ich in London liebgewonnen hatte, und mit dem Marquis della Pettina in die weite Welt gegangen. Der Leſer wird ſich, wie ich glaube, dieſer Geſchichte noch erinnern. Meine Neugierde war meinem Erſtaunen gleich; ich ließ ſie daher eintreten, indem

ich zugleich mein Mittageſſen beſtellte. Sie bemerkte, wenn ich allein wäre, würde es ihr angenehm ſeyn, mit mir zu eſſen, und ich befahl daher, für zwei Perſonen zu decken. Ihre Geſchichte war nicht lang: ſie war mit dem Marquis nach Neapel gekommen, wo ſeine Mutter ſie zu ſehen ſich geweigert hatte. Ein elender Gaſthof hatte ſie hier aufgenommen; nach und nach hatte ihr Geliebter alles verkauft, was ſie beſaß, worauf man ihn wenige Monate nachher, ſieben bis acht verſchiedener Betrügereien wegen, in die Gefängniſſe der Vicarie eingeſperrt hatte. Hier unterhielt ſie ihn ſeit ſieben Jahren; allein ihre Mittel waren zu Ende, als ſie von dem Marquis ſelbſt hörte, ich ſey in Neapel. Jetzt kam ſie, nicht ſowohl mich um Beiſtand für ihn, ſondern darum zu bitten, daß ich die Herzogin von Kingſton vermöge, ſie in ihren Dienſt und demnächſt mit nach Deutſchland zurückzunehmen.

Sie ſind mit dem Marquis verheirathet? fragte ich ſie.

Nein, erwiderte ſie.

Wie haben Sie ihn denn ſieben Jahr hindurch erhalten können?

Ich habe Liebhaber gefunden. Denken Sie ſich hundert Geſchichtchen aus, ſie werden alle bei mir einen Grund von Wahrheit antreffen. Können Sie mich nicht mit der Herzogin ſprechen laſſen?

Ich will mit ihr von Ihnen reden, doch nur die reine Wahrheit.

Wohl; ich auch. Ich kenne ihren Charakter.

So kommen Sie morgen wieder.

Um ſechs Uhr ging ich zu Hamilton, um ihn zu fragen, wie ich die engliſchen Papiere umſetzen könnte, und er kaufte ſie mir ſelbſt zum ſtehenden Cours ab.

Noch vor Abend ſprach ich mit Miß Chudeligh von der Hannoveranerin; ſie erinnerte ſich ihrer, da ſie und eine ihrer Schweſtern bei ihr geweſen war, ſie um ihren Schutz zu bitten. Sie verſprach mir, mit der Unglücklichen zu reden und ſich dann über ſie zu beſtimmen. Ich ſtellte ſie ihr am folgenden Morgen vor und ließ ſie allein mit ihr. Die Folge dieſer Zuſammenkunft war, daß die Herzogin ihre römiſche Kammerfrau entließ und jene an ihre Stelle ſetzte. Acht Tage darauf kehrte ſie mit ihr nach Rom und im Win=

ter nach England zurück. Später habe ich nichts mehr von ihr gehört.

Zwei oder drei Tage nach ihrer Abreiſe von Neapel erhielt ich einen flehentlichen Brief von Pettina, in dem er mich um meinen Beſuch im Gefängniß der Vicarie bat. Ich fand ihn in Geſellſchaft eines jungen Menſchen, den ich an der Aehnlichkeit ſogleich für ſeinen Bruder erkannte, obſchon der letzte eben ſo ſchön, als er ſelbſt häßlich war — zwiſchen der Schönheit und der Häßlichkeit macht ſo oft ein kaum bemerkbarer Punkt den Uebergang. — Dieſer Beſuch gewährte mir wenig Freude; die Neugierde hatte mehr Theil daran gehabt, als das Mitgefühl; ich hatte eine lange und langweilige Erzählung der Verirrungen und Leiden, welche den Unglücklichen endlich ins Gefängniß gebracht hatten, mit anzuhören. Dies zu verlaſſen konnte er nur beim Tode ſeiner Mutter hoffen, die noch nicht funfzig Jahr alt war und die er ſeine Todfeindin nannte. Er glaubte ſich über mich zu beklagen zu haben, weil ich mich für die Abreiſe ſeiner angeblichen Frau intereſſirt hatte, ohne die er Hungers geſtorben ſeyn würde, da er täglich nur zwei Carlini erhielt, welche

kaum genügten, ſeinen Hunger zu ſtillen. Sein Bruder war mit ihm im Gefängniſſe, wohin ihn ſeine Gutherzigkeit bereits vor zwei Jahren gebracht hatte; er hatte den jungen Menſchen zu verleiten gewußt, daß er falſche Banknoten von ſeiner Hand in Umlauf brachte; man hatte ihn entdeckt und in den Kerker geworfen; ja, er würde gehängt worden ſeyn, hätte ſeine Mutter nicht für ihn bezahlt; auf ihre Foderung hielt man ihn im Gefängniß, wo er täglich, wie ſein Bruder, nicht mehr als zwei Carlini erhielt.

Nicht ohne Erſtaunen vernahm ich am Ende ſeiner Erzählung einen Vorſchlag, den er mir that, ohne mich dadurch für beleidigt zu halten. Er verſicherte mir, die Unterſchriften der Miniſter Tanucci und Mano vollkommen täuſchend nachmachen zu können, und wollte mich überreden, mit Papieren dieſer Art nach Palermo zu gehen und dort binnen drei Tagen 100,000 Ducati zu erheben. Er bezeigte mir wiederholt ſein unbedingtes Vertrauen, wollte mir alle nöthige Papiere mitgeben und hielt ſich meiner Rückkehr nach Neapel für ſo gewiß, daß er mit Sicherheit auf die zwanzigtauſend Ducati rechnete, die ich ihm zur

Bezahlung ſeiner Schulden von dem Ertrage dieſer Gaunerei abgeben ſollte.

Es wäre thöricht von mir geweſen, wenn ich das Vertrauen des Unglücklichen zu mir hätte übelnehmen oder mich dadurch für beleidigt halten wollen, daß er mich für einen Dieb hielt, wie er war — der Räuber hält jeden für ſeines Gleichen —; der Unglückliche glaubte mir vielmehr eine Ehre anzuthun, und ſein Vertrauen war nur Hochachtung. Ich dankte ihm dafür und erwiderte blos, ich müſſe nach Rom eilen und habe daher keine Zeit für ſeinen Auftrag in Palermo. Hierauf bat er mich um eine kleine Unterſtützung, zu der ich jedoch keine Auffoderung in mir fand; vielmehr verließ ich ihn mit der Warnung, ſich zu beſſern, oder darauf gefaßt zu ſeyn, unter Henkershand zu ſterben. Mein Rath brachte ihn zum Lachen, während er ſeinen jüngern Bruder, wie es ſchien, tief erſchütterte; dieſen ſah ich erſt erblaſſen und dann wie Scharlach roth werden.

Unten an der Treppe nahm ein Beamter des Gefängniſſes mich in Empfang und meldete mir, ein Gefangener wünſche mit mir zu ſprechen. Wer

iſt es? fragte ich. Er behauptet, mit Ihnen verwandt zu ſeyn und heißt Gaetano.

Verwandt — Gaetano? Ich glaubte, es ſey mein Bruder, der Abbé, den irgend ein beſonderer Unfall nach Neapel und in dieſen Kerker geführt habe. So folge ich denn meinem Führer in den zweiten Stock des Gebäudes, wo ich in einem Saal achtzehn bis zwanzig Unglückliche auf der Erde ſitzend finde, welche im Chor luſtige Lieder ſingen. In Kerkern und auf Galeeren iſt dieſer erkünſtelte Frohſinn das letzte Hülfsmittel des Elends und der Verzweiflung, durch das der Selbſterhaltungstrieb des Menſchen ſich ausſpricht. Kaum eingetreten, ſehe ich einen dieſer Unglücklichen auf mich zukommen, der, indem er mich ſeinen Gevatter nennt, mich umarmen will. Ich weiche zurück, er nennt ſich und ich erkenne ihn ſogleich für denſelben Gaetano, der vor zwölf Jahren unter meinem Beiſtand als Brautführer die ſchöne Frau heirathete, der ich nachher behülflich war, ſeinen Händen wieder zu entkommen — der Leſer wird ſich dieſer Geſchichte noch erinnern.

Ich bedaure, ſprach ich, Sie hier wiederzuſehen; doch worin kann ich Ihnen nützlich ſeyn?

Wenn Sie mir die hundert Thaler bezahlen, die Sie mir für mehrere von mir gekaufte Artikel ſchuldig ſind.

Dieſe Behauptung war grundfalſch und ich drehte ihm daher den Rücken mit der Erklärung zu, es ſcheine, daß das Gefängniß ihn närriſch gemacht habe. Unten erkundigte ich mich bei dem Gefangenwärter und erfuhr, der Elende ſey für ſeine ganze Lebenszeit eingeſperrt und dem Galgen nur durch ein Verſehen in der Führung der Unterſuchung entkommen. Was mich daher Nachmittags nicht wenig überraſchte, war, einen Advocaten bei mir eintreten zu ſehen, der von mir die hundert Thaler verlangte, die ich dieſem Gaetano ſchuldig ſey. Als Beweis für dieſe Schuld legte er mir ein großes Handelsbuch meines angeblichen Gläubigers vor, in dem ſich mein Name an zehn oder zwölf verſchiedenen Orten als Schuldner für dieſen oder jenen Gegenſtand, den er mir in Paris verkauft haben wollte, vorfand. Ich antwortete dem Advocaten, ich ſey dem Schurken nichts ſchuldig und mein von ſeiner Hand geſchriebener Name könne nichts beweiſen.

Sie irren ſich, erwiderte der Rechtsfreund;

dies Buch hat beweiſende Kraft und das Geſetz iſt in dieſem Lande gefangenen Gläubigern ſehr günſtig; ich bin Ihres Gegners Advocat und bemerke Ihnen, daß, wenn Sie ſich nicht heute noch mit ihm einverſtehen, ich Sie morgen vorladen laſſen muß.

Bei dieſen Worten bezwinge ich mich, frage nach ſeinem Namen, den er mir ſelbſt aufſchreibt, und bitte ihn dann, mich zu verlaſſen, da ich mich binnen vier und zwanzig Stunden mit meinem Gegner verſtändigen wolle. Nun gehe ich zu Agathen, deren Mann mich herzlich auslacht, als ich ihm meine Beſorgniß erzähle. Er ließ mich eine Vollmacht für ihn unterzeichnen, ſtellte mir eine Bürgſchaft für mich in dieſer Angelegenheit aus und zwang den ſchurkiſchen Rechtsverdreher, der mich mit einer Vorladung bedroht hatte, ſofort anzuerkennen, daß er es nur mit ihm zu thun habe — und damit war die ganze Sache abgemacht. Die Advocaten von Neapel ſind der Auswurf dieſes Standes; ihre Betrügereien, beſonders gegen Fremde, und ihre Mißbräuche der Geſetze ſind unzählig.

Der Chevalier Rosbury war in Neapel geblieben und ich ſah mich durch ihn nach und nach

mit allen Engländern in Verbindung, die hier ankamen. Gewöhnlich ſtiegen ſie in dem Crociello ab, wo unſere Bekanntſchaft ſchnell gemacht war; wir unternahmen dann mit ihnen und den beiden Sachſen Luſtpartien und ich unterhielt mich trefflich; dennoch würde ich nach der Meſſe gewiß abgereiſt ſeyn, hätte mich nicht die Liebe zu Calimenen noch immer an Neapel gefeſſelt. Ich ſah ſie täglich, machte ihr täglich Geſchenke und erhielt nichts als unbedeutende Gunſtbezeigungen dafür. Die Meſſe war zu Ende und Agathe veranſtaltete nun die lange verabredete Landpartie nach Sorento, für welche ſie drei Feiertage auswählte, damit ihr Mann ohne Nachtheil für ſeine Geſchäfte dieſer Luſtpartie beiwohnen könne. Agathe hatte eine alte Geliebte ihres Mannes und dieſer aus Erkenntlichkeit dafür Don Pasqual Latilla dazu eingeladen; für mich hatte man die ſchöne Calimena dazu gebeten; ſo waren wir drei Paare, die einander wechſelſeitig lieb hatten; die Koſten gingen in drei gleiche Theile und Agathens Mann übernahm die Leitung des Ganzen. Allein am Tage vor unſerer Abfahrt ſollte ich noch die Ueberraſchung haben, den Sohn der Cornelis, Joſeph,

plötzlich vor mir erſcheinen zu ſehen; er hatte mich in Italien zu treffen gehofft und freute ſich dieſer Begegnung von Herzen.

Durch welchen Zufall und mit wem kommen Sie nach Neapel? fragte ich ihn.

Ich reiſe allein, war die Antwort; angetrieben von dem Wunſche, Italien zu ſehen, und von meiner guten Mutter dabei unterſtützt. So habe ich Mailand, Turin, Genua, Venedig, Florenz und Rom beſucht und bin nun in Neapel. Sobald ich hier mit dem Sehenswerthen fertig bin, kehre ich nach Rom zurück und will von da nach Loretto, Parma, Modena, Ferrara, Mantua, der Schweiz, Deutſchland, den Niederlanden und Oſtende gehen, wo ich mich nach meiner Heimath einzuſchiffen denke.

Und wie viel Zeit denken Sie zu dieſer ſchönen Reiſe zu beſtimmen?

Sechs Monate.

Und ſo hoffen Sie, nach London zurückgekehrt, im Stande zu ſeyn, von dieſem ſchönſten Theile Europa's, den Sie beſucht haben, Rechenſchaft zu geben?

Wenigſtens hoffe ich die Mutter zu überzeu-

gen, daß ſie das Geld für dieſe Reiſe nicht ins Waſſer geworfen hat.

Wie viel haben Sie dazu beſtimmt?

Hundert Guineen, die ſie mir gegeben hat, und nicht mehr.

Wie? Sie wollen ſechs Monate auf dieſer Reiſe zubringen und nicht mehr als hundert Guineen dafür aufwenden? Das ſcheint unglaublich.

Wollte ich mir die Mühe geben, ſo würde ich noch mit weniger auskommen können.

Iſt das möglich? Und an wen waren Sie in allen dieſen Ländern empfohlen, die Sie jetzt ſo trefflich kennen gelernt haben?

An Niemand; ich beſitze einen engliſchen Paß und gebe mich überall für einen Engländer aus.

Und fürchten Sie keine ſchlechte Geſellſchaft?

Ich laſſe mir Niemanden zu nahe kommen und gebe mich keinem Menſchen hin; redet man mich an, ſo antworte ich kurz; ich wohne und eſſe nur, nachdem ich accordirt habe, und reiſe bloß mit öffentlichem Fuhrwerk, bei dem die Preiſe beſtimmt ſind.

Hier ſollen Sie etwas erſparen; ich übernehme Ihre Beköſtigung und will Ihnen einen treffli-

chen Cicerone verſchaffen, deſſen Sie durchaus bedürfen.

Vergeben Sie, wenn ich nichts von alle dem annehme; ich habe der Mutter auf meine Ehre geſchworen, von Niemanden etwas anzunehmen.

Und glauben Sie nicht, daß ich eine Ausnahme davon machen müſſe?

Keine Ausnahme. In Venedig habe ich Verwandte beſucht und mein Gelübde hat mich abgehalten, bei ihnen ein Mittageſſen anzunehmen; wenn ich einmal verſpreche, ſo halte ich Wort.

Ich kannte ſeine begeiſterte Feſtigkeit in dieſem Punkte und beſtand daher nicht länger auf meinen Vorſchlag. Joſeph war drei und zwanzig Jahr alt und ſo klein und zierlich, daß man ihn für ein Mädchen gehalten haben würde, wenn er ſich nicht unter den Backen den Bart hätte wachſen laſſen. Die Wunderlichkeit ſeiner Reiſe war augenſcheinlich; dennoch lag in ſeinem Plane etwas, das ich bewundern mußte. Ich war begierig, von dem Befinden ſeiner Mutter etwas zu hören, und zu erfahren, was aus meiner Tochter geworden ſey; er beantwortete meine Fragen ohne die mindeſte Zurückhaltung. Seine Mutter war

verſchuldeter als je; ihre Gläubiger ließen ſie jährlich fünf bis ſechs Mal verhaften; doch immer fand ſie wieder Bürgen und neue Auskunftmittel mit ihren Gläubigern, die am Ende froh ſeyn mußten, wenn ſie nur das Gefängniß verließ, um ſie durch Bälle und Feſte, die ſie gab, wenigſtens einigermaßen bezahlt zu machen. Meine Tochter, welche damals ſiebzehn Jahre zählte, war hübſch, voller Talente, und erfreute ſich des Schutzes und der Hochachtung der ausgezeichnetſten Damen von London. Sie gab, während ſie immer bei ihrer Mutter blieb, Concerte, und erwarb auf dieſe Art ihren Unterhalt; die Mutter aber fuhr fort, wegen der geringſten Kleinigkeit mit ihr zu ſchmollen und dem armen Kinde täglich Thränen auszupreſſen. Ich fragte Joſeph, mit wem man ſie habe verheirathen wollen, als die Mutter ſie aus der Penſionsanſtalt zurückgenommen habe, wo ich ſie untergebracht hatte; allein er hatte nie davon reden hören. Haben Sie eine Anſtellung? fragte ich ihn.

Nein. Die Mutter will mich jedes Jahr nach Indien ſchicken, mit Waaren, die mir gehören ſollen, und verſpricht mir auf dieſe Weiſe mein Glück

zu gründen; allein dies wird nie in Erfüllung gehen, denn zur Ausführung dieſes Plans gehört Geld und die Mutter hat nur Schulden.

Trotz ſeines Gelübdes beredete ich ihn doch, ſich meines Lohnbedienten als Cicerone zu bedienen, unter deſſen Anleitung er binnen acht Tagen alles ſah und nun abreiſen wollte. Mein Zureden, noch acht oder zehn Tage hier zu bleiben, war umſonſt; von Rom aus ſchrieb er mir und bat mich, ihm ſechs Hemden und einen Ueberrock, den er in ſeiner Commode vergeſſen hatte, wiederzuſchaffen und ſie ihm nach Rom zu ſchicken, ohne mir jedoch zu melden, wo er zu finden ſey. Hierdurch verrieth ſich die Unbeſonnenheit ſeines Weſens; dennoch durchreiſte dieſer leichtſinnige junge Menſch halb Europa mit Hülfe einiger ganz gewöhnlichen Grundſätze, ohne daß ihm das geringſte Unglück zuſtieß.

Unerwartet erhielt ich in dieſer Zeit einen Beſuch von Goudar, der kaum erfahren hatte, mit welcher Geſellſchaft ich verkehrte, als er mich ganz freundſchaftlich um ein Mittageſſen für ihn und ſeine Frau bat, bei dem auch die Sachſen und Engländer, mit denen ich bekannt war, zugegen

ſeyn ſollten. Er behauptete, es ſey Jammer und Schade, daß ich dieſe Leute, die zum Verlieren geboren wären, nicht zum Spielen verleitete. Ich that, als bewunderte ich ſeinen ſcharfen Blick, und verſprach ihm, Gelegenheit dazu zu geben, unter der Bedingung jedoch, daß nicht in meinem Hauſe geſpielt würde, da ich zu keinem Unglück Anlaß geben wolle. Er war damit zufrieden, überzeugt, daß es den Reizen ſeiner Frau gelingen werde, ſie alle zu ſich zu locken, wo man ohne irgend etwas zu beſorgen ſpielen könne. Ich beſtimmte das Mahl auf den Tag nach meiner Rückkehr von Sorento, wohin wir den folgenden Morgen abgehen wollten.

Dieſe Ausflucht nach Sorento war die letzte wahrhaft glückliche Scene meines Lebens. Unter der Anführung des Advocaten nahmen wir in einem Hauſe unſere Wohnung, wo es uns an keiner Bequemlichkeit fehlte. Vier Zimmer ſtanden zu unſerer Verfügung; das eine nahm Agathe mit ihrem Manne, das zweite Calimene und eine alte Freundin des Advocaten, eine noch höchſt liebenswürdige Frau, die andern beiden Don Pasqual und ich ein. Gemeinſchaftlich machten wir bei dem

Herzoge von Serra Capriola und dem Abbé Bettoni einen Beſuch, ohne jedoch ihre Einladungen zum Mittag und Abend anzunehmen. Wir gingen früh zu Bett, ſtanden noch vor Tage auf und luſtwandelten, der Advocat mit ſeiner alten Geliebten, Agathe mit Don Pasqual, und ich mit Calimenen, jeder nach einer andern Richtung. Zu Mittag vereinigte ein köſtliches Mahl uns alle in unſerm Hauſe; nach dem Eſſen hielt der Advocat ſeine Sieſta, während Agathe und ſeine Freundin mit Don Pasqual, ich mit Calimenen in dichtbedeckten Orangenlauben umherwandelten, welche kein Strahl der glühenden Sonne durchdrang.

Hier krönte Calimene endlich meine Wünſche, nachdem ſie zwei Tage lang unausgeſetzt dagegen angekämpft hatte, am dritten Tage in Gegenwart Apollo's, der ſo eben über den Horizont hervortrat. Es war fünf Uhr Morgens; wir ſaßen neben einander auf duftigem Graſe und überließen uns unſern Herzenstrieben. Calimene opferte ſich weder dem Intereſſe, noch der Dankbarkeit — denn ich hatte ihr nichts als Kleinigkeiten geſchenkt — ſondern der Liebe allein, und gab mir davon die unzweifelhafteſten Proben; ſie ergab ſich ihr

und mir, und beklagte nur, mit dieſem Geſchenk ſo lange zurückgehalten zu haben. Dreimal wurde der Opferaltar an dieſem Morgen gewechſelt; der ganze Nachmittag verfloß im Luſtwandeln, bei dem wir inne hielten, ſobald die Flamme wieder in uns erwachte und neue Befriedigung begehrte.

Als am vierten Tage der Wind zu ſtark für eine angenehme Rückkehr zur See wehte, kehrten wir in drei Kaleſchen nach Neapel zurück. Calimene überredete mich, das Vorgefallene ihrer Tante ſelbſt zu entdecken, um uns ſo das Vergnügen zu verſchaffen, noch einige Nächte in völliger Freiheit mit einander zuzubringen. Ueberzeugt von der Richtigkeit ihres Urtheils, ſo wie davon, daß die Tante nichts dagegen einzuwenden haben würde, dachte ich auf ein Mittel, das ſie zufrieden ſtellen könnte, verließ bei unſerer Ankunft die Nichte und nahm ſie ſodann mit mir bei Seite.

Calimene, ſprach ich, die ich, wie Sie wiſſen, glühend liebe, hat meine Wünſche erhört; dennoch bin ich noch nicht vollkommen glücklich, da ich nicht im Stande bin, ihr Glück zu machen. Etwas vermag ich jedoch unter Ihrer Anleitung

für Sie zu thun, wenn ich für ihre nöthigſten Bedürfniſſe ſorge und Ihnen ſo viel gebe, um einen Lehrer zu unterhalten, der ſie in ihrer Kunſt weiter bringe, damit ſie einſt mit Ruhm auf der Bühne erſcheinen könne. Seyn Sie daher, beſte Tante, ſo gütig, mir zu ſagen, ob Sie vielleicht kleine Schulden haben, die ich bezahlen und Sie dadurch beruhigen kann, und wie viel Sie bedürfen, um Ihre Nichte in Kleidern und Wäſche vollſtändig einzurichten, damit Sie ihrer Umgebung in dieſen Stücken völlig gleich ſtehe.

Die Tante, von Natur gutmüthig, war über meine Freimüthigkeit ganz entzückt und verſprach mir, alle kleinen Bedürfniſſe ihrer Nichte aufzuſchreiben und mir das Verzeichniß derſelben bei meinem nächſten Beſuche zu übergeben. Ich wiederholte ihr hierauf, daß ich binnen wenigen Tagen nach Rom reiſen müſſe und daher die noch übrigen Abende in Calimenens Geſellſchaft zubringen wolle. Sie nahm keinen Anſtand, mir dies zu geſtatten, und wir traten daher bei der Nichte wieder ein, die über unſere Abrede die größte Freude empfand. Von nun an aß ich täglich daſelbſt zu Abend und brachte die Nacht bei Calimenen zu,

die ſich nun ohne allen Rückhalt ihrer Liebe überließ. Ich hatte etwa 600 Ducati für dies Glück aufgewendet und glaubte den Schatz ihrer Liebe um dieſen Preis überaus wohlfeil erlangt zu haben. Agathe, der ich mein Glück mittheilte, freute ſich von Herzen, ſich die Gründerin deſſelben nennen zu können. —

Wenige Tage ſpäter gab ich den Engländern und Sachſen, mit ihrem Hofmeiſter Bertoldi, das Goudar'n verſprochene Mahl; Medini erſchien mit Madame Goudar dabei, worüber ich mich innerlich ärgerte, da ich wußte, daß er nach dem Vorgefallenen nur mein Feind ſeyn konnte. Ich verbarg meinen Aerger jedoch, bis ich mich mit Goudar darüber würde verſtändigt haben. Er hatte mir verſprochen, nur ſeine Frau mitzubringen; allein der Schurke ſegelte mit zwei Winden und verſuchte mich zu überzeugen, daß Medini an dem Unglück der Bank unſchuldig ſey; ſeine Beredſamkeit verfehlte bei mir jedoch ihres Ziels.

Unſer Mahl war köſtlich; wir waren in der beſten Stimmung und die ſchöne Irländerin glänzte mit allen ihren Reizen. Sie war in der That geſchaffen, um zu gefallen; Jugend, Schönheit,

Anmuth, Geiſt, Witz und Talent, gepaart mit einem edlen Anſtande, vereinigten ſich, ſie unwiderſtehlich zu machen. Herr von Buturlin, ein ruſſiſcher Edelmann und Freund des ſchönen Geſchlechts, der neben mir an im Gaſthofe wohnte, erſchien beim Nachtiſch in unſerm Saal, angelockt von dem entzückenden Geſange der ſchönen Goudar, welche ein neapolitaniſches Lied mit Begleitung der Guitarre zum Beſten gab. Der reiche Ruſſe verliebte ſich auf der Stelle in ſie und erlangte zehn Monate ſpäter ihre Gunſt mittelſt einer Summe von 500 Pf. Sterl., deren Goudar nothwendig bedurfte, um dem Befehle der Regierung, Neapel binnen dreimal 24 Stunden zu verlaſſen, nachzukommen. Dieſer Donnerſchlag für ihn ging von der Königin aus, welche entdeckt hatte, daß der König, ihr Gemahl, mit Madame Goudar zu Procida eine lange Unterredung gepflogen hatte, und der die Fortſetzung dieſes Verkehrs nicht mit Unrecht Beſorgniſſe einflößte. Der Zufall hatte gewollt, daß ſie ihren königlichen Gatten bei dem Leſen eines Billets überraſchte, über deſſen Inhalt er aus vollem Halſe lachte und das er ihr nicht zeigen wollte. Die Königin, ge=

reizt hierdurch, beſtand darauf, das Blatt zu leſen; der König gab endlich nach und ſie las: Ti aspettero domani nel medesimo luogo, all' ora stessa con l' impazienza medesima, che ha una vacca, che desidera l' avviccinamento del toro*). Die Königin zwang ſich zum Lachen; allein Tages darauf ließ ſie dem Manne der Kuh andeuten, daß er binnen drei Tagen Neapel zu verlaſſen und anderswo ſeine Weide zu ſuchen habe. — Dieſer Vorfall gab Buturlin Gelegenheit, ſich um einen geringen Preis von ſeiner Leidenſchaft herzuſtellen.

Goudar lud den ganzen Kreis für den folgenden Tag nach ſeinem Hauſe am Pauſilippo zum Abendeſſen ein; das Mahl war glänzend; doch als Medini vor einem Tiſche Poſto nahm und die Karten ergriff, um vor einem lockenden Haufen Gold zu tailliren, wollte Niemand pontiren, obgleich die Bank wohl 500 Unzen ſtark ſeyn mochte. Vergeblich vertheilte Madame Goudar mit gewohn-

*) Ich erwarte Dich morgen an dem nämlichen Orte, zu derſelben Stunde und mit gleicher Ungeduld, wie eine Kuh die Annäherung des Stiers.

ter Anmuth ihre Bücher; Engländer und Sachſen erklärten, nur ſpielen zu wollen, wenn ſie ſelbſt oder ich für ſie Bank machte, da ſie alle die allzuglückliche Hand des Grafen Medini fürchteten. Nun ſchlug Goudar mir vor, zu tailliren und ihn mit einem Viertel bei der Bank als Theilnehmer zuzulaſſen; allein ich blieb unbeweglich. Nur wenn er die Hälfte davon übernehmen und mich abziehen laſſen wollte, erklärte ich mich dazu bereit. Hierauf ſprach er mit Medini heimlich; dieſer ſtand auf, zog ſeinen Theil an der Bank zurück und ließ den Antheil Goudars liegen. Ich that 200 Unzen, die ich bei mir hatte, hinzu, und ſetzte mich ſo vor einer Bank von 400 Unzen an die Stelle, die Medini verlaſſen hatte, nieder. In weniger als zwei Stunden war ich geſprengt, und ging ruhig, mich in den Armen der ſchönen Calimene über dieſen Unfall zu tröſten.

So ohne Geld und ohne Mittel, welches zu erhalten, entſchloß ich mich, das Gewiſſen meines Freundes, des Gatten Agathens, zu erleichtern und den Bitten der Letztern, meine Girandolen und Edelſteine, die ich ihr in Turin und Alleſſandria gegeben hatte, zurückzunehmen, endlich nach-

zugeben. Ich geſtand Agathen Alles und verſicherte ihr, daß ich mich nie zu dieſem unedlen Schritte entſchloſſen haben würde, ſähe ich mich nicht vom Glück in dieſem Augenblick auf das grauſamſte gemißhandelt. Sie theilte ihrem Manne dieſe freudige Kunde mit, und dieſer trat mit offenen Armen aus ſeinem Zimmer, um mir für meinen Entſchluß zu danken, als hätte ich damit ſein Glück gegründet.

Ich erklärte mich gegen ihn bereit, den Werth meiner Geſchenke in baarem Gelde anzunehmen, und er übernahm es, ihn mir zu ermitteln und einzuhändigen. Am folgenden Tage erhielt ich von ihm den Betrag von 15,000 Livres oder 3000 neapolitaniſche Ducati. Mit dieſem Gelde beſchloß ich nach Rom abzureiſen und dort acht Monate zuzubringen; doch vor meiner Abreiſe beſtand mein Freund noch darauf, mir in ſeinem Landhauſe zu Portici ein Eſſen zu geben. Welche Betrachtungen drängten ſich mir hier auf, als ich mich in demſelben Hauſe wiederfand, wo ich vor ſieben und zwanzig Jahren mein erſtes kleines Glück gemacht hatte, als ich den ehrlichen falſchen Spieler durch die anſcheinende Vermehrung des Mercurs in Erſtaunen ſetzte!

Der König war damals gerade in Portici mit dem ganzen Hofe anweſend. Wir gingen dahin und waren hier Zeugen eines höchſt ſeltſamen und lächerlichen Schauſpiels. Der Monarch war damals neunzehn Jahr alt und unterhielt ſich mit ſeiner jungen Gemahlin und dem ganzen Hofe in einer großen Halle mit allerhand Ausgelaſſenheiten und närriſchen Streichen. Plötzlich kam ihm die Luſt an, ſich, wie Sancho, prellen zu laſſen, und zwar auf dieſelbe Art wie jener, mittelſt eines großen Tuches, das an den vier Ecken von vier ſtämmigen Perſonen durch gleichzeitiges Anziehen in die Höhe geſchnellt wurde. Nachdem Ferdinand ſeinem Hofe auf ſeine Koſten zu lachen gegeben hatte, wollte auch er ſeiner Seits über ſeine Umgebung lachen; er fing alſo damit an, der Königin den Vorſchlag zu machen, ſeine Stelle einzunehmen; doch dieſe wehrte ſich mit lautem Lachen ſtandhaft dagegen; daſſelbe thaten ihre Hofdamen, bei denen Ferdinand wenig auf ſeinen Vorſchlag beſtand; ich glaube, aus Furcht, ihn annehmen zu ſehen. Die alten Höflinge, die das Ungewitter im Anzuge ſahen, ſchlichen ſich heimlich davon, zu meinem innigen Bedauern, da ich einige dieſer Figuren, be=

ſonders den buckeligen Prinzen von St. Nicandro, gar gern in der Luft herumfliegen geſehen hätte, was er für die ſchlechte Erziehung des Königs hinreichend verdient hätte. So ſah ſich Ferdinand, der von ſeinem Verlangen nicht abließ, denn genöthigt, ſeine jungen Herren, die mehr wie die alten Höflinge nach dieſer Gnadenbezeigung ihres launigen Monarchen zu verlangen ſchienen, ſelbſt anzugehen — ich, fremd und unbekannt, fürchtete dieſe Auszeichnung wenig, für die mein Rang vielleicht nicht bedeutend genug war.

So ſahen wir denn noch drei oder vier ſolcher jungen Herren durch die Luft fliegen; alle gaben ſich Mühe, ihren Muth mehr oder weniger an den Tag zu legen und die Königin mit ihren Damen auf ächt neapolitaniſch zum Lachen zu bringen, d. h. zum Lachen aus vollem Halſe, nicht etwa, wie in Spanien, hinter dem Schnupftuch, oder wie in Frankreich und an andern Höfen, wo man das Nieſen erſtickt und ſich verloren glaubt, wenn man ſich vielleicht beim Gähnen oder etwas Aehnlichem hat ertappen laſſen. Nach dieſen warf der König jedoch ſein Auge unglücklicher Weiſe auf zwei Brüder aus Florenz, welche erſt kürzlich

in Neapel eingetroffen waren, und ſich mit ihrem Hofmeiſter an dem beluſtigenden Schauſpiele dieſes fliegenden Hofes ſichtbar geweidet hatten.

Die beiden jungen Herren waren fürchterlich verwachſen. Der König näherte ſich ihnen artig und ſetzte die kleinen häßlichen Weſen durch ſeinen Vorſchlag, ihre Ueberkleider abzulegen und die verhängnißvolle Decke zu beſteigen, plötzlich in nicht geringes Erſtaunen. Alles horchte geſpannt auf ihre Antwort und die Ueberredungskunſt des Königs, der fortfuhr, ſie zu erſuchen, ihre Kleider auszuziehen, und ihnen zugleich vorſtellte, daß ſie ſich dem unmöglich entziehen könnten, da er ſelbſt das erſte Beiſpiel gegeben habe, wie man ſich dieſem Spiele ohne Unehre hingeben könne. Der Hofmeiſter, welcher wohl einſah, daß dem Wunſche des Monarchen zu widerſtehen bedenklich ſey, trat dazu, hieß ſie die Ehre, welche Seine Majeſtät ihnen zugedenke, dankbar annehmen, und fing ſelbſt an, die beiden Buckeligen zu entkleiden. Bei dieſem Anblick begann das laute Lachen des Hofes von neuem; ihre häßlichen, hinten und vorn verwachſenen Körper, auf hohen ſtelzenartigen Füßen und magern Schenkeln, brachten alle Zuſchauer zu ungezügel-

tem Gelächter, und der weiſe Hofmeiſter ſelbſt mit ſeinem ernſten, feierlichen Weſen, indem er ſich bemühte, ſeinen Zöglingen Muth einzuſprechen, ſchämte ſich der Thränen des älteſten ſeiner Zwerge nicht wenig. Als er entkleidet war, nahm ihn Seine Majeſtät ſelbſt bei der Hand, verſicherte ihm, er habe durchaus nichts zu fürchten und hob ihn auf die verdächtige Decke, an der er ihm zu Ehren nun ſelbſt einen Zipfel mit ergriff.

Wer hätte ſich des Lachens enthalten können, indem er dieſen verunſtalteten Körper zehn oder zwölf Fuß hoch durch die Luft fliegen ſah! Nachdem der Unglückliche ſeine Probe beſtanden hatte, kam ſein Leidensbruder, der zweite Buckelige, daran. Dieſer nahm die Sache ſchon beſſer auf; allein der Hofmeiſter, dem der König dieſelbe Ehre zudachte, hatte ſich dieſer doch durch die Flucht zu entziehen gewußt, was denn den Monarchen herzlich zum Lachen brachte.

Wir Andern erfreuten uns umſonſt dieſes unbezahlbaren Schauſpiels.

Don Pasqual Latila, den der König glücklicher Weiſe nicht bemerkt hatte, erzählte uns über Tiſche hunderterlei Anekdoten von ihm, welche alle

einen trefflichen Charakter, ſo wie einen unwiderſtehlichen Hang zum Frohſinn und zu einer Heiterkeit, welche der königlichen Würde wenig angemeſſen war, ankündigten. Jeder, der ſich ihm nahe, ſagte er uns, müſſe ihn lieben, weil er es ſichtbar vorziehe, ſich als Freund behandelt zu ſehen, als ſeinem Stolze durch die Empfindung der Ehrfurcht und der ſtummen Scheu zu ſchmeicheln, welche die Erſcheinung des Königs auf allen Geſichtern hervorzubringen pflegt. Er war nie betrübter, als wenn Tanucci, ſein Miniſter, ihn in unvermeidlichen Fällen nöthigte, ſtreng zu ſeyn, und nie froher und heiterer, als wenn er Gnade erweiſen konnte. So konnte man ihn als das Urbild des glücklichen Fürſten anſehen, den der Dichter ſo ſchön in den Verſen malt:

Qui piger ad poenas princeps ad praemia velox,
Quique dolet quoties cogitur esse ferox*).

Er war weder ein Gelehrter, noch für irgend ei=

---

*) Fürſt, der zur Strafe nur langſam, doch ſchnell zur Belohnung entſchloſſen,
Den es mit Wehmuth erfüllt, heiſcht von ihm Strenge die Pflicht.

nen Zweig der Literatur begeiſtert; allein ſein Verſtand war vortrefflich und er ſchätzte und achtete Männer, welche ſich durch ihre Sitten oder Kenntniſſe achtbar gemacht hatten. Den Miniſter Mano verehrte er, hegte die größte Achtung für den Namen Don Lelio Caraffa's, Herzogs von Matalone, und hatte für den jungen Neffen des berühmten Genoveſi, aus Rückſicht für ſeinen Oheim, aufs beſte geſorgt.

Das Hazardſpiel war an ſeinem Hofe ſtreng verboten. Eines Tages überraſchte er ſeine Wachtofficiere beim Pharao; alle erhoben ſich erſchrocken, bemüht, Karten und Geld zu verbergen; doch der König redete ihnen zu, ſich nicht ſtören zu laſſen, und ſich nur zu hüten, daß Tanucci von ihrem Beginnen nichts erfahre, indem er ihnen zugleich verſicherte, daß er ihm kein Wort davon ſagen wolle. Auf dieſe Art gelang es dem Könige, ſich nicht allein in ganz Italien, ſondern auch in einem Theile Deutſchlands und überall, wo man ſeinen trefflichen Charakter kennen lernte, beliebt zu machen. Sein Vater hatte ihn bis zu der Zeit, wo ſeine Staatspflicht den Sohn nöthigte, dem Willen des Vaters, oder vielmehr dem ſeiner Mi-

niſter, zu widerſtehen, zärtlich geliebt. Ferdinand fühlte, daß er, außer den Pflichten des Sohnes eines Königs von Spanien, auch die nicht minder wichtigen eines Königs beider Sicilien auf ſich habe. Einige Monate nach der Unterdrückung der Jeſuiten ſchrieb er an ſeinen Vater einen Brief, deſſen Anfang in der That ſehr ſpaßhaft war. „Vier Dinge giebt es in der Welt", ſo ſagte er, „die ich nicht begreife und die mich in Erſtaunen ſetzen; zuerſt, daß man keinen Heller bei den Jeſuiten fand, die man ihrer Reichthümer wegen unterdrückte; zweitens, daß alle Schreiber meines Landes reich ſind, obgleich ſie keinen Sold empfangen; drittens, daß alle jungen Frauen, welche einen jungen Mann haben, früher oder ſpäter Mütter werden, und daß nur die meine es nicht wird; und viertens, daß Jedermann am Ende ſeiner Laufbahn ſtirbt, nur Tanucci nicht, der alle Jahrhunderte überleben zu wollen ſcheint." —

Der König von Spanien zeigte dieſen Brief im Escurial ſeinen anweſenden Miniſtern, um ſie zu überzeugen, daß ſein Sohn Talent habe; er hatte Recht; denn ein Menſch, der ohne Kunſt

und Erziehung ſo zu ſchreiben verſteht, kann nicht ohne Geiſt ſeyn.

Wenige Tage darauf traf der Ritter Moroſini, der neunzehnjährige Neffe des Staatsprocurators und letzte Erbe dieſes berühmten Namens, in Begleitung des Grafen Stratico, ſeines Mentors, in Neapel ein. Der Letztere war derſelbe Profeſſor der Mathematik in Padua, der mir den Brief für ſeinen Bruder, den Mönch und Profeſſor in Piſa, mitgegeben hatte. Beide nahmen ihre Wohnung in dem Crocielle, und das Vergnügen, welches uns das unerwartete Wiederſehen gewährte, war gegenſeitig. Der junge venetianiſche Nobile reiſte, um zu ſeiner Ausbildung Italien kennen zu lernen; er hatte drei Jahre lang die Akademie von Turin beſucht und ſah ſich in der Geſellſchaft eines Mannes, unter deſſen Anleitung er ſich zu den wichtigſten Staatsämtern geſchickt machen und ausgezeichnet unter den Schaaren venetianiſcher Nobili, deren Unwiſſenheit die Republik verdirbt, werden konnte; doch leider beſaß dieſer junge, reiche, wohlgebildete und talentvolle Mann nicht den geringſten Trieb, ſich zu unterrichten und weiter zu bilden. Er liebte die

Frauen mit roher Neigung, befand ſich wohl in der Geſellſchaft entſchiedener Libertins und konnte in guter Geſellſchaft nur gähnen. Als abgeſagter Feind aller Studien, wandte er ſeine natürlichen Gaben nur darauf, neue Vergnügungen zu erfinden und auf das ſinnloſeſte Geld zu verſchwenden; gleichſam um ſich dadurch für die Oekonomie zu rächen, die ſein Oheim von ihm verlangte. Laut klagte er darüber, daß man ihn noch unter Vormundſchaft halte, obgleich er mündig ſey. Er hatte ausgerechnet, daß er monatlich achthundert Zechinen zu verzehren habe, und nahm es ſehr übel, daß man ihm nur zweihundert davon überwies. So marterte er ſich mit dem Beſtreben, Schulden zu machen, und fuhr ſeinen Mentor an, wenn dieſer ihm mit gewohnter Sanftmuth ſeine thörichten Ausgaben vorhielt und ihm begreiflich machen wollte, daß er durch eine vernünftige Sparſamkeit ſich in den Stand ſetze, bei ſeiner Heimkehr nach Venedig, wo ſein Oheim ihm eine treffliche Partie in der ſchönen Erbin des Hauſes Grimani de Servi ausgeſucht hatte, ein glänzendes Haus zu machen. Die einzige gute Eigenſchaft an ihm, welche ſeinen Hofmeiſter zufrieden ſtellte,

war, daß er kein Spiel irgend einer Art leiden konnte; aus dieſem Grunde ſtand ich denn auch nicht an, ihn der Madame Goudar vorzuſtellen, ſobald er mich darum bat, ihm dies Vergnügen zu verſchaffen.

Nachdem man mich, wie ich oben erzählt habe, bei Goudar geſprengt hatte, wollte ich in ſeinem Hauſe nichts mehr vom Spiel hören. Medini war mein Todfeind geworden; er verließ die Geſellſchaft, ſobald er mich eintreten ſah; doch ich that lange Zeit, als merke ich es nicht. An dem Tage, als ich Moroſini und ſeinen Hofmeiſter dort vorſtellte, war er gerade zugegen, drängte ſich an ihn und hatte bald Bekanntſchaft mit ihm geſchloſſen; allein kaum hatte er ihn feſt in ſeinem Entſchluſſe, nicht zu ſpielen, erkannt, als ſich ſein Haß gegen mich verdoppelte, weil er ſich überzeugt hielt, daß ich es geweſen ſey, der dem jungen Manne dieſen Vorſatz eingegeben habe. Die Reize der ſchönen Goudar verfehlten ihre Wirkung auf Moroſini nicht; bald dachte er nur auf Mittel, ſie durch die Liebe für ſich zu gewinnen; allein er würde ſie gehaßt haben, wenn er ſich hätte denken können, daß das einzige Mittel, ſie zu be-

ſitzen, das Geld ſey. Mehrmals verſicherte er mir, daß er, wenn er die Liebe einer Frau bezahlen ſolle, er ſich dergeſtalt erniedrigt fühle, daß die entſchiedenſte Neigung für ſie ſogleich bei ihm verſchwinde, weil er überzeugt ſey — und hierin hatte er Recht —, daß er als Mann wenigſtens eben ſo viel werth ſey, wie die Goudar als Frau. Mit dem größten Eigenſinne beſtand er darauf, niemals das Spielwerk einer Frau, die er liebte, ſeyn zu wollen, und die Neigung derjenigen zu verſchmähen, die auf Geſchenke von ihm wartete, ehe ſie ihm ihre Gunſt bewilligte. Die ſtarke Seite der Goudar aber war gerade das Gegentheil dieſer Grundſätze, mit denen ihre Anſichten in directem Widerſpruche ſtanden, indem ſie einen völlig unbeſchränkten Credit bei ihrem Liebhaber vorausſetzte.

Stratico war über dieſe neue Bekanntſchaft ſeines Zöglings höchſt erfreut; denn alles kam darauf an, dem jungen Manne Beſchäftigung zu geben, der ſonſt auf die wunderlichſten Erfindungen verfiel, Geld durchzubringen. So ritt er zum Beiſpiel nicht ſpaziren, ſondern jagte zehn bis zwölf Poſten weit in einem Athem, bis die Pferde

unter ihm niederſtürzten, die er dann das Vergnügen hatte zu bezahlen, ſo daß ſein beſorgter Mentor in beſtändiger Furcht lebte, ihn einmal den Hals brechen zu ſehen.

Ich hatte meine Abreiſe ſchon beſtimmt, als Don Pasqual Latila mich eines Tages mit dem Abbé Galiani, den ich in Paris kennen gelernt hatte, beſuchte. Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich ſeinen Bruder in Santa Agatha kannte, bei ihm gewohnt und Donna Lucrezia Caſtelli bei ihm zurückgelaſſen hatte. Ich verſicherte ihm, daß ich ihn habe beſuchen wollen und fragte, ob Donna Lucrezia noch bei ihm ſey. Dieſe, antwortete er mir, wohnt jetzt in Salerno bei ihrer Tochter, der Marquiſe C. — Ohne dieſen Beſuch hätte ich von dieſer meiner alten Freundin nur bei dem Marquis Galiani Auskunft erhalten und einen der freudigſten Momente meines Lebens entbehrt. Ich erkundigte mich bei ihm, ob er die Marquiſe kenne, und er antwortete mir, daß ihm nur ihr Gemahl bekannt, der alt und unermeßlich reich ſey. Mehr bedurfte ich nicht.

Wenige Tage darauf gab der Ritter Moroſini dem Goudar'ſchen Ehepaare, zwei andern jungen

Leuten, die er bei ihnen kennen gelernt hatte, mir und Medini, der ihn immer noch auf eine oder die andere Weiſe hinters Licht zu führen hoffte, ein Mittageſſen. Gegen Ende des Mahls geſchah es, daß Medini über irgend einen Gegenſtand anderer Meinung war, als ich. Er hatte ſich mit ſchneidender Schärfe darüber geäußert, und ich machte ihm daher bemerklich, daß man ſich unter gebildeten Menſchen anderer Ausdrücke, als die ſeinigen wären, bediene. Hierauf antwortete er, das könne ſeyn; allein es komme mir nicht zu, ihm Verhaltungsregeln zu geben. Ich mäßigte mich, allein ich war es ſatt, mir von dieſem Menſchen Unannehmlichkeiten ſagen zu laſſen. Er mochte mich haſſen, dazu hatte er vielleicht ein Recht; allein da er Unrecht in der Sache ſelbſt hatte, kam es ihm wenigſtens zu, ſeinen Haß zu verbergen. Ich mußte beſorgen, daß er meine Mäßigung der Furcht zuſchriebe und in dieſer Vorausſetzung mit jedem Tage frecher und unverſchämter werde; ich beſchloß daher, ihn noch einmal zurecht zu weiſen, da wir uns, wie der Leſer ſich erinnern wird, ſchon einmal mit den Waffen in der Hand gegenüber geſtanden hatten.

Man trank auf dem Balkon, welchen der kühle Seewind angenehm machte, Kaffee; ich näherte mich ihm, meine Taſſe in der Hand und ſagte ihm leiſe, ohne daß Jemand mich hören konnte, ich ſey es müde, ſeine böſe Laune gegen mich, wenn uns der Zufall in größern Geſellſchaften zuſammenführe, einzuſtecken. Er antwortete mir, ich würde ihn unter vier Augen und ohne Zeugen nur noch übellauniger finden. Lachend entgegnete ich ihm, es würde mir alsdann leicht ſeyn, ſeine böſe Laune zu züchtigen. Er erwiderte, er ſey neugierig auf dieſe Züchtigung und man könne ja den Verſuch ſogleich verabreden. Hierauf lud ich ihn ein, mir ſogleich und ohne Aufſehen zu folgen, ſobald ich ginge; er antwortete, er würde nicht verfehlen.

Nun verließ ich ihn und ging wieder zu der Geſellſchaft; eine Viertelſtunde darauf verließ ich das Haus und ging langſam gegen den Pauſilippo zu. Ich ſah ihn von ferne mir folgen und zweifelte nun nicht mehr an einem blutigen Zuſammentreffen, da ich wußte, daß er Muth hatte. Wir hatten beide unſere Degen bei uns. Ich ſchlug den Weg zur Rechten längs dem Meeres-

ufer ein und blieb, ſobald ich mich im Freien erblickte, wo wir unſern Kampf hinter einigen Bäumen verbergen konnten, ſtehen, um ihn herankommen zu laſſen und ihm Zeit zu einer Erklärung zu geben; allein der rohe Menſch ſah mich kaum halten, als er mit verdoppelten Schritten gleich einem Wüthenden, den Degen in der Rechten, den Hut in der Linken, auf mich zukam. Schnell hatte ich gezogen, und ohne an ein Zurückweichen zu denken, ſtieß ich in demſelben Augenblick, wo er, anſtatt zu pariren, gegen mich ausholte, nach ihm, ſo daß unſere beiden Degen zu gleicher Zeit in die Aermel unſerer Kleider fuhren. Im Augenblick zogen wir ſie zurück; allein der ſeinige hatte nur mein Kleid, der meine aber ſeinen Vorderarm unter dem Elbogengelenke durchbohrt. Ich wollte den Kampf fortſetzen, doch er wich zurück; ich ſah ſeine Parade kraftlos und rief ihm daher zu: ich gäbe ihm Quartier, wenn die Wunde, die ich ihm beigebracht hätte, ihm bei ſeiner Vertheidigung hinderlich ſey. Er ſchwieg und ich drängte ihn daher mit dem Degen zurück, den ich ihm endlich mit einem tüchtigen Hiebe auf die Klinge aus der Hand und auf die Erde nie-

verſchlug. Sogleich trat ich mit dem Fuße darauf, während er mir ſchäumend vor Wuth zurief: ich behalte für diesmal Recht, weil die unbedeutende Wunde, die er empfangen, ihn den Degen zu führen hindere; doch hoffe er, ich würde ihm Revanche nicht verſagen. Ich verſprach ſie ihm in Rom, ſteckte, da ich ſah, daß er viel Blut verlor, ſeinen Degen ſelbſt in die Scheide und rieth ihm, indem ich mich von ihm trennte, zu Goudar zu eilen, der kaum zweihundert Schritt von dem Kampfplatze wohnte, und ſich dort verbinden zu laſſen.

Ruhig kehrte ich nun nach dem Crocielle zurück, als wäre nichts vorgefallen. Dort fand ich Moroſini, der der ſchönen Sara Schmeicheleien ſagte, und Goudar, der mit Stratico und den beiden jungen Männern Quadrille ſpielte. Eine Stunde ſpäter verließ ich die Geſellſchaft, ohne Jemanden von Medini ein Wort zu ſagen. Zum letzten Male ging ich zum Abendeſſen zu meiner reizenden Calimene, die ich nach dieſer Nacht erſt ſechs Jahre nachher auf dem Theater S. Benedetto in Venedig wiederſah. Mit Tagesanbruch kehrte ich nach meinem Gaſthofe zurück und verließ dieſen um

acht Uhr, ohne von irgend Jemand Abſchied zu nehmen, in einer Poſtkaleſche, welche zugleich alle meine Sachen enthielt. Um zwei Uhr Nachmittags hatte ich Salerno erreicht, mein Gepäck in einem anſtändigen Zimmer untergebracht, und ſchrieb nun an Donna Lucrezia Caſtelli, im Hauſe des Marquis C. In wenig Worten bat ich ſie um Erlaubniß, ihr ſofort einen Beſuch machen zu dürfen, da ich Salerno ſogleich wieder verlaſſen müſſe, und um Antwort, während ich noch bei Tiſche wäre.

Eine halbe Stunde darauf erſcheint Lucrezia ſelbſt in dem Zimmer, wo ich aß, ſtürzt ſich mit einem Freudenruf in meine Arme und preiſt ſich glücklich, mich einmal in ihrer Heimath wiederzuſehen. Die Zauberin ſtand in meinem Alter, allein ihr Ausſehen verkündete mindeſtens zehn Jahre weniger als das meine. Schnell erzählte ich ihr, wie ich von Galiani erfahren, wo ſie ſey, fragte ſie nach unſerer Tochter und erhielt zur Antwort: ſie erwarte uns voll Ungeduld mit ihrem alten Gatten, der die Zeit nicht erwarten könne, mich kennen zu lernen.

Wie? Weiß er denn von mir? fragte ich ſie.

Leonilde hat ihm ſeit den fünf Jahren ihrer Verheirathung wohl tauſendmal von Dir erzählt. Er weiß, daß Du ihr fünftauſend Ducati als Ausſtattung gegeben haſt, und erwartet Dich heute Abend zum Eſſen bei ſich.

So eilen wir zu ihm, meine alte, treue Liebe! Ich brenne vor Verlangen, mein Kind wiederzuſehen und den guten Alten kennen zu lernen, den der Himmel ihr zum Gemahl beſcheert hat. Hat ſie Kinder mit ihm?

Nein, und das iſt ein Unglück für ſie, da bei ſeinem Tode auf dieſe Art all ſein Vermögen auf ſeine nächſten Verwandten übergeht. Zwar Leonilde iſt geſichert, da ſie hunderttauſend Ducati erhält.

Und Du haſt Dich nie vermählen wollen?

Niemals.

Du biſt noch ſo ſchön wie vor ſechs und zwanzig Jahren, noch immer meine alte Leidenſchaft. Ohne Galiani hätte ich Neapel verlaſſen, ohne Dich wiederzuſehen.

Hiermit ergreife ich meinen Hut, verſchließe meine Sachen und eile mit Lucrezien nach dem Hauſe des Marquis C. Ich ſehe Leonilden um drei Zoll gewachſen und in ihrem fünf und zwan-

zigſten Jahre zu einer tadelloſen Schönheit ausgebildet. Die Gegenwart ihres Gatten legt ihr nicht den mindeſten Zwang auf, mit offenen Armen eilt ſie vielmehr auf mich zu und löſt ſo die Feſſeln der Zurückhaltung, in die ich mich ohne dieſes Zuvorkommen gefügt haben würde. Sie war mein Kind, und die Natur, weit entfernt, mich für ihre Reize blind zu machen, ſetzte den Gefühlen der Vaterliebe für ſie vielmehr noch neue hinzu. Nach zwei herzlichen und engen Umarmungen ſtellt ſie mich ihrem Gatten vor, den die Gicht in einen Armſtuhl feſſelte, welchen er nur ſelten verlaſſen konnte. Mit einem ſprechenden, fein lächelnden Ausdruck in den Mienen, ſein Mützchen in der Hand, empfing er mich, ſchloß mich in ſeine Arme und ließ mich ſeine ehrwürdigen Wangen küſſen. Erſtaunt aber war ich, als er mir nach dieſem auch ſeinen Mund zum Kuſſe bot und ich an dem damit verbundenen Zeichen nun einen Bundesbruder in ihm erkannte; er war darauf vorbereitet, in mir einen ſolchen zu finden, ich aber nicht. Ein Greis von ſiebenzig Jahren, der ſich rühmen konnte, das Licht geſehen zu haben, war in jener Zeit vor dreißig Jahren, in dieſem Lande

eine Seltenheit. Ich ſetzte mich neben ihn; die Gewißheit unſerer himmliſchen Verbindung erneuerte ſich unter uns, und dieſe Erkennung führte zu neuen Umarmungen. Die beiden Frauen begriffen nicht, wie dieſe Erkennung ſtattgehabt hatte, und Donna Leonilde glaubte daher, ihr Gemahl kenne mich von alter Zeit her. Dies ſagte ſie ihm unter einer zärtlichen Umarmung und der gute Alte wollte ſich darüber vor Lachen ausſchütten. Donna Lucrezia ahnete die Wahrheit ſchon beſſer; doch ihre Tochter wußte nicht, was ſie davon denken ſollte, und ſchob die Befriedigung ihrer Neugier auf ein ander Mal hinaus.

Der Marquis C. hatte ganz Europa durchreiſt, viel geſehen und erlebt, und nicht eher daran gedacht, ſich zu verheirathen, als beim Tode ſeines neunzigjährigen Vaters. Durch dieſen ſah er ſich plötzlich im Beſitz eines Einkommens von dreißigtauſend Ducati oder hundert und zwanzigtauſend franzöſiſchen Livres und alſo ſteinreich in einem Lande, wo alles wohlfeil iſt. In dieſer Lage glaubte er, trotz ſeines ſehr vorgerückten Alters, noch Erben erhalten zu können, ſah auf der Bühne zu Neapel Donna Leonilden und ſchloß binnen

wenigen Tagen ſeine Verbindung mit ihr, bei der er ihr ein Heirathsgut von hunderttauſend Ducati verſchrieb. Der Herzog von Matalone war todt und Lucrezia zog daher zu ihrer Tochter, bei der ſie von nun an in Salerno wohnte. Der Marquis konnte, trotz ſeiner prächtigen Haushaltung, niemals mehr als die Hälfte ſeiner Einkünfte verzehren. Alle ſeine Verwandten wohnten in ſeinem weitläuftigen Palaſte bei ihm; ſie bildeten drei abgeſonderte Familien mit eben ſo vielen Haushaltungen, welche alle in guten Umſtänden waren und nur auf den Tod des Marquis warteten, um ſeinen Reichthum unter ſich zu theilen, worüber dieſer, der ſie nicht leiden konnte, in Verzweiflung war. Nur in der Hoffnung, einen Erben zu erhalten, hatte er geheirathet. Dennoch liebte er auch ohne dieſe Hoffnung ſeine Frau nicht minder zärtlich; ſie beglückte ihn durch die Reize ihres Geiſtes und ihres Umganges. Er war Freidenker wie ſie, doch nur im Geheimen, denn in Salerno war Niemand, der ſie verſtand. So lebte er mit ihr und ſeiner Schwiegermutter äußerlich als guter Chriſt und nahm die Vorurtheile ſeiner Nachbarn zu ſeiner Richtſchnur. Alles dies erfuhr ich

von Leonilden ſelbſt während eines Spazierganges in ſeinem ſchönen Garten, wohin er uns entließ, nachdem er mehrere Stunden lang mit mir über hundert anziehende Gegenſtände, welche für die Frauen jedoch von keinem Intereſſe waren, geplaudert hatte. Dieſe aber freuten ſich, den alten würdigen Mann ſo glücklich darüber zu ſehen, daß er mit Jemand, der wie er dachte, ſich unterhalten konnte.

Es war ſchon ſechs Uhr, als er Donna Lucrezia bat, mich in den Garten zu führen und da bis zum Abend zu unterhalten, während ſeine Frau, mit der er zu reden habe, bei ihm bliebe. Es war in der Mitte des Auguſt und die Hitze drückend; doch ein ſanfter Wind kühlte das Parterrezimmer, in dem wir uns befanden. Draußen regte ſich kein Blatt an den Bäumen und ich äußerte daher mein Erſtaunen über die Frühlingsluft, deren wir hier genoſſen. Ich foderte Donna Lucrezia auf, mich die Urſache dieſer lieblichen Kühle kennen zu lehren. Funfzig Schritte von dem Zimmer, wo wir uns derſelben erfreuten, und durch eine Reihe von fünf oder ſechs andern Gemächern, führte ſie mich zu einem Cabinet, in deſſen einer

Ecke ich ein vier Fuß weites Loch bemerkte. Aus dieſer dunklen Oeffnung ſtrömte ein kühler Luftzug, der zu friſch und heftig war, als daß man ſich ohne Nachtheil für die Geſundheit ihm lange hätte aus⸗ſetzen können. Eine hundert Stufen lange Treppe führte von hier abwärts in eine Grotte, in die ein eiskalter Quell ausſtrömte. Lucrezia ſagte mir, es ſey gefährlich, in dieſe Grotte anders als in Win⸗terkleidern hinabzuſteigen. Nie in meinem Leben fand ich mich aufgelegt, Gefahren dieſer Art zu trotzen, während Lord Baltimore über dergleichen Beſorgniſſe nur gelacht haben würde. So erklärte ich denn meiner Freundin, ich begriffe den Zuſammenhang der ganzen Sache, und wir verfügten uns in den Garten, der von dem der drei übrigen Familien geſchieden war. Blumen, Waſſerkünſte und Mu⸗ſchellauben verherrlichten ihn; ein großes zehn Klafter tiefes Baſſin enthielt Fiſche aller Farben, die durch ihre Spiele dem Auge Vergnügen ge⸗währten, ohne die Genußgier der Menſchen zu fürchten, denen ſie ſich arglos näherten; Lauben⸗gänge von Wein, mit ungeheuren Trauben bedeckt, beſchatteten dies kleine Paradies, und Fruchtbäume aller Art umgaben es gleich Säulengängen.

Ich geſtand Lucrezien in der Freude meines Herzens, daß dieſer Garten mir mehr Vergnügen gewähre, als Tivoli und Fraſcati — das Große und Unermeßliche iſt mehr geeignet, die Seele zu blenden, als ſie zu erfreuen. Sie unterhielt mich von dem Glück ihrer Tochter und dem Verdienſte des Marquis, der, bis auf das Podagra, ſich einer vollkommenen Geſundheit erfreute. Sein einziger Kummer war, keine Kinder haben; er verbarg ihn; doch er ſtellte ſeine Philoſophie auf eine ſchwere Probe, da ſich unter ſeinen zehn oder zwölf Neffen nicht ein einziger befand, der ſich von Seiten des Geiſtes oder des Körpers ausgezeichnet hätte. Alle, erzählte mir Lucrezia, ſind häßlich, geiſtlos und von unwiſſenden Prieſtern wie die Bauern erzogen.

So iſt unſere Tochter denn wahrhaft glücklich? fragte ich ſie.

Allerdings, wenn ſie gleich in ihrem Gatten den Liebhaber nicht findet, deſſen ihre Jugend bedarf.

Bei alle dem ſcheint er mir nicht eiferſüchtig.

Er iſt es auch nicht, und ich bin überzeugt, hätte ſich unter dem jungen Adel der Stadt Einer gefunden, der ihr Neigung einflößte, der Marquis

würde ihn mit Beweiſen von Freundſchaft überhäuft und vielleicht die Folgen einer ſolchen Verbindung ſelbſt nicht ungern geſehen haben.

Iſt er in dem Falle, ein Kind, das ſie ihm zur Welt brächte, durchaus nicht für das ſeinige halten zu können?

Das nicht; er iſt wohl auf und könnte ſich, wie meine Tochter verſichert, mit einem ſolchen Erfolge ſeiner Zärtlichkeit wohl ſchmeicheln. Leonilda ſelbſt hoffte es im erſten halben Jahre; allein ſpäter wurden die Gichtanfälle ſtärker und nöthigten ihn, ſeinen zärtlichen Wünſchen zu entſagen; ſeitdem iſt ſie betrübt, wenn er ſie beſucht, um der Gefahr willen, der er ſich dadurch ausſetzt.

Eben war ich im Begriff, meiner alten Freundin, deren ganzes Weſen mir ihre fortdauernde Liebe verrieth, den Eindruck, den ihre Reize auf mein Herz gemacht, zu ſchildern, als die Marquiſe in der Allee erſchien, begleitet von einem Pagen, der ihre Schleppe trug, und einer Geſellſchafterin, die ihr zur Linken einen halben Schritt hinter ihr ging. Sogleich nahm ich die Zeichen des tiefſten Reſpects und ſie die Manieren freundlicher Herablaſſung an. Sie käme, ſagte ſie, um mit mir

über eine Sache von der höchſten Wichtigkeit zu unterhandeln, von der das fernere Vertrauen ihres Mannes abhinge. Wer iſt der Sterbliche, ſchöne Marquiſe, erwiderte ich, mit dem Ihre Unterhandlung nicht gelingen ſollte?

Sie ſelbſt, antwortete ſie.

Wenn ich es bin, ſo fürchten Sie nichts, denn ich gebe Ihnen Carte blanche, ehe ich noch weiß, wovon die Rede iſt. Nur eine einzige Ausnahme behalte ich mir vor.

Das iſt ſchlimm, ſprach ſie; denn dieſe Ausnahme könnte wohl gerade mein Anliegen betreffen. Nennen Sie mir dieſe daher, ehe ich rede.

Ich hatte beſchloſſen, nach Rom zu reiſen, als Galiani mir ſagte, daß Donna Lucrezia bei Ihnen ſey; meine Maaßregeln ſind danach genommen.

Und könnte eine Verzögerung Ihrem Leben oder Ihrer Ehre Schaden bringen? Sind Sie nicht mehr Ihr eigener Herr, und von wem hängen Sie ab? Ich ſehe, meine Unternehmung ſcheitert.

Erheitern Sie Ihre holden Mienen, ſchöne Marquiſe, ſprach ich; Ihre Befehle, Ihre Wünſche können mir keinen Schaden bringen. Ich bin noch wie ſonſt mein eigener Herr und höre nur in die-

ſem Augenblicke auf, es zu ſeyn; jetzt bin ich der Sklave Ihrer Befehle.

Wohlan denn, ſo gebiete ich Ihnen, einige Tage lang mit uns auf einem nahen Landſitze zuzubringen; mein Mann wird ſich dahin tragen laſſen, und Sie erlauben mir, Ihre Sachen aus dem Gaſthofe abholen zu laſſen.

Hier iſt der Schlüſſel zu meinem Zimmer; glücklich iſt, der Ihnen, ſchöne Marquiſe, gehorchen darf.

Sie übergab den Schlüſſel ihrem Pagen, dem ſie die Sorge für meine Sachen auftrug. Es war ein allerliebſter Knabe, ſo wie ihre Geſellſchafterin eine reizende Blondine. Ich machte ihr auf franzöſiſch ein Compliment darüber und glaubte, daß ſie es nicht verſtände; allein ſie lächelte und antwortete, ſie kenne mich, nur ſcheine ich ſie vergeſſen zu haben. — Sie haben mich vor neun Jahren geſehen und oft genug geärgert, als ich noch bei der Herzogin von Matalone, nachherigen Fürſtin von Caramanica, war.

Das iſt möglich, jetzt beſinne ich mich darauf; allein Sie haben ſich ſeit neun Jahren ſehr verändert. Alſo geärgert habe ich Sie damals?

Die Marquiſe und ihre Mutter lachten und drangen in ſie, zu geſtehen, womit ich ſie geärgert habe; ſie erröthete und behauptete nur, ich hätte ihr allerhand Poſſen geſpielt. Ich erinnerte mich, ihr einige Küſſe geraubt zu haben, und freute mich über dies Andenken der kleinen Anaſtaſia, das mir angenehme Ausſichten eröffnete. Damals, ſagte ich, waren Sie viel kleiner und ſchmächtiger.

Ich war auch erſt zwölf Jahr alt; doch auch Sie haben ſich ſehr verändert, Ihre Augen ſind ſchwärzer und die Haut weißer geworden.

Ich bin alt geworden, Mademoiſelle.

Hierauf fingen wir an von dem verſtorbenen Herzoge zu reden und Anaſtaſia verließ uns. Wir nahmen in einer Grotte Platz, wo wir uns kaum allein erblickten, als wir die zärtlichen Benennungen „Tochter" und „Papa" ſogleich wieder vornahmen. Lucrezia, welche die Empfindungen bemerkte, mit denen ich ihre Tochter in meine Arme ſchloß, redete uns zu, vernünftig zu ſeyn, und verließ uns, um nach einer andern Seite des Gartens zu gehen. So kam es denn, daß ihre Worte eine ganz entgegengeſetzte Wirkung bei uns hervorbrachten, als ſie ſollten, die wir jedoch ohne be-

ſondere Verabredung ihr zu verbergen beſchloſſen. Sie fand uns daher bei ihrer Rückkunft, zu ihrer großen Erbauung, vertraulich neben einander ſitzend und uns mit den zärtlichſten Namen benennend. Gemeinſchaftlich erinnerten wir uns noch der einſt ſo glücklich durchlebten Nacht, und gingen darauf, als Anaſtaſia wieder bei uns eingetroffen, ins Schloß zurück.

Der Marquis freute ſich der gelungenen Unterhandlung und verſprach mir auf ſeinem Landſitze eine weit ſchönere Wohnung, als ich ſie hier inne hatte. Seine Schwiegermutter, neben der ich wohnen ſollte, meinte er, würde über meine Nachbarſchaft nicht böſe ſeyn; ſie antwortete jedoch, unſere ſchöne Zeit ſey vorbei.

Man deckte den Tiſch für fünf Perſonen; ein alter Geiſtlicher ſetzte ſich, ohne Jemand anzuſehen, zu uns; Niemand ſprach mit ihm. Der zierliche Page trat hinter den Stuhl der Marquiſe, wir Uebrigen wurden von zehn bis zwölf Leuten bedient. Ich hatte nur wenig zu Mittag gegeſſen und ließ mir die Sache daher ſehr angelegen ſeyn; der Koch des Marquis war ein Franzoſe, der ſein Geſchäft trefflich verſtand, und der alte Herr brach

daher in einen Freudenruf aus, als er mich eſſen ſah; ſeine Frauen aßen wenig und machten ihn dadurch, wie er ſagte, unglücklich. Fröhlichkeit und Laune herrſchten, als der Nachtiſch uns mit köſtlichen Weinen erheiterte; wir ſprachen Franzöſiſch; der Prieſter verſtand kein Wort davon und verließ uns, nachdem er ſein Gratias agimus geſprochen hatte. Seit funfzehn Jahren ſtand er als Beichtvater in dieſem Hauſe, ohne jemals Beichte gehört zu haben. Der Marquis warnte mich vor allzufreien Reden in ſeiner Gegenwart und bat mich, Franzöſiſch zu ſprechen, was er nicht verſtände. Ich war im Zuge und erhielt die Geſellſchaft durch meine Laune bis ein Uhr in der Nacht bei Tiſche. Morgen Nachmittag ſollten wir aufbrechen, ſagte der Marquis; er ſelbſt würde eine Stunde ſpäter nachkommen. Mein Beſuch habe ihn um zehn Jahre verjüngt und ſeine Frau ſolle dies gewahr werden. Hierauf umarmte er uns, bat Leonilden, ſich zu ſchonen, und verſprach ihr einen Beſuch; ſie verbat ſich ihn, allein umſonſt. —

Ich ging, indem ich ihr einen ſchönen Knaben, neun Monat a dato, wünſchte.

Schreiben Sie den Wechſel, ſprach er, morgen acceptire ich ihn.

Alles, was ich dazu thun kann, ſoll geſchehen, entgegnete ſie, um zu hindern, daß Du nicht Bankerutt machſt. —

Hierauf führte Lucrezia mich in mein Zimmer, überwies mich einem großen Lakaien und wünſchte mir gute Nacht. Nach einem achtſtündigen Schlaf in einem herrlichen Bett erwachte ich und fand Donna Lucrezia bereit, mich zum Frühſtück zur Marquiſe zu begleiten. Sie war von einer Menge der reizendſten Mädchen umgeben und blühte gleich einer Roſe, und gab mir auf meine Frage, ob ich den Wechſel ziehen dürfe, eine beſtätigende Antwort. Ich ſagte Anaſtaſien Schmeicheleien, die Leonilda gern zu ſehen ſchien; ich ſtellte mich daher um ihretwillen verliebt und merkte bald, daß man mich zu erhören entſchloſſen ſey; doch ich fürchtete, beim Wort genommen zu werden und hielt mich daher in gewiſſen Grenzen. Wir frühſtückten mit dem Marquis, der mich in der Freude ſeines Herzens mit lautem Jubel empfing. Er konnte weder gehen noch ſtehen, und die geringſte Berührung an den Füßen erregte ihm

heftige Schmerzen; dennoch war er heiter und in allen übrigen Stücken völlig wohl. Wir hörten eine Meſſe in Geſellſchaft von mehr als zwanzig Leuten des Marquis; für den übrigen Vormittag blieb ich ganz allein bei ihm, wofür er mir großen Dank wußte, um ſo mehr, als er mich in die Schwiegermutter noch immer verliebt glaubte.

Nach dem Eſſen ging die Reiſe fort, ich mit Mutter und Tochter in einem Wagen, er in einer bedeckten und von zwei Maulthieren getragenen Sänfte. Binnen anderthalb Stunden war der Landſitz, zwiſchen Vicenza und Bottipaglia gelegen, erreicht. Das Schloß war geräumig und ſchön, die Lage die glücklichſte von der Welt. Leonilda führte mich in den Garten, wo meine Zärtlichkeit gegen ſie von neuem erwachte. Wir verabredeten, ich ſollte Anaſtaſien den Hof machen, um jeden Argwohn in der Geburt zu erſticken; dieſe Liebſchaft verſprach den Marquis zu unterhalten, dem ſie dieſelbe unter vier Augen erzählen ſollte. Auch Donna Lucrezia fand dieſen Plan trefflich, und geeignet, dem Marquis den Wahn zu benehmen, als bliebe ich nur um ihretwillen bei ihm. Der alte Herr erſchien eine Stunde ſpäter;

in einem ſchönen Armſeſſel, in dem er ſich tragen ließ, und zeigte mir ſelbſt ſeine Anlagen in dem Garten, während Lucrezia im Schloſſe Alles zu unſerm Empfange vorbereiten ließ. Dahin führte ich Leonilden, die mir beim Abſchiede ſagte, ich könne nur durch Anaſtaſiens Zimmer zu ihr gelangen. Dieſe mußte mir leuchten und nöthigte mich dadurch, mich erkenntlich zu bezeigen. Ich fragte ſie, ob ihr Argwohn gegen mich ſo weit gehen würde, daß ſie ihr Zimmer verſchlöſſe. Sie entgegnete, ſie hege keinen Argwohn, allein ihre Thür werde ſie nichts deſto weniger verſchließen, denn das ſey ihre Pflicht ſchon wegen ihrer Herrin. Ich lobte ſie deshalb und bat ſie, ſich zu mir zu ſetzen und mir zu ſagen, womit ich ſie vor neun Jahren geärgert habe. Sie antwortete, daran wolle ſie nicht mehr denken, und bat mich, ſie gehen zu laſſen, was ich ihr auch nach einer kurzen Umarmung erlaubte.

Am andern Morgen erzählte mir die Marquiſe unſere Unterhaltung Wort für Wort wieder; ſie hatte ſie ihr treulich berichtet, und war dafür belobt worden, daß ſie ihre Thür nicht offen laſſen wollte. Die Geſchichte ward hierauf dem Marquis hinterbracht, der mich nachher mit meiner

Liebſchaft freundlich aufzog. Abends mußte das hübſche Kind nun ſogar mit uns eſſen, was mich denn zu der Rolle eines Liebhabers aus dem Stegreiſe nöthigte. Anaſtaſia freute ſich des Vorzugs, den ich ihr ſo ſichtbar vor ihrer Gebieterin gab; der Marquis beluſtigte ſich an unſerer Comödie und hoffte mich dadurch länger an ſein Haus zu feſſeln.

Hierauf leuchtete mir Anaſtaſia wiederum nach meinem Zimmer und wollte mir hier durchaus das Haar für die Nacht zurecht machen. Es ſchmeichelte ihr, daß ich mich nicht in ihrer Gegenwart zu entkleiden wagte, und ſie blieb nun wohl eine halbe Stunde bei mir; ich machte den ſchüchternen Liebhaber zum Bewundern ſchön.

Anaſtaſia glaubt, Du beteſt ſie an, ſagte mir die Marquiſe am andern Tage, und das iſt mir lieb.

Du weißt ja, daß alles nur ein verabredetes Spiel iſt, erwiderte ich.

Den ganzen Tag brachte ich mit dem Marquis zu, der mir wiederholte, ich mache ſein Glück aus; es koſtete mir keine Mühe, bei ihm zu bleiben, denn ſeine Philoſophie und ſeine hellen Einſichten gefielen mir ungemein. Beim Eſſen ſtellte ich mich wieder leidenſchaftlich in Anaſtaſien ver=

liebt, die mich nachher auf meinem Zimmer jedoch kalt und ſchüchtern fand. Sie bezeigte mir ihre Freude darüber und ich redete ihr vor, es komme daher, weil ſie ſich, allein mit mir, in Gefahr glaube.

Keineswegeſ, ſprach ſie; ich halte Sie für verſtändig, weit mehr als vor neun Jahren.

Was that ich denn damals?

Nichts; Sie ſchonten nur meiner Kindheit wenig.

Kleinigkeiten alſo, die mich jetzt reuen, weil ſie mich um Dein Vertrauen bringen und Dich veranlaſſen, Deine Thüre zu verſchließen.

Das geſchieht nicht aus Mißtrauen, ſondern aus Gründen, die Sie ja ſelbſt gebilligt haben. Eben ſo gut könnte ich ſagen, es geſchähe auch aus Mißtrauen, daß Sie jetzt nicht zu Bett gehen wollen.

Fürwahr, Du hältſt mich für albern; ſogleich entkleide ich mich, allein Du gehſt nicht fort, ohne mich zu küſſen.

Von Herzen gern.

So ging ich denn zu Bett und Anaſtaſia blieb noch eine halbe Stunde bei mir, in der ich mich jeder Feindſeligkeit gegen ſie enthielt. Als ſie Abſchied nahm, umarmte ſie mich mit ſolcher Hingebung, daß ich meiner nicht Herr genug blieb,

um ihr nicht wenigſtens meine Aufregung blicken zu laſſen. Sie ging, ich weiß nicht, ob zufrieden oder nicht mit meiner Zurückhaltung.

Am andern Morgen merkte ich, daß ſie dieſen Vorfall der Marquiſe verborgen hatte; nun war ich ſicher, daß ſie ihre Thür auflaſſen würde; ſie verſprach es wirklich, wenn ich mein Licht auslöſchen wollte. Ich that es; ſie entkleidete ſich, betete im Hemde und ging zu Bette. Hierauf ergriff ſie meine beiden Hände, die ich mir zu befreien keine Mühe gab; nur unſer Mund berührte ſich mit ſtillen Küſſen. Die Sache war mir langweilig; allein Anaſtaſia war höchſt glücklich darüber, da ſie nun meiner ſicher zu ſeyn glaubte und mit mir machen zu können ſchien, was ſie wollte. Leiſe ſchlich ich ſodann in mein Zimmer zurück und ſchlief bis Mittag. Der Marquis und Lucrezia zogen mich deshalb auf, und eben ſo ging es Anaſtaſien beim Abendeſſen. Sie verſprach mir nun, ihre Thür immer aufzulaſſen, fand es jedoch zweckmäßiger, daß wir in meinem Zimmer und beim hellen Lichte unſere Zuſammenkünfte fortſetzten; nur verlangte ſie, daß ich mich zu Bett legen ſollte. Ich verſprach es, indem ich dabei auf nichts hoffte.

Als ſie neben meinem Bette ſaß, fragte ich ſie, ob ſie Vertrauen genug zu mir habe, ſich zu entkleiden und zu mir zu kommen; ſie verſprach es, wenn ich vernünftig ſeyn wollte; es wäre närriſch geweſen, Nein zu ſagen. Sie ſchlüpfte in meine Arme, und indem ſie alle ihre Schönheiten vor mir entfaltete, machte ſie es mir unmöglich, mein gegebenes Wort zu halten. Als ich wieder erwachte, mußte ich dieſe Ueberrumpelung meiner ſelbſt herzlich belachen und mich zugleich darüber ärgern, da nun von Leonilden, wegen welcher die Sache eigentlich unternommen war, nicht mehr die Rede ſeyn konnte, die noch dazu dieſen Streich, den ich ihr erzählte, herzlich belachte. Es blieb mir nun nichts übrig, als meinen Umgang mit Anaſtaſien fortzuſetzen, die mir endlich den Vorſchlag machte, ſie mit nach Rom zu nehmen, wo ſie einen reichen Oheim habe, der für ſie ſorgen würde, ſobald ich ſie nicht mehr liebte. Als Liebhaber durfte ich nicht Nein ſagen, allein ich war nicht verliebt, mein ganzes Vermögen beſtand nur in tauſend Zechinen, und ſo mußte ich dieſer Begleitung entſagen.

Den Tag vor meiner Abreiſe überraſchte mich der Marquis C. mit einem höchſt ſonderbaren Antrage. Ohne alle Einleitung ſagte er mir, nachdem er

mir für meinen angenehmen Beſuch gedankt, er wiſſe aus dem Munde des Herzogs von Matalone ſelbſt, warum ich Leonilden nicht geheirathet, und habe mich wegen des großmüthigen Geſchenks von fünftauſend Ducati immer bewundert, da ich doch nicht reich ſey. Dieſe Summe, fuhr er fort, bildete mit fünf oder ſechstauſend Scudi, welche ſie von der Großmuth des Herzogs beſaß, ihre Mitgift; ich habe dieſe auf hunderttauſend Ducati vermehrt, und ſo iſt ſie geſichert, ſelbſt wenn ich ohne Erben ſterben ſollte. Was ich mir nun von Ihnen erbitte, iſt, daß Sie die Güte haben, Ihr Geſchenk von Leonilden zurückzunehmen. Sie verlangt lebhaft, Ihnen dieſen Beweis ihrer Achtung und ihrer Liebe zu geben; ich theile ihren Wunſch mit ihr, doch ohne zugeben zu können, daß ſie ſich Ihres Geſchenks wieder beraube; Sie werden es daher von mir zurückerhalten. Aus Zartgefühl hat ſie es nicht gewagt, Ihnen dieſen Antrag zu machen, den Sie ihr doch allein zu danken haben; ſie wollte nicht das Anſehen haben, als wolle ſie ſich von aller Verpflichtung gegen Sie frei machen.

Sie hat Recht gehabt, erwiderte ich, ich würde ihr Geſchenk verſchmäht haben; allein Ihnen kann

ich es nicht abſchlagen; eine Weigerung dieſer Art könnte nur aus einem unzeitigen Stolze herfließen, der bei mir um ſo lächerlicher wäre, da ich nicht reich bin. Ich wünſche daher nur, daß Ihre Gemahlin und deren Mutter bei der Uebergabe des Geſchenks zugegen ſeyen.

Nach dem Eſſen ſoll die Sache abgemacht werden.

Neapel war während eines viermaligen Aufenthaltes daſelbſt immer der Tempel meines Glücks; käme ich jetzt dahin, ſo würde ich Hungers ſterben; das Glück verachtet das Alter. Bei meinem letzten Aufenthalte mußte ich zwei Frauen glücklich und im Wohlſtande dort antreffen, die mir Geſchenke zurückgaben, als wären es nur Darlehen geweſen. Leonilda und ihre Mutter weinten vor Freuden, als mir der Marquis in ihrer Gegenwart die fünftauſend Ducati in Banknoten übergab und zugleich Donna Lucrezien andere fünftauſend, als eine Gratification dafür, daß ſie ihm meine Bekanntſchaft verſchafft habe, überreichte. Den Hauptgrund entdeckte er ihr jedoch nicht und verſchwieg ihr, daß er von dem Herzoge wußte, Leonilda ſey meine Tochter. Dieſe Erkenntlichkeit that meinem Froh-

ſinne den Reſt des Tages über Eintrag und Anaſtaſia fand wenig Freude bei mir. Auf ihren Vorwurf: ich liebe ſie nicht, antwortete ich nur mit Ausflüchten. Den folgenden Tag verließ ich das Haus des Marquis mit Gefühlen, welche Worte nur ſchwach wiedergeben, und indem ich dem alten Herrn hatte verſprechen müſſen, ihm von Rom aus zu ſchreiben. Um elf Uhr ſtieg ich in Neapel bei Agathen ab, die mich in Rom glaubte und daher nicht wenig erſtaunt war, mich wiederzuſehen. Ihr Mann empfing mich mit den größten Freundſchaftsbezeigungen; ich erklärte, ich ſey nur gekommen, ihn zu umarmen und ihn um die Beſorgung eines Wechſels von fünftauſend Ducati auf Rom zu bitten. Ich übergab ihm das Geld und er verſprach mir den Wechſel um drei Uhr, Agathe aber ſchickte zu Calimenen und ließ dieſe zum Eſſen einladen.

Das gute Kind war verwundert, mich in Neapel wiederzuſehen, und erzählte mir umſtändlich ihre Liebſchaft mit dem Ritter Moroſini, welche nur zehn Tage lang währte. Seine Unbeſtändigkeit gab ihr zu gerechten Klagen Anlaß; er hatte ſie für eine Tänzerin verlaſſen. Mein vierzehntägiges Verſchwinden war das Räthſel, das die ganze Tiſchgeſellſchaft er=

heiterte, da ich ihre Neugierde nur unvollkommen befriedigte. Um drei Uhr verließ ich ſie nach den zärtlichſten Umarmungen und reiſte die ganze Nacht hindurch; nur in Montecaſſino, das ich nie geſehen hatte, hielt ich an und freute mich, dort den Prinzen X— von S—, unter dem Namen eines Grafen von der L—, mit Madame Spinucci, einer Dame aus Fermo, wiederzufinden. Er verweilte ſeit drei Tagen dort und wartete auf eine Erlaubniß des Papſtes für Madame Spinucci, das Kloſter zu ſehen, da die Regel des heiligen Benedict den Frauen den Eintritt darin verbietet. Die Spinucci beſtand darauf und der Prinz ſah ſich genöthigt, einen Expreſſen nach Rom für dieſe Erlaubniß zu ſenden. Nachdem ich in Montecaſſino alles Merkwürdige geſehen und dort der Ruhe gepflegt hatte, reiſte ich nach Rom weiter, ohne irgendwo einen Augenblick zu verweilen; denn obgleich wir in der Mitte des Septembers ſtanden, ſo hatte es doch noch nicht geregnet und die Luft war ſchlecht. Am ſpaniſchen Platze, bei Rolands Tochter, der Schwägerin meines Bruders, die ſich mit dem Prinzen Beloſelski noch immer in Rom aufhielt, nahm ich meine Wohnung. —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Casanova, Giacomo Girolamo,

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb

Bd.: 11

Leipzig (1828)

Rem.II 11-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10780229-5